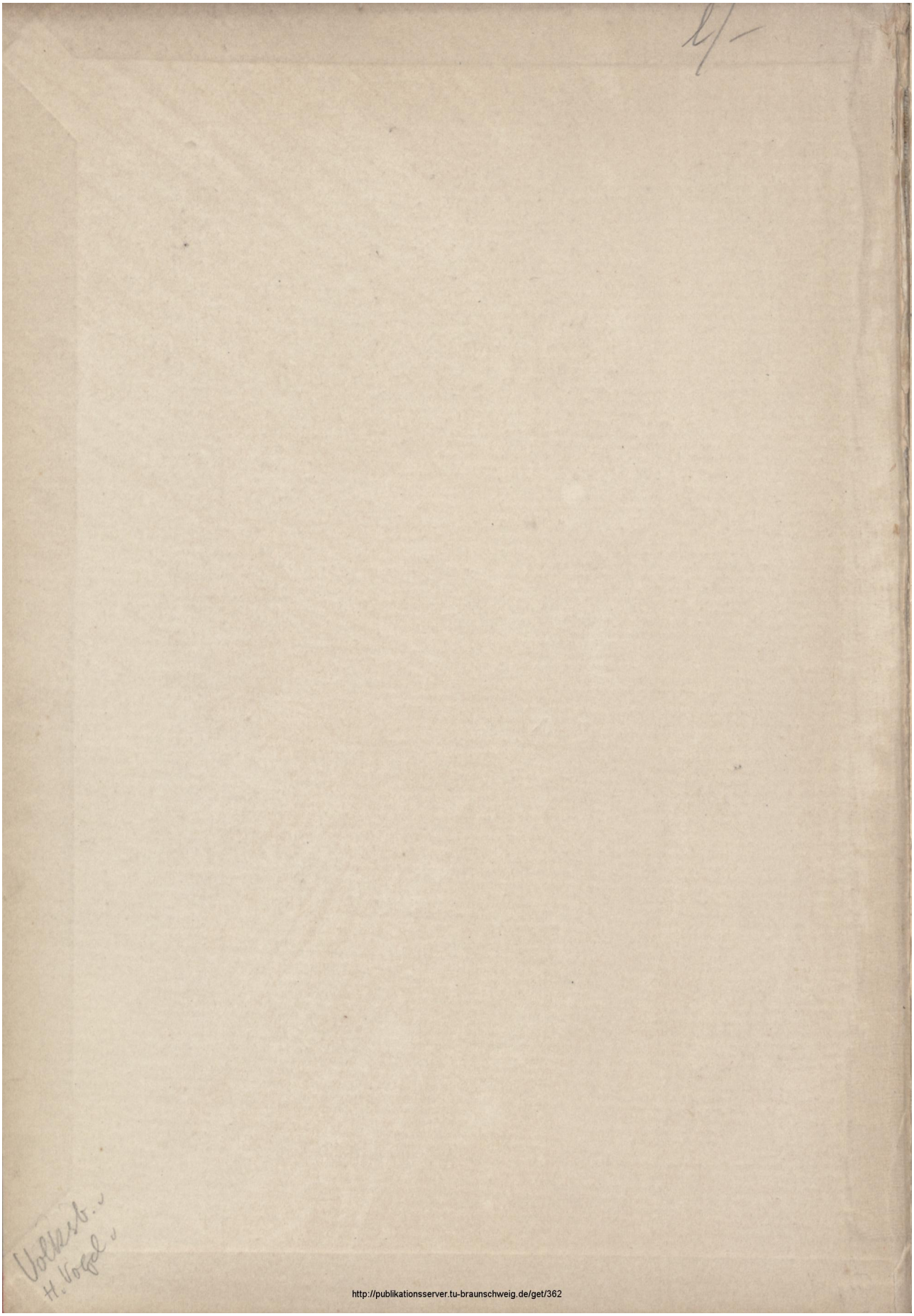
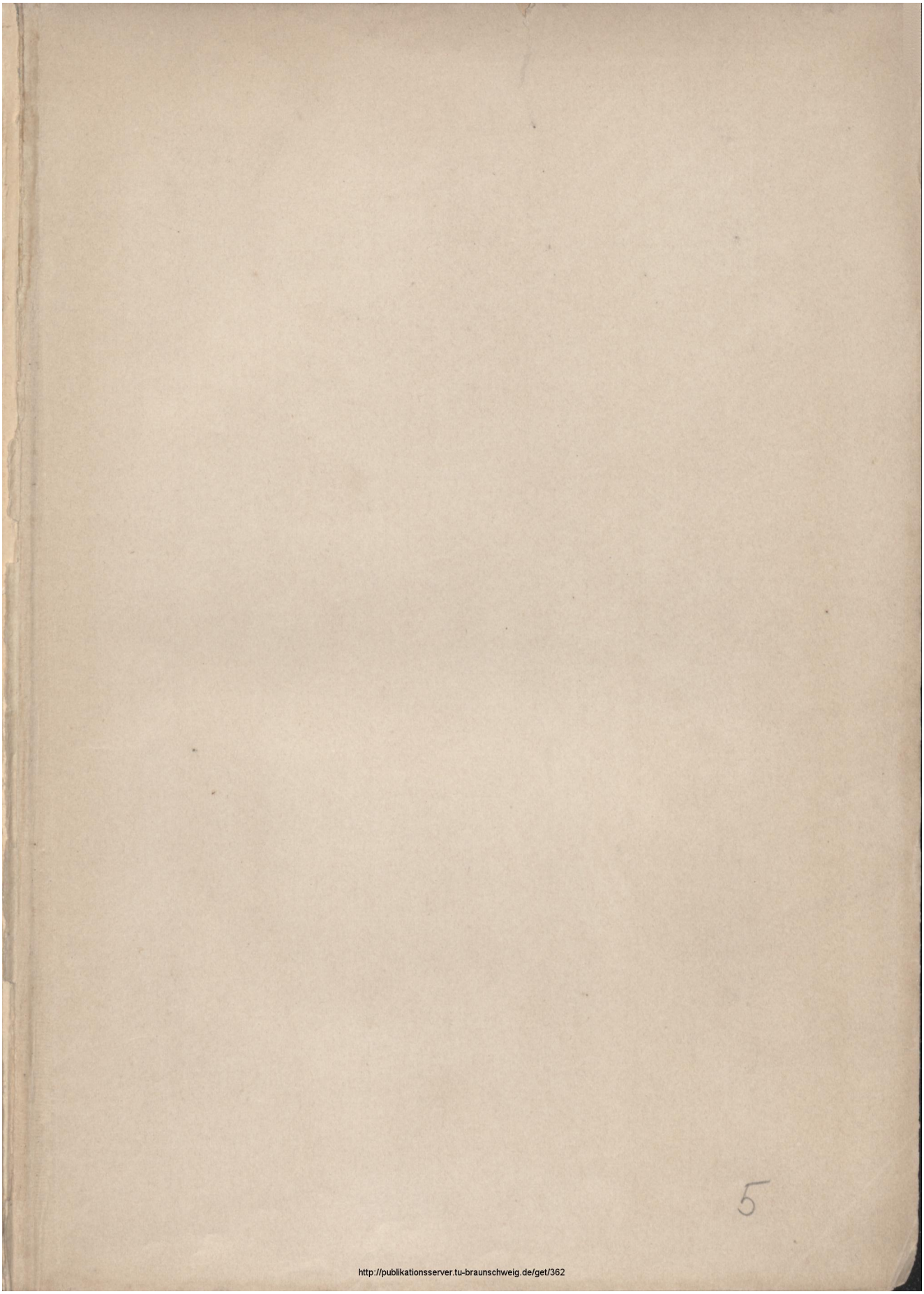
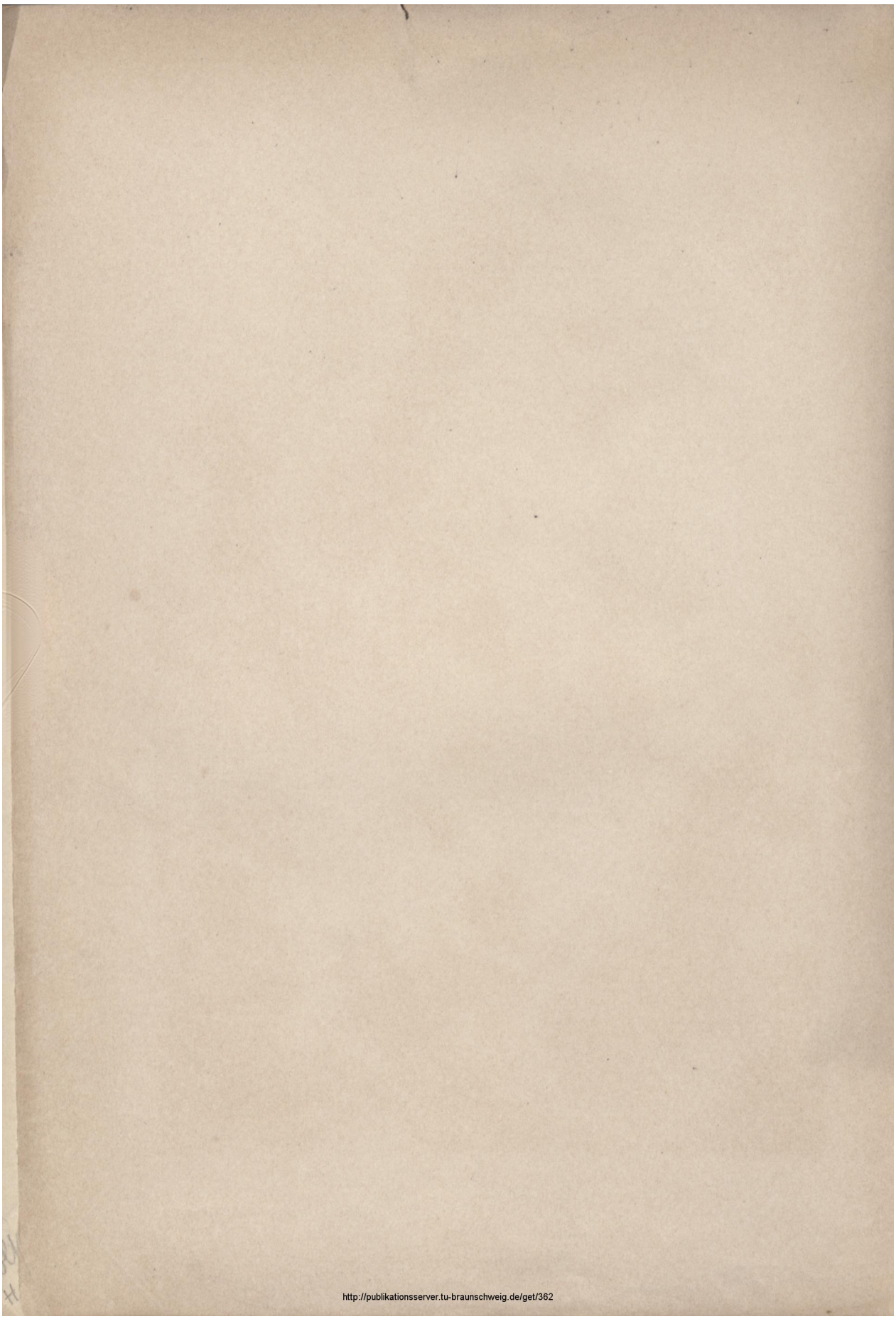
http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



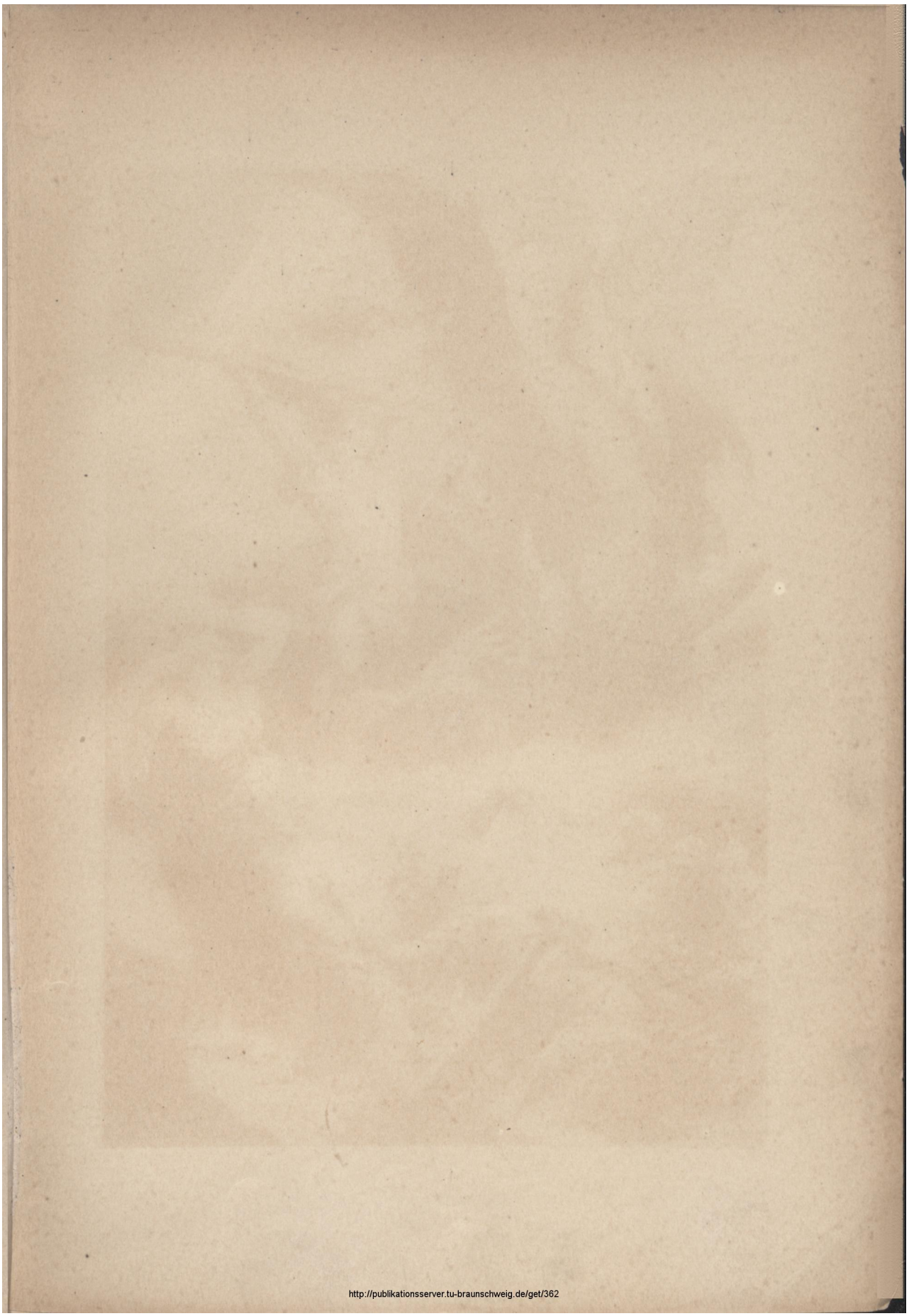
http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Lith. Anst. v. M. Geeger, Stuttgart.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

2005-418 8

Gustav Schwabs

Deutsche Volksbücher

für

die reifere Jugend

ausgewählt und bearbeitet

von

Otto Hoffmann.

Mit 6 Farbendruckbildern nach Aquarellen

von

Herm. Vogel.

Stuttgart.
K. Thienemanns Verlag.
(Jul. Hoffmann.)

[1882]

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Pädagogische Hochschule
Abt. Braunschweig
Bibliothek
Niedersachsen

C. Hoffmann'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Der gehörnte Siegfried.

(Mit Bild.)

In alter Zeit gebot in den Niederlanden der König Sieghard, dessen Gemahlin einen einzigen Sohn, namens Siegfried, hatte.

Der Knabe Siegfried war groß und stark, aber zugleich unbändigen Sinnes, so daß ihm das Leben daheim bald zu eintönig dünkte, und er eines Tages ohne Urlaub von seinen Eltern davonging, um allerlei Abenteuer aufzusuchen. Indem er nun durch Gehölz und Wildnis zog, sah er vor einem dichten Walde ein Dorf liegen und richtete seine Schritte nach demselben, denn ihn hungerte und dürstete gewaltig.

Zunächst vor dem Dorfe wohnte ein Schmied; ihn sprach Siegfried an, ob er einen Knecht nötig habe. Als der Schmied das kräftige Aussehen des Knaben bemerkte, ließ er sich's gefallen, holte Speise und Trank herbei und führte Siegfried dann zum Amboß, denn er wollte sehen, ob sich jener auch zum Handwerk eigne.

Als er ihm aber den Hammer in die Hand gegeben, da schlug Siegfried mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß dieses entzweiging und der Amboß beinahe in die Erde sank. Der Meister erschrak darüber und wurde ärgerlich; er nahm den jungen Siegfried beim Haare und zauste ihn ein wenig. Dieser aber, der solcher Behandlung nicht gewohnt war, packte den Meister und warf ihn zu Boden, daß ihm für geraume Zeit die Sinne vergingen. Sowie er aber zu sich selber kam, sann er nur auf Mittel und Wege, wie er den ungefügen Jungen wieder loswerden möchte. Deswegen berief er am nächsten Morgen den Siegfried zu sich und befahl ihm, sich in den Wald zu dem dortigen Köhler zu begeben und einen Sack voll Kohlen zu holen. Er bezeichnete ihm den Weg zu einer Linde, in deren Nähe sich die Hütte des Köhlers befinden

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sollte. Des Schmiedes heimliche Meinung aber war, der furchtbare Drache, der sich in dem Wald bei der Linde aufhielt, sollte Siegfried töten. Der Knabe ging ohne alle Sorge in den Wald; wie er aber zu der Linde kam, schoß ein ungeheurer Drache auf ihn daher und sperrte den Rachen auf, ihn zu verschlingen.

Siegfried bedachte sich nicht lange, sondern riß den nächsten Baum aus der Erde und warf ihn auf den Drachen. Dieser verwickelte sich mit seinem Schweif in die Äste und verstrickte sich so, daß er nicht loskommen konnte. Da riß Siegfried noch mehrere Bäume aus und warf sie auf den Drachen; dann lief er schnell in des Köhlers Hütte und holte sich Feuer; mit diesem zündete er die Bäume über dem Untier an, daß sie alle mitsamt dem Drachen verbrannten.

Da floß unter den brennenden Stämmen das Fett wie ein Bächlein dahin. Siegfried tauchte den Finger in das Fett; und wie es erkaltet war, da wurde die Haut dieses Gliedes wie hartes Horn. Als er solches gewahr wurde, entkleidete er sich sogleich und überstrich mit dem Drachenfett seinen ganzen Leib, mit Ausnahme eines Fleckes an der Schulter, wohin er nicht gelangen konnte. Aus diesem Grunde wurde er später „der gehörnte Siegfried" genannt.

Siegfried, also gepanzert, begab sich nun voll Thatendurst an den Hof eines berühmten Königs, der hieß Gilbald und hielt Hof zu Worms am Rheine. Dieser König hatte drei Söhne und eine überaus schöne Tochter, mit Namen Florigunde. Nun geschah es einmal an einem heißen Mittage, daß die Jungfrau sich an ein Fenster stellte, um frische Luft zu schöpfen. Da kam ein ungeheurer Drache herangeflogen, der verbreitete einen solchen Flammenschein, daß es aussah, als ob die Königsburg in Feuer stünde. Das Ungeheuer aber faßte die entsetzte Jungfrau und führte sie mit sich in die Luft, hoch über das nahe Gebirge hinweg. Groß war der Jammer der unglücklichen Eltern der Geraubten, und alsbald sandten sie Boten in alle Lande hinaus, welche die arme Florigunde aufsuchen sollten. Endlich erlangten sie eine unsichere Kunde, daß die Jungfrau auf dem Drachenstein von dem Drachen gefangen gehalten werde; niemand aber konnte melden, wo dieser Drachenstein liege.

Indessen verlief eine lange Zeit, während welcher die Königstochter hilflos bei ihrem entsetzlichen Kerkermeister verharren mußte. Siegfried aber war nunmehr zu einem herrlichen Jüngling herangewachsen. Er ging in das Land hinaus, fing Bären und Löwen und hing sie zum Gespötte an die Bäume auf, worüber sich jedermann verwunderte. Der Ruhm seiner seltenen Stärke verbreitete sich durch alle

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Lande, und König Gilbald wurde ihm so gewogen, daß er ihn trotz seiner Jugend feierlich zum Ritter schlug.

In einer Nacht nun hatte der edle Siegfried einen hellen Traum. Die geraubte Florigunde erschien ihm, wie sie leibte und lebte, winkte flehenden Auges dem jungen Ritter dreimal mit ihrer weißen Hand und verschwand wieder. Als Siegfried jedoch erwacht war, erinnerte er sich sogleich seines Traumes, und denselben als ein Gotteszeichen ansehend, machte er sich ohne Zaudern mit Tagesanbruch auf, indem er den Vorwand eines Jagdvergnügens gebrauchte, in Wirklichkeit aber, weil er einen Versuch zur Auffindung der geraubten Königstochter machen wollte. Bald gelangte er in einen dichten Wald. Siehe, da läuft sein bester Spürhund seitwärts in das Gebüsch, dem eilet Siegfried mit Begierde nach, und so bringt ihn das Ungefähr auf die Spur und den Drachenstein. Bis in den dritten Tag verfolgte er mit seinem Hunde diese Fährte, ohne viel an Essen und Trinken zu denken, denn stets schwebte ihm die gefangene Florigunde vor Augen. Wie er nun merkte, daß sein Pferd matt wurde, ließ er es ein wenig grasen, weil nichts Besseres zur Stelle war; er selbst fühlte sich auch ermüdet und wollte ein wenig ruhen; da lief aus dem Walde ein großer Löwe auf ihn zu. „Hier ist nicht lange Zeit zu spaßen," dachte Siegfried. Er griff, wie einst Simson, dem wilden Tiere beherzt in den Rachen und riß ihn voneinander, so daß der Löwe tot vor ihm dalag. Da nahm er den Erlegten, hängte ihn an einem Baume auf, sattelte sein Pferd und eilte seinem Hunde nach, der ein getreuer Wegweiser war.

Er war noch nicht weit geritten, als ihm ein gewappneter Ritter begegnete, der ihn ganz barsch anredete: „Junger Mann, wer du auch seiest, ich sage dir, du kommst ohne Schwertstreich nicht von hier, du gebest dich mir denn gefangen. Wo nicht, so mußt du von meinen Händen sterben!" Mit diesen Worten zog er sein Schwert. Aber Siegfried bedachte sich nicht lange, auch er griff zu seinem guten Schwerte und sprach: „Du viel kühner Ritter, wer du auch seiest, wehre dich männlich, denn dies wird nötig sein, da ich dich bald zu lehren gedenke, daß man einen beherzten Ritter nicht ungestraft auf freier Straße anfällt." Damit schlugen sie kräftig zusammen, daß die Funken stoben. Da sprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: „Ich sage dir, Held, gieb dich mir gefangen, du bist ja nicht gewappnet; so kannst du mich nicht bestehen!" Siegfried erwiderte: „Ich will dir deine Waffen zu Schanden machen!" Dazu führte er einen solchen Streich auf den Ritter, daß er ihm sein Visier wegschlug. „Das soll dir übel bekommen," schrie der Ritter, „denn bisher habe ich dich nur aus gutem Willen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

geschont!“ Er holte zugleich zu einem gewaltigen Streich aus, um Siegfried das Haupt zu spalten. Dieser aber fing den Hieb behende auf und traf seinen Gegner in den Hals, daß er vom Pferd auf die Erde sank; dann schwang sich auch Siegfried von seinem Roß, neigte sich über den Ritter und betrachtete seine Wunden. Als er sah, daß sie tödlich seien, gereuete es ihn, seinen Feind so hart getroffen zu haben; er zog ihm deswegen den Harnisch ab und hoffte, wenn er nur frische Luft schöpfte, so würde er wieder zu sich kommen. Es fruchtete aber nur so viel, daß der sterbende Ritter noch einige Worte sprechen konnte. So fragte ihn denn Siegfried: „Sage mir, edler Ritter, von wannen bist du? Wie ist dein Name? Was ist die Ursache, daß du mich so freventlich angerannt hast?“ Der Ritter antwortete: „Ich wollte dir gerne auf alles Bescheid geben, wenn ich nur noch Kraft genug besäße; so aber sage mir, wer du bist?“

„Sie heißen mich den gehörnten Siegfried,“ erwiderte Siegfried. Als der Ritter dieses hörte, richtete er sich auf und sprach: „Wenn du der bist, mein edler Ritter, so bin ich von eines berühmten Mannes Hand gefallen. Aber es geht aus mit mir, darum vermach ich dir meinen Harnisch und meinen Schild, denn du wirst sie nötig haben. Hier in diesem Walde wohnt nämlich ein gewaltiger Riese, Wolfgrambär genannt; dieser hat auch mich bezwungen und zu seinem Gefangenen gemacht, als ich in diesen Wald kam. Denn ich bin aus Sizilien gebürtig und in die Fremde gegangen, Abenteuer zu suchen. Da überwand mich der Riese und wollte mich behalten, bis ich ihm fünf Ritter unterwürfig gemacht hätte; dann sollte ich meine Freiheit wieder erhalten. Nun habe ich aber nur einen zu Falle gebracht, und der bin ich selber; und hinfort wird kein anderer Kämpe mehr durch mich fallen. Gern möchte ich dir, gestrenger Ritter Siegfried, noch von einem anderen Abenteuer erzählen, das dieser Wald verbirgt, von einem Drachen, der eine schöne Jungfrau gefangen hält, aber ach — ich muß scheiden!“ Er winkte ihm Abschied mit der Hand zu, dann brach sein Auge und er gab seinen Geist auf. Als Siegfried ihn so dahinsinken sah, beklagte er ihn schmerzlich und jammerte auch, daß ihm die Nachricht von der schönen Florigunde so nahe gewesen und jetzt zunichte geworden war. Aber er konnte es nicht mehr ändern. Darum nahm er von dem toten Ritter den Schild und die Sturmhaube. Den Panzer, der ihm auch vermacht war, zog er dem Toten nicht ab, denn seine gehörnte Haut bedurfte keines Harnisches.

So setzte sich Siegfried wieder auf sein Roß und ritt aufs ungewisse fürbaß in den Wald. Da kam mit einemmal ein Zwerglein auf

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

einem kohlschwarzen Rosse dahergeritten, das hatte ein großes Gefolge von Zwergen hinter sich und war mit köstlichen Kleidern angethan, wie ihm dies auch wohl geziemte, da der Zwerg Egwald ein König von großem Reichtum war. Als dieser des gehörnten Siegfrieds ansichtig war, grüßte er ihn ganz tugendlich bei seinem Namen, denn er hatte den Ritter sogleich erkannt. Siegfried verwunderte sich natürlicherweise höchlichst darüber, daß ihn der Zwergenkönig wie einen alten Bekannten anredete, und sprach zu dem kleinen Männlein: „Wenn du mich so gut kennst, so mußt du auch wohl wissen, wie mein Vater und meine Mutter heißen, und ob sie noch am Leben sind."

Der Zwerg antwortete frohgelaunt: „Dein Vater heißt Sieghard und ist König in den Niederlanden; deine Mutter heißt Adelgunde; und beide leben noch."

Wie Siegfried vernahm, daß der Zwerg von allem sehr gut Bescheid wußte, bat er den König, daß er ihm den Weg nach dem Drachenstein zeigen möchte. Darüber erschrak der König Egwald sehr und sagte zu ihm: „Wolle doch solches nicht begehren, denn es wohnt dort ein entsetzlicher Drache, der hält eine schöne Jungfrau gefangen, welche kein Mensch erlösen kann."

Als Siegfried dieses hörte, ward er froh und sprach: „Nun, so zeige mir alsbald den Weg zu dem Drachen, damit ich der Jungfrau zu Hilfe kommen kann!"

Der Zwerg widerstrebte nicht länger und wies den Ritter vorwärts nach einem Berge bei einer steinernen Wand. „Hier," sprach er, „wohnt der Riese Wolfgrambär; er allein hat den Schlüssel zum Drachenstein, und ihm mußt du denselben entreißen."

Siegfried besann sich nicht eine Minute, sondern pochte an die Thür des Felsenhauses und hieß den Riesen zu sich herauskommen. Sobald der Riese das vernahm, sprang er mit Zorn und Grimm heraus, wobei er eine ungeheuere eiserne Stange um den Kopf wirbelte. Siegfried aber fürchtete sich nicht und sprach: „He, dummgeschlachter Kerl, sogleich wirst du mir die Jungfrau Florigunde herausgeben, die du widerrechtlich gefangen hältst!"

Als der Riese dieses Begehren hörte, wurde er noch grimmiger und führte mit seiner Stange einen so schweren Streich nach Siegfried, daß die Äste von den Bäumen umherflogen und das Eisen tief in die Erde fuhr. Aber der Schlag hatte gefehlt, denn Siegfried war hurtig zur Seite gesprungen und nahm jetzt sein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Riese von dem ungeheuern Schlage die Stange fallen ließ, so rannte Siegfried auf ihn los und schlug ihm eine so tiefe

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Wunde, daß das Blut in Strömen von ihm floß. Da sprach der Verwundete voll Ingrimm: „Du junger Fant, darfst du dich erkühnen, wider den zu streiten, vor dem sich ein ganzes Heer gefürchtet? Du sollst dich tausend Meilen von dannen wünschen!“ Und damit that er aufs neue einen so kräftigen Schlag nach dem Helden, daß die Stange wiederum tief in die Erde fuhr und jenen ohne Zweifel zu Boden geschlagen hätte, wenn ihm nicht seine Behendigkeit abermals zu Hilfe gekommen wäre. Das verdroß den Riesen über die Maßen und er entfloh in seine steinerne Wand. Dort verband er seine Wunde, so gut er konnte. Da stand nun Siegfried allein und besann sich, wie er die Jungfrau erretten könnte. Demnach pochte er aufs neue an des Riesen Haus. Dieser gab ihm zur Antwort: „Werde nur nicht ungeduldig! Bald will ich wieder bei dir sein und dir den Garaus machen!“ Inzwischen hatte sich der Riese mit einem vergoldeten Harnisch gewappnet, der mit Drachenblut gehärtet war. Auch sein Helm war überaus stark und künstlich ausgearbeitet. Sein Schild war von blankem, schuhdickem Stahl; auch trug er eine noch schwerere Stange, als die vorige war, in der Hand. Außerdem hatte er ein großes, starkes Schwert an seiner Seite. So ausgerüstet sprang er wieder hervor aus der steinernen Wand, voll Zorn und Grimm, und auch voll Zuversicht: denn wenn der Riese diese Waffen angelegt, so getraute er sich, einem ganzen Heere zu widerstehen. Und jetzt sprach er zum Ritter Siegfried: „Nun sage mir, du kleiner Bösewicht, welcher Kobold hat dich hierhergebracht, daß du mich in meinem eigenen Haus ermorden willst?“ Siegfried sprach: „Das lügst du in deinen Hals; ich habe dich nur heißen zu mir herausgehen!“ — „Was?“ sagte der Riese, „du willst noch aufbegehren? Du solltest wünschen, niemals hierhergekommen zu sein! An einen Baum will ich dich henken!“ — „Du Ungeheuer!“ sagte Siegfried, „meinst du, ich sei hergekommen, mich henken zu lassen? Nein, das soll dir nicht gelingen! Und ich sage dir: fürwahr, wofern du mir nicht die Jungfrau vom Drachenstein gewinnen hilfst, so will ich dir dein Leben nehmen, und wenn du der Böse selber wärest. Gott ist doch stärker als du; der wird mich nicht in deine Hände geben.“ — „Ich sollte dir die Jungfrau gewinnen helfen? Nimmermehr geschieht das! Es scheint, du kennst meine Kraft und Stärke nicht! Ich will dich lehren, daß du dich nicht nach Kämpfen mit Riesen gelüsten lassen sollst!“ — „Du Schnarcher,“ sprach Siegfried, „ich sage dir, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will dir zeigen, wer ich bin, und was ich vermag!“ Damit schlugen beide so grimmig aufeinander, daß das wilde Feuer aus ihren Helmen und Schilden fuhr. Siegfried aber

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

war es nicht anders zu Mut, denn als ob er noch bei seinem Meister Schmied auf den Amboß schlüge, und es fehlte wenig, so hätte er den Riesen in den Boden geschlagen. Als er ihn nun zu Boden geworfen, so schwang er sich auf sein Pferd, weil er sonst gegen seinen Feind zu klein war, und stach und schlug den Riesen bis auf den Tod, daß er sich auf den Boden streckte und über und über mit Blut bedeckt war.

Wie nun der Riese sechzehn tiefe Wunden empfangen hatte, begann er um sein Leben zu bitten und mußte dem kühnen Ritter wider seinen Willen den Preis geben. Daher sprach er: „Du magst wohl mit allen Ehren den Ritternamen führen; denn du bist ein kleiner Mann und gegen mich für ein Kind zu rechnen, und gleichwohl hast du mich überwunden! Wenn du mir aber mein Leben schenken wirst, so will ich dir meine Rüstung und mich selbst zum Pfand meiner Treue übergeben!“ Da sprach Siegfried: „Gut, es soll dir gewährt sein, wenn du mir die Jungfrau Florigunde vom Drachenstein gewinnen helfen willst!“

Das versprach der Riese mit einem teuern Eide, worauf Siegfried ihm seine Wunden verband und dabei sprach: „Nun aber sage mir, Gesell, wie kommen wir am füglichsten auf den Drachenstein?“ — „Das will ich dir sogleich sagen,“ antwortete der meineidige Riese und wies den Ritter in ein finsteres Thal, durch welches ein wildes Bergwasser dahinfloß. Wie sie nun einhergingen und Siegfried sich keines Übels versah, da gab der Riese Wolfgrambär auf einmal dem edlen Ritter von hinten einen so ungeheuern Schlag, daß er davon zur Erde sank und ihm das Blut aus Mund und Nase floß, so daß es auch einen Heiden hätte erbarmen mögen. Ohne Zweifel wäre Siegfried jetzt verloren gewesen, wenn nicht das Zwerglein Egwald dazwischen gekommen wäre und dem wunden Helden eine Nebelkappe aufgesetzt hätte, die ihn sofort dem Anblick des Riesen entzog. Der Riese aber drehte sich rechts und links wie toll und unsinnig herum, denn er konnte nicht begreifen, wohin sein Gegner, den er doch zu Boden geschlagen hatte, plötzlich verschwunden war.

Als Siegfried nach einer langen Weile aus seiner Ohnmacht erwachte, fand er sich neben dem Zwergenkönig sitzen und dankte von ganzem Herzen: „Gott,“ sprach er, „wird dir's vergelten, daß du so treulich an mir gehandelt hast. Jetzt aber muß ich meine Sache mit dem Ungetüm zu Ende bringen.“ Mit diesen Worten, und ehe ihn der Zwerg an seinem Vorhaben hindern konnte, riß der starke Held die Nebelkappe von sich, daß er wieder sichtbar wurde, nahm sein Schwert in beide Hände, lief voll Grimm den Riesen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

mannlich an und hieb ihm noch acht weitere tiefe Wunden. Da schrie der Riese laut auf: „Du bist ein so kleiner Mann und schlägst so kräftiglich auf mich! Was nützet dich denn mein Tod, da ja außer mir niemand dir die Jungfrau kann gewinnen helfen!“ Da ließ Siegfried den Riesen beim Leben und sprach: „Wohlan, so gehe mir voran, den Weg zur Jungfrau zu zeigen. Thust du dies nicht, so schlage ich dir dein Haupt ab!“

Der Riese Wolfgrambär sah wohl, daß der Ritter im Ernste sprach; so nahm er denn seinen Schlüssel in die Hand und ging voran, bis sie zu einer Thür kamen, die acht Klafter tief unter der Erde verborgen war. Diese schloß der Riese auf, und nun wurde der edle Ritter endlich die Jungfrau Florigunde gewahr, die bei seinem Anblick in Freudenthränen ausbrach, denn sie hatte den tapferen Siegfried als Jüngling bei ihrem Vater gesehen. Siegfried aber sprach zu ihr: „Vieltugendreiche Jungfrau, laßt jetzt von Eurem Trauern ab, und schicket Euch zur Reise zu Euren Eltern an, die ich vor drei Tagen in guter Gesundheit verlassen habe!“ — „Ach, mein edler Ritter,“ sprach die Jungfrau, „ich habe große Sorge um Euch, Ihr werdet mich nicht ohne Streit von hinnen bringen, ja ich fürchte, daß Ihr trotz Eurer Tapferkeit dem ungeheuern Drachen nicht widerstehen könnet!“ Siegfried hieß dagegen die Jungfrau guten Mutes sein; er werde, so Gott wolle, den Drachen wohl bestehen.

Darauf sagte der Riese Wolfgrambär zu Siegfried: „Siehe da vor dich, dort in der steinernen Wand wirst du eine überaus herrliche Klinge finden; außer ihr ist keine Waffe, mit welcher der Drache überwunden werden könnte.“

Der ahnungslose Siegfried griff sogleich begierig nach dem Schwerte, da schlug ihm der treulose Bube von hinten eine tiefe Wunde, so daß der edle Siegfried sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte. Doch ermannte er sich, und sich dem Ungetreuen mit Ingrimm zukehrend, begann er von neuem mit ihm zu ringen, daß der Drachenstein davon erzitterte.

Der Riese dachte: „Jetzt muß es gewonnen oder verloren sein.“ Doch Siegfried faßte den Riesen in seinen Wunden und riß sie ihm weit voneinander. Da sank der Riese zur Erde und bat flehentlich um sein Leben; Siegfried aber achtete diesmal seiner Bitten nicht, sondern stürzte ihn vom Drachenstein hinab, daß sein Gebein in der Felsenkluft zerschmettert ward.

Als Florigunde dieses sah, stieß sie einen Freudenschrei aus und dankte Gott, daß er dem Ritter so große Stärke gegeben. Jetzt erschien

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

auch das Zwerglein Egwald, das dem Ritter gefolgt war, und sorgte alsbald dafür, daß sein Gefolge dem Helden Speise und Trank brachte. Ehe aber Siegfried noch ganz gesättigt war, siehe, da kam der ungeheuere Drache über die Berge dahergefahren, und das Feuer flog dreier brennenden Riesenspieße lang vor ihm her, so daß ringsum der Fels davon erhitzt und in Flammen gesetzt wurde. Siegfried und die Jungfrau hatten sich vor der großen Hitze tiefer in die Höhle hinein begeben, bis das höllische Feuer des Drachen ein wenig verglommen und verdämpft wäre, bald indes konnte Siegfried vor Ungeduld nicht länger mehr in der Höhle verharren. Er nahm das Schwert zu sich, das ihm der Riese gewiesen hatte, und ging den Felsen hinan. Als der Drache Siegfried gewahr wurde griff, er ihn mit solcher Gewalt an, daß der Stein davon erzitterte, und Siegfried es nicht verhindern konnte, daß ihm das Ungetüm mit seinen ungeheueren Klauen den Schild aus der Hand riß. Bei dem Tosen dieses Kampfes machten sich alle Zwerge auf, in die Wälder zu entfliehen, denn sie fürchteten, der Fels möchte einfallen und sie alle zerschmettern.

Nun hatten sich in dem Gebirge auch zwei Brüder des Zwergenkönigs Egwald aufgehalten, welche den großen Schatz ihres Vaters daselbst hüteten. Als nun die Zwerge alle davonflohen, versteckten sie den Schatz in ein hohes Gestein, dicht an der steinernen Wand, unter dem Drachenstein. Der Zwergenkönig Egwald kannte den Versteck des Schatzes nicht, denn er hatte sich schon früher verborgen, um abzuwarten, wie der erschreckliche Kampf ablaufen würde, um im Falle der Not Siegfried mit seiner Kunst dienen zu können. Denn wenn der Held überwunden worden wäre, so wären auch die Zwerge alle des Todes gewesen, weil der Drache wußte, daß sie Kundschaft von seinem Steine hatten.

Wie nun Siegfried die große Hitze, die von dem Drachen ausging, nicht länger ausstehen konnte, weil ihm sein Hornüberzug am Leibe weich zu werden anfing, da floh er zu der Jungfrau in die Tiefe des Geklüftes, bis sein Horn wieder erhärtet war und sich die große Glut auf dem Steine etwas vermindert hatte. In der Zeit nun entdeckte er den überaus reichen Schatz, den die Zwerge da versteckt hatten. Er war aber der Meinung, der Schatz könnte nur dem erschlagenen Riesen zugehört haben; denn daß die Herrlichkeiten des Zwergenkönigs Egwald und seiner Brüder Eigentum seien, das kam ihm nicht in den Sinn.

Da trat Egwald aus dem Gestein hervor und brachte dem Helden die entsetzliche Botschaft, daß der Drache soeben noch neun junge Drachen an sich gezogen habe. Siegfried aber verzagte nicht, sondern warf sich

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

aufs Knie und betete kurz aber inbrünstig. Dann erhob er sich und stieg den Drachenstein abermals hinan. Oben angelangt, nahm er sein Schwert mit beiden Händen, und ohne der jungen Drachen zu achten, hieb er mit allen seinen Kräften grimmig auf den alten Lindwurm ein. Während des Gefechtes flogen die jungen Drachen schleunigst wieder davon; nur der alte Drache blieb und spie aus seinem Rachen die Flammen blau und rot über Siegfried in solcher Menge hinab, daß er ihn beinahe zu Boden gebracht hatte. Überdies bediente er sich listig seines Schweifes, indem er versuchte, mit demselben den Ritter vom Drachenstein hinunterzuschleudern. Siegfried aber sprang behende beiseite, und sein Schwert machtvoll fassend, führte er einen so glücklichen Streich auf den Drachen, daß er seinen Schweif vom Leib trennte. Der Drache geriet hierüber in fürchterlichen Zorn und überschüttete den Ritter mit Glut und Flammen. Siegfried jedoch faßte sich ein mutiges Herz und neue Kraft und that einen so harten Streich, daß er mit demselben den Lindwurm in zwei Stücke mitten voneinander hieb, so daß die beiden Hälften von dem Steine in die Tiefe hinabrollten. Die Jungfrau in der Felsenhöhle schloß aus dem fürchterlichen Getöse und dem Fall des Drachen, daß derselbe überwunden sein müsse, daher lief sie voll Freude den Stein hinan. Aber wehe ihr, da lag ihr Erretter von der großen Anstrengung ermattet und bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt. Nun hielt sich Florigunde aufs neue für verloren; sie meinte, die jungen Drachen würden zurückkommen, den alten Lindwurm zu rächen. Da fiel ihr noch als einzige Hoffnung das Zwerglein Egwald ein, und sie rief laut nach ihm. Zu allem Glück kam auch der Zwergkönig sogleich dahergelaufen und brachte eine Wurzel mit sich, die er Siegfried in den Mund steckte. Von Stund an erholte sich der Held, schlug die Augen auf und richtete sich empor.

Jetzt sprach der Zwergenkönig Egwald zu dem Helden: „Der böse Riese Wolfgrambär hatte uns Zwerge, deren über tausend sind, in diesem Berge bezwungen, daß wir ihm für unser eigen Land einen Zins zahlen mußten. Davon habt Ihr uns frei gemacht, tapferer Ritter! Wir schulden Euch darum großen Dank und erbieten uns, Euch zu dienen, so viel unserer sind. Wir wollen Euch daher bis gen Worms geleiten, denn wir sind der Wege gar wohl kundig. Siegfried bedankte sich höchlich für diese Freundschaft, worauf der Zwerg ihn bat, sich mit der Jungfrau tiefer hinein in den Berg zu begeben und bei den Zwergen der Ruhe zu pflegen, deren sie beide sehr bedürftig waren. Zuvor aber wurde ihnen eine köstliche Mahlzeit hergerichtet. Während mancherlei gute Speisen hergetragen wurden, mußte Siegfried der Jungfrau

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

seine Abenteuer berichten, und als sie erfuhr, daß er einzig und allein ihretwegen diese gefährliche Reise unternommen habe, da flossen ihr die Zähren über die Wangen; sie zog einen schönen Ring mit köstlichen Diamanten von ihrer Hand und steckte ihn dem Ritter an seinen Finger.

Nachdem sich nun beide an dem köstlichen Mahle erlabt hatten, gedachten sie die ersehnte Reise in die Heimat anzutreten. Aber jetzt stellte sich der Zwergenkönig bei seinen Gästen ein und bat sie recht dringend, doch länger bei ihm verweilen zu wollen. Allein Siegfried hatte keine Ruhe mehr. Er nahm herzlichen Abschied von den Zwergen und wurde vom König Egwald auf seinem kohlschwarzen Rosse eine weite Strecke geleitet.

Wie sie nun so des Weges ritten, da sagte Siegfried zu dem Zwerge: „Ich weiß, du bist in allerlei weisen Künsten wohl erfahren. So bitte ich dich, du wolleſt mir sagen, wie es mir denn künftig im Leben ergehen wird.“ Da wollte der Zwerg lange nicht antworten, aber Siegfried drang so lange in ihn, bis er in sein Begehren willigte.

„So wisse denn,“ sprach Egwald, „daß du die Jungfrau, welche du da heim führst, nur acht Jahre als dein Weib besitzen wirst, alsdann wird dir auf mörderische Weise dein Leben genommen werden. Aber dein Weib wird deinen Tod rächen, und mancher tapfere Held wird darüber das Leben verlieren!“ Dies Gespräch hatte die schöne Florigunde, die ein Stückchen vorausgeritten war, nicht gehört; als aber die Männer die Jungfrau eingeholt hatten, da beurlaubte sich Siegfried von dem Zwerge, der dann mit weinenden Augen Abschied nahm und zurück in seinen Berg ging.

Siegfried aber gedachte jetzt des Schatzes, den er im hohlen Stein entdeckt hatte, und von dem er glaubte, daß er des Riesen sei, und ihn daher als einen guten Fund betrachtete. Er kehrte deshalb mit der Jungfrau wieder um und sagte: „Den Schatz wollen wir doch nicht zurücklassen; habe ich den Drachenstein mit Gefahr meines Lebens gewonnen, so kann auch der Schatz niemand eher zukommen als mir.“ So nahm er denselben und legte ihn vorne auf sein Pferd, trieb dieses vor sich hin und zog die Straße, auf der er am vorigen Tage den Ritter erschlagen hatte. Da sah er des Toten Pferd dort auf der Weide gehen; alsbald fing er es ein, legte ihm den Schatz auf, bestieg sein eigenes Pferd wieder und führte jenes mit dem Schatze neben sich und Florigunden her.

Sie huben an, Gottes Fürsehung, deren sie sich auch hier wieder erfreuen durften, zu preisen, und kamen unter solchem Gespräch aus dem offenen Wald bald in ein dichtes Gesträuch. Hier waren sie nicht

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

lange geritten, als unversehens aus dem Dickicht eine Rotte Räuber hervorbrach und sie umringte. „O mein edler Ritter," rief Florigunde, „wie wird es uns ergehen!" Aber Siegfried blieb ganz ruhig und sagte: „Seid zufrieden, schönste Dame, die beißen uns nicht." Zudem umgaben ihn sechs derselben, denn im ganzen waren ihrer dreizehn. Der Ritter aber lachte dazu. „Wir wollen ihnen den Schatz geben," sagte die Jungfrau, „so werden sie uns wohl ziehen lassen!" — „Ich achte des Schatzes wenig," sagte Siegfried, „aber den Schimpf möchte ich um aller Welt Schätze nicht auf mich nehmen, daß ich mich vor solchen Burschen fürchten sollte!" Indessen umringten sechs andere Räuber die Jungfrau; der dreizehnte nahm das Saumroß am Zaum und wollte mit dem Schatze davongehen. Siegfried aber hatte bisher nicht geglaubt, daß es so ernst gemeint sei; als er sich aber jetzt eines anderen überzeugte, da sprach er mit strengen Worten zu ihnen: „Ihr leichtfertigen Straßenräuber, was habt ihr im Sinne?" — „Da hast du die Antwort auf deine Frage," schrie einer der Räuber und schlug gewaltig auf den Ritter los. Siegfried aber säumte nicht lange und schlug dem Wegelagerer mit dem ersten Streiche des Schwertes, mit welchem er den Drachen getötet hatte, den Kopf ab. Mit einem anderen Hiebe spaltete er dem zweiten den Kopf bis auf die Zähne. Als nun die Räuber den Ernst und die furchtbare Kraft des Ritters sahen, wichen ihrer viere zurück. Die anderen sechse aber, welche die Jungfrau umringt hatten, wollten nun ihren Gesellen zu Hilfe kommen; aber sie wurden auch so empfangen, daß ihrer drei auf dem Platze blieben. Inzwischen war der Räuber, der das Pferd mit dem Schatze führte, weit vorangekommen; aber Siegfried mit seinem guten Pferde holte ihn bald wieder ein, und diesen niederzuhauen machte ihm gar keine Mühe. Als er sich darauf wieder umwandte, um zu Florigunde zurückzukehren, da hatten die Räuber, die indessen flüchtig geworden waren, die Jungfrau mit sich geführt. Als der Ritter dies wahrnahm, säumte er nicht lange, ließ das Pferd mit dem Schatze laufen und eilte der Stätte zu, wo er die schöne Florigunde gelassen hatte, um auf den Hufschlag ihres Pferdes zu kommen; denn die Zwerge hatten das Pferd so künstlich beschlagen, daß er den Hufschlag wohl kennen konnte. Sobald er nun denselben entdeckte, eilte er ihm nach und traf auch wirklich die Räuber in einem dichten Gesträuch an. Er setzte unter sie mit grimmigem Zorn und machte sie alle nieder bis auf einen einzigen; denn dieser lief in einen nahen Sumpf bis an den Hals. Siegfried hielt es nicht der Mühe wert, um dieses einen willen nur noch einen Schritt zu thun, sondern rief ihm zu: „Wenn du einem

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Wanderer begegnest, Geselle, so sage ihm, daß du den gehörnten Siegfried gesehen, der die schöne Florigunde vom Drachenstein errettet hat!“

Mit diesen Worten ritt er mit der schönen Florigunde davon. Bald kamen sie an den Ort, wo der Streit zuerst angefangen hatte, da fiel der Jungfrau das Pferd mit dem Schatze ein und sie fragte ihren Befreier, ob er das Saumroß nicht wieder angetroffen habe. „Freilich,“ erwiderte der Ritter, „habe ich es dem Bösewicht, der es gestohlen, wieder abgejagt, und ihm so viel dafür gegeben, daß er keines Geldes weiter bedarf. Als ich aber wieder zurückkam und Euch nicht mehr auf der Stelle traf, da ließ ich den Schatz Schatz sein und machte mich auf, dem Hufschlag Eures Pferdes nachzugehen und Euch vor allem zu retten!“

„Nun denn,“ sagte Florigunde, „dann sollt Ihr auch nicht weiter des Schatzes wegen Euch in Gefahr begeben und das Pferd nicht länger aufsuchen.“ Darein ergab sich Siegfried; denn, dachte er, wenn ich nur noch acht Jahr leben soll, was nützt mich denn der Schatz? Und nun ritten beide fort und fort, bis ihnen der Rhein mit seinem grünen Wasser entgegenschimmerte.

Als sie nun solcherweise durch die Städte des Königs Gilbald zogen, gelangte die freudige Botschaft nach Worms und zu dem gebeugten Königspaare, daß Florigunde von dem Drachenstein erlöst und auf der Heimreise mit dem kühnen Ritter Siegfried begriffen sei. Der König ließ deswegen seine Ritterschaft aufbieten, damit sie seiner Tochter und dem Helden entgegenzögen. Zugleich lud er sie alle auf die bevorstehende Hochzeit ein, denn er wußte wohl, daß er seine Tochter dem Ritter Siegfried, welcher sie mit Gefahr seines Heldenlebens so teuer erworben hatte, nicht verweigern dürfe. Nachdem sie nun mit großem Gepränge eingeholt und mit Jubel empfangen worden, da wurde auch mit der Vermählung nicht lange gezögert. Siegfrieds alter Vater, Sieghard, dazu andere Könige und Fürsten, Ritterschaft und Adel ohne Zahl kamen geladen zur Hochzeit des Helden Siegfried, und alle wurden herrlich gehalten und bewirtet.

Unter der mannigfaltigen Kurzweil, die auf dieser Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein gar feines Stückchen vor, welches wohl wert ist, erwähnt zu werden. Es wohnte nämlich zunächst an des Königs Palast ein Bauer mit Namen Jorcus; dieser hatte einst dem Könige Gilbald, als er auf einer Jagd irre gegangen war, den rechten Weg gezeigt und war von dem Könige dafür zum Verwalter über seine Viehherden gesetzt worden. Dieser Jorcus war so verzagt und so blöder Natur, daß er wohl vor einem bloßen Degen, wenn es möglich

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

gewesen, in die Erde gekrochen wäre. Nun lebte an des Königs Hofe ein Edelmann, ein verschlagener, listiger Schalk, der manchen Scherz zu veranstalten wußte; dieser redete mit dem Bauer und machte ihn glauben, daß jetzt eine so gute Gelegenheit vorhanden sei, sich bei dem Könige beliebt zu machen, als er nur wünschen könnte. „Es ist," sagte er zu ihm, „unter den fremden Fürsten einer, der hat einen Soldknecht, Namens Zivilles, bei sich; dieser ist so verzagt, daß man ihn mit einem Erbsenrohr verjagen könnte. Den sollst du zum Kampf um Leib und Leben herausfordern! Wenn er dieses hört, glaube mir, so wird er vor Schrecken nicht erscheinen; alsdann hast du schon Ehre genug! Oder, wenn er je käme, so wird er doch, sobald er dich gewappnet sieht, vor Furcht die Flucht ergreifen, und damit kommst du zu hohen Ehren bei dem König." Der Bauer ließ sich bethören und sagte dem Edelmann zu, daß er den Soldknecht fordern lassen wolle. Als der Edelmann sah, daß Jorcus in die Falle gezogen sei, meldete er dem König alles und bat seine Majestät, doch ja diese Kurzweil zu gestatten; er selbst wolle schon dafür sorgen, daß keiner der beiden Kämpen Schaden nehme. Der König aber dachte, weil seine Tochter doch so lange Zeit Ungemach geduldet, so wolle er ihr, ihrem Gemahl und allen Anwesenden eine solche Ergötzlichkeit immerhin gönnen, deshalb gab er seine Erlaubnis zu dem beabsichtigten Schwank. Der Edelmann ging nun zu dem König Sieghard und erbat sich von ihm seinen Söldner Zivilles, indem er ihm vortrug, welchen Scherz er mit demselben vorhätte. Der König Sieghard willigte gern in die Bitte, und der Edelmann suchte den fremden Kriegsmann auf und sagte ihm nach langen Umschweifen, daß er zu keinem andern Ende gekommen sei, als ihm anzukündigen, daß Jorcus, der Verwalter des Königs Gilbald, ihn auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampfe herausfordere. Zivilles erschrak über alle Maßen, fing an zu zittern und gab mit stammelnder Zunge die Antwort: „Ich habe mit diesem Jorcus nichts zu thun, wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?"

„Dem sei wie ihm wolle," erwiderte der Edelmann, „er hält Euch einmal für keinen redlichen Kerl; deswegen verlangt er von Euch, Ihr sollet, mit guter Rüstung versehen, morgen zu der und der Stunde auf dem Kampfplatz erscheinen; dort will er Eurer warten." Damit ging der Edelmann seiner Wege.

Der König Sieghard und seine Leute, welche den Schrecken des Söldlings sahen, redeten ihm Mut ein und munterten ihn zum Kampfe auf. Da rief Zivilles den Edelmann endlich zurück und sagte zu ihm: „Edler Herr, ich will mich bis morgen bedenken!" Mit dieser Antwort

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

ging der Edelmann zu dem Bauern, der sehr erfreut darüber war, denn er schloß daraus, daß der Kriegsknecht nimmermehr kommen würde, weil ihm der Edelmann noch dazu erzählt hatte, wie erschrocken Zivilles über seine Forderung gewesen sei.

Am anderen Morgen aber redeten des Königs Leute ernstlich mit Zivilles und sagten: es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausschlüge; denn sie hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Bursche wäre; sobald dieser einen bloßen Degen sehe, so würde er die Flucht ergreifen. Dadurch ließ sich Zivilles überreden, schickte früh morgens zu dem Bauern und ließ ihm sagen, daß er um ein Uhr des Nachmittags erscheinen werde; da wollte er ihn lehren, was es heiße, einen redlichen Reitersmann ohne vorangegangene Beleidigung zum Kampfe aufzufordern! Und wiewohl es ihm als einem versuchten Kriegsmann nicht wohl anstünde, sich mit einem groben Bauern zu balgen, so wolle er ihn doch so traktieren, daß er sich solches ein andermal nicht wieder unterstehen solle!

So wurden denn beide mit Rüstung wohl versehen und kamen zur bestimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da hätten alle, die dieses lesen, selbst sollen zugegen sein, um die Kurzweil mit anzusehen! Denn sobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, sah er sich nach allen Seiten um, wo er am füglichsten Reißaus nehmen könne, und verwünschte den Ort, weil er ihn so wohl verwahrt sah. Er war nämlich an drei Seiten mit hohen Brettern umgeben, an der vierten Seite floß ein Wasser; und die Pforten wurden alle versperrt, so daß ein jeder ausharren mußte. Als aber Zivilles, der Kriegsknecht, des Jorcus ansichtig wurde und sah, daß er ein so mutiges Pferd hatte, da fehlte wenig, daß er davongeritten wäre, wenn er nur gekonnt hätte. Und schon war er willens, sich dem Feinde zu ergeben. Aber mit demselben Entschlusse ging auch Jorcus um. Indem teilten die Ritter den Kampfplatz, und die Trompeten bliesen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten schmettern hörte, ließ es sich nicht länger halten, denn es war Siegfrieds Roß und des Turnierens wohlgewohnt; es begann daher den Lauf und schoß dahin wie ein Pfeil. Gern hätte es Jorcus aufgehalten, aber es war vergebens, denn es durchlief die wohlbekannte Bahn in vollem Laufe bis zu Ende. Seine Eile zwang den Reiter, die Lanze fallen zu lassen und sich mit beiden Händen an der Mähne des Pferdes zu halten, daß er nicht herunterfiel. Dagegen mußte des Zivilles Pferd mit Spießruten ermuntert werden, bis es in Gang kam. Der Kriegsknecht selbst aber legte seine Lanze ein, noch ehe es hierzu Zeit war; doch so kraftlos hielt er sie in seinem zitternden Arme,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

daß sie vom Winde auf die eine Seite getrieben wurde und ohne des Zivilles Wissen und Willen den Forcus berührte. Weil dieser aber ohnehin nur kümmerlich im Sattel hing, so fiel er herunter auf die Erde. Zivilles, der dessen nicht inne ward, ließ sein Pferd bis ans Ende der Rennbahn auslaufen. Erst als er sein Roß umwandte, sah er den Forcus dort auf dem Boden liegen; da dachte er: „Nun ist es Zeit, daß du deinem Feinde den Rest gibst, ihm mit dem Pferde den Kopf zertrittst und ihn mit der Lanze durchstoßest.“ Während er sich ihm jedoch allgemach näherte, hatte der Bauer sich wieder auf die Beine gemacht, und im gleichen Augenblicke strauchelte des Zivilles eigenes Pferd, dem er mit der Lanze, welche er sehr niedrig hielt, zwischen die Vorderbeine gekommen war, so daß es unter ihm niederfiel. Da dachte Forcus: „Jetzt ist es Zeit, ein Ritter an dem Feinde zu werden,“ und hieb so grimmig von ferne auf ihn ein, als ob er ihn in Stücke hauen wollte. Aber das Pferd zappelte so grausam mit den Füßen, daß er ihm nicht beizukommen vermochte; und wie es sich endlich emporarbeitete und auf seine Füße zu stehen kam, da schnaubte es und schlug so zornig um sich, daß der Bauer besorgte, es möchte ihn treffen, und in aller Furcht von dannen zog. Indessen hatte Zivilles Zeit gefunden, sich wieder aufzurichten und auf seine Füße zu stehen; sein Leib war aber so zertreten und so bebend, daß er ernstlich darauf dachte, sich dem Gegner zu ergeben. Er zog daher sein Schwert aus der Scheide, in der Absicht, es an der Spitze zu fassen, und so dem Feinde darzureichen. Aber Forcus ging mit demselben Entschlusse um. Wie Zivilles mit bloßem Schwerte daherkommt, sich zu ergeben, da dachte er: „Das wird übel ablaufen!“ und floh so schnell und weit, als sein gutes Pferd ihn trug. Nun Zivilles dies gewahr wurde, wollte er an seiner Viktorie nicht gänzlich verzweifeln, faßte wieder ein Herz und verfolgte den Gegner, so gut als dies ein verzagter Mann auf einem schlechten Klepper zu thun vermochte. Er erreichte ihn auch und schlug mit vollem Grimme auf ihn ein. Als Forcus den ersten Streich fühlte, schrie er überlaut und bat ihn, einzuhalten, sonst würde er es dem Könige Gilbald und dem Ritter Siegfried klagen. Da aber jener nicht nachließ, so wich er zurück, soweit er nur konnte. So war er bis an das Wasser gekommen, daß er nicht weiter rückwärts konnte; da aber stieg seine Angst aufs höchste. „Weichst du weiter,“ dachte er, „so mußt du im Wasser ersaufen; gehst du vorwärts, so mußt du unter deines Feindes Waffen sterben.“ Dem Feinde sich zu ergeben, schämte er sich auch, da er seiner Meinung nach eben noch den Sieg in den Händen gehabt. Diese vielfache Angst brachte ihn endlich zur Verzweiflung, so daß er beschloß,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

festen Fuß zu fassen, weil es ja nicht anders sein könnte. Darum nahm er sein Schwert in beide Hände, drückte die Augen fest zu und fing an, grimmig um sich zu hauen, so daß Zivilles mit Schrecken die Flucht nahm und überlaut schrie: „Laß mich leben, laß mich leben, so will ich mich dir ergeben!“ Er bildete sich nämlich ein, schon viele Wunden empfangen zu haben, obgleich er noch gänzlich unversehrt war.

Als Forcus dieses Geschrei hörte, wagte er es, die Augen wieder aufzuschlagen, und sah, wie sein Gegner weit von ihm gewichen war. Da faßte er wieder Mut und verfolgte seinen Feind, so gut er konnte. Jetzt schrie Zivilles noch viel lauter: „Schenke mir doch das Leben, ich will mein Lebtag nicht daran denken, mich zu rächen!“ — „So wirf deine Wehr von dir!“ rief Forcus, und der arme Tropf that, wie ihm befohlen war. Der Bauer aber, obwohl er seinen Feind ganz wehrlos sah und nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, traute dennoch nicht, sondern sagte zu ihm: „Hebe dich weit von mir und lege dich auf die Erde nieder!“ Zivilles gehorchte abermals der Stimme seines Feindes, lief weit zurück, legte sich ganz ausgestreckt auf den Boden, und erwartete wie ein Lämmlein sein Ende. Forcus aber besann sich noch immer, wie er sich ganz vor seinem Feinde sicher stellen könnte, und meinte, daß dies nicht möglich wäre, wenn er ihn am Leben ließe. „Aber wie sollst du ihm beikommen?“ sprach er zu sich selber. „Gehest du mit dem Schwert auf ihn los, so möchte er sich aufrichten und es dir aus der Hand reißen.“ So beschloß er, ohne das Schwert auf ihn loszugehen, suchte ein großes Messer, mit dem er seine Kühe abzustechen gewohnt war, unter der Rüstung hervor und schickte sich an, ihm damit die Gurgel abzuschneiden. Als die Richter dieses sein Beginnen wahrnahmen, traten sie ins Mittel und geboten dem Forcus, sich mit seinem Siege zu begnügen, denn also mit einem überwundenen Feinde zu verfahren, wäre der Waffenordnung schnurstracks zuwider. Forcus ließ seinen Feind, weil er ihn überwunden hatte, ungern aus den Händen, doch mußte er sich fügen, weil die Richter ihm überdies zusagten, daß Zivilles sich nimmermehr wider ihn auflehnen dürfe. So hieß der Bauer den Soldknecht aufstehen und ein andermal besser bedenken, mit wem er es zu thun hätte.

Auf solche Weise endete der Kampf dieser beiden Hasen, und jeder war froh, daß er mit dem Leben davongekommen. Kein lustigeres Stück war auf Siegfrieds Hochzeit vorgekommen.

Nun war Ritterspiel und Kurzweil vorüber, und alle Gäste kehrten wieder heim. Siegfried gab ihnen so sicheres Geleite, daß man ohne alle Gefahr Gold hätte mögen auf dem Haupte tragen.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Zu Hause hatten indessen die drei Brüder der schönen Florigunde, die Könige Ehrenbert, Hagenwald und Walther einen Haß auf ihren Schwager Siegfried geworfen, weil er in allen Kämpfen und Turnieren den Preis davongetragen hatte. Seitdem trachteten sie heimlich darnach, wie sie ihn töten könnten; lange aber konnten sie keine Gelegenheit finden, bis die acht Jahre um waren, von welchen der Zwerg Egwald vor Zeiten geweissaget. Siegfried aber merkte nichts, sondern lebte mit seiner schönen Florigunde und seinem Sohne Löwhard, den sie ihm geschenkt hatte, in Frieden und guter Ruhe.

Als aber der letzte Tag des achten Jahres herangekommen war, da geschah es, daß Siegfried und seine Schwäger miteinander auf die Jagd ritten. Weil aber der Tag gar heiß und Siegfried müde und durstig war, so begab er sich an eine Quelle im Walde und legte sein Angesicht in dieselbe, sich zu erkühlen. Diesen Augenblick ersah sich sein Schwager, der grimmige Hagenwald, und stieß sein Schwert dem Siegfried zwischen die beiden Schultern, da wo seine Haut nicht mit Horn überzogen war. Der unvergleichliche Held war auf der Stelle tot und mußte auf solche meuchelmörderische Weise sein junges Leben verlieren.

Als Siegfrieds Gemahlin den Tod ihres Herrn, des königlichen Helden, erfuhr, fiel sie vor Kummer in eine schwere Krankheit; der König Gilbald aber und seine Gemahlin starben vor Jammer dahin. Da war Leid über Leid in dem Königspalaste zu Worms. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn die schöne Florigunde auch gestorben wäre; aber es war Gottes Wille, daß Siegfrieds Tod zuvor durch sie gerächt wurde. Sie brach daher nach ihrer Genesung in aller Stille mit ihrem Sohne auf und zog in die Niederlande zu König Sieghard, dem sie die Ermordung seines Sohnes meldete. König Sieghard ergrimmte darüber im Geist, sammelte in Eile eine unzählbare Menge Kriegsvolkes und überzog die drei Könige mit blutigem Krieg. Viel tausend Helden fielen in diesem Kampfe, und auch der Verräter Hagenwald kam um sein Leben.

Die anderen zwei Brüder Ehrenbert und Walther zogen ins Elend. Kurze Zeit nachher starb auch die schöne Florigunde. Aber ihr und Siegfrieds Sohn Löwhard blieb am Hofe seines Großvaters in den Niederlanden, wurde dort in Gottesfurcht und ritterlichen Tugenden erzogen und gedieh zu einem herrlichen Helden.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Der arme Heinrich.

In Schwaben war ein Herr, namens Heinrich von der Aue, ansässig, dem keine Tugend fehlte, die ein junger Ritter haben soll. Dazu war er reich und von edler Geburt, aber noch viel größer waren seine Ehre und sein Mut.

Wie nun dieser gepriesene Mann sich seiner guten Tage erfreute, da ward er auf einmal von schwerem Elend befallen, denn ihn ergriff der Aussatz. Als diese Heimsuchung Gottes an seinem Leibe sichtbar ward, da wendeten sich Mann und Weib von ihm ab, und wie angenehm er der Welt zuvor war, so unerträglich ward er ihr jetzt, sodaß ihn niemand mehr ansehen wollte.

Der letzte Trost des armen Heinrich wurde der Spruch eines frommen Eremiten, der ihm kündete, daß diese Krankheit zuweilen heilbar sei. Da dachte er hin und her, wie er wohl genesen könnte, zog gen Montpellier und fragte die Ärzte um Rat; aber es wurde ihm geantwortet, er werde nimmer vom Aussatze rein. Traurig hörte er dies an und zog weiter gen Salerno, die weisen Ärzte auch dort zu befragen. Nun sagte ihm der beste dortige Meister eine wunderbare Sache, nämlich: daß der Aussatz zwar heilbar wäre, aber daß er selbst doch nimmermehr werde geheilt werden; denn die einzige Arznei, welche ihm fromme, sei kein Mensch mächtig genug zu gewinnen. Da sprach der arme Heinrich: „Was nehmet Ihr mir meinen Trost hinweg? Ich habe doch so großes Gut und will Euch genug davon geben, daß Ihr mir gerne helfet! — „Mir fehlet nicht der Wille," antwortete der Meister. „Hört an: Ihr müßt eine Jungfrau haben, die aus freiem Willen den Tod für Euch leidet. Dies allein ist die rechte Arznei für Eure Krankheit."

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Durch diese Auskunft wurde der arme Heinrich des letzten Trostes bar und ledig. Er hatte fernerhin keine Gedanken mehr an seine Genesung, und des Lebens überdrüssig, zog er heim, um vor den Menschen nach einer neu angebauten und ihm zugehörigen Landschaft zu fliehen. Jenes Neuland aber bebaute ein freier Meier, der hier in Ruhe und Frieden lebte.

Zu diesem Mann zog der arme Heinrich; der vergalt ihm alle seine Milde, und nichts verdroß ihn, was er um des Kranken willen leiden mußte. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beschieden, denn er hatte einen gesunden Leib, eine fleißige Frau, dazu schöne Kinder, recht wie sie des Vaters Freude sind. Darunter war ein überaus liebliches Mägdlein von zwölf Jahren, das vor allen sich um die Huld des Herrn mühte. In jeder Stunde eilte sie zu dem Kranken, und mit einer Kindesgüte hatte sie ihm ihr Herz so ganz zugewendet, daß man sie allezeit zu seinen Füßen sitzend fand. Dagegen liebte auch er sie wiederum vor allen, und was ihr Freude machte, das schenkte er ihr.

So diente sie ihm drei Jahre, welche der arme Heinrich bei dem Meier zubrachte. Nun trug es sich zu, daß dieser einstmals mit seinem Weibe und seiner Tochter, von der Arbeit ruhend, bei ihm saß und sein Leid beklagte. „Lieber Herr," sprach da der Meier, „ich möchte Euch wohl gerne fragen, wie es kommt, daß keiner unter den vielen Meistern in der Heilkunst zu Salerno so weise ist, um für Eure Krankheit einen Rat zu finden?" Der arme Heinrich gab hierauf lange Zeit keine Antwort, endlich sagte er schmerzlich: „Allerdings ging ich nach Salerno, aber dort sollte ich ein Mittel herbeischaffen, wie es niemand auf der Erde mit irgend etwas gewinnen kann. Mir ward nichts anderes gesagt, als daß ich eine Jungfrau haben müßte, die entschlossen wäre, für mich den Tod zu leiden. Würde ihr ins Herz geschnitten und ihr Herzblut gewonnen, das allein könnte mir helfen. Aber das ist ganz unmöglich, daß für mich jemand gerne in den Tod ginge."

Was der arme Heinrich dem Vater sagte, das hörte die holdselige Jungfrau mit an, und seine Worte blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeschlossen. Als sie sich aber nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeschlafen waren, da stieß sie über das Unglück ihres Herrn manchen tiefen Seufzer aus, so daß die Eltern darüber erwachten und sie fragten, welches Unglück sie so heimlich beklage. Sie wollte es lange nicht sagen, doch zuletzt sprach sie: „Ihr möget immerhin auch mit mir klagen; denn was kann uns mehr leid sein, als das Unglück unseres Herrn, der schon so

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

viel Gutes an uns gethan hat!“ Sie antworteten: „Du sprichst wohl wahr. Doch frommt uns leider unsere herbe Trauer und Klage nichts, denn es steht nicht in unserer Macht, dem armen Herrn zu helfen.“ Da sprach das Mägdlein: „Und doch hat er gesagt, daß er wohl hergestellt werden könnte. Beim lieben Gott! wenn ihr mir es nicht wehret, so bin ich fest entschlossen, den Tod für ihn zu leiden.“

Über diese Rede wurden Vater und Mutter sehr betrübt. Der Vater sprach: „Von solchen Dingen laß ab und verheiße unserem Herrn nicht mehr, als du vollbringen kannst, denn ein solches Sterben geht über deine Kräfte.“ — „Lieber Vater,“ sagte sie, „wohl mag es um die Not des Todes etwas Herbes sein. Trotzdem lebe ich des freudigen Willens, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben meinen Leib hingeben mag. Überdies geschieht auch euch damit ein Dienst, denn solange unser Herr lebt, behaltet ihr Gut und alle Ehre.“ Die Mutter, als sie ihres Kindes Ernst sah, sprach weinend: „Du willst mir das Herz brechen; denn wenn wir, dein Vater und ich, gerne leben, so geschieht es für dich, liebe Tochter.“ Die Jungfrau antwortete: „Ich weiß, Mutter, daß du und der Vater mir mit Liebe zugethan seid. Bedenket aber: stirbt mein Herr, so kommt ihr in große Not! Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt eure weltliche Freude sein und tröstet euch über meinen Tod.“

Als die Eltern sahen, daß ihr Kind so fest zum Tode entschlossen war und so weise redete, dachten sie, der heilige Geist müsse der Urquell ihrer Rede sein, und wagten trotz ihres erschrecklichen Jammers nicht länger, sie von dem abzuwenden, wozu ihr der Entschluß von Gott gekommen war.

Nun freute sich das reine Mägdlein, und kaum als der Tag angebrochen war, ging sie in das Gemach ihres Herrn und redete ihm von ihrem Vorhaben. Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen, und seine Augen füllten sich mit heimlichen Thränen. „Liebes Kind,“ sprach er, „deine Treue wolle dir Gott vergelten. Ich erkenne deinen guten und reinen Willen; das genügt mir. Bedenke doch, Vater und Mutter können dich nicht entbehren; auch ich kann nicht derer Unglück verlangen, die mir allezeit Liebe erzeigt haben; was die beiden dir raten werden, liebes Kind, das thue!“ So redete er zu der holden Jungfrau, lächelte und versah sich dessen wenig, was hernach geschah. Denn Vater und Mutter sprachen: „Herr, Ihr habt uns geliebt und geehret, das sei Euch unvergessen. Unsere Tochter ist des Willens, den Tod für Euch zu leiden, und wir sehen Gottes Finger darin. Der Himmel lasse Euch genesen, denn wir wollen unser Kind für Euch hingeben!“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Trotz dieser ergebungsvollen Worte konnten Vater und Mutter nicht anders, sie mußten um ihr Kind bitterlich weinen. Aber auch den armen Heinrich ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub, und nur dem herzlichen Zureden des Mägdleins gelang es zuletzt, daß er in ihren Entschluß willigte.

So fuhr denn die Jungfrau mit ihrem Herrn fröhlich und zufrieden nach Salerno. Sobald sie dort angelangt waren, ging Herr Heinrich zu seinem Meister und sagte ihm: „Hier bringe ich eine Jungfrau, wie du sie verlangt hast!" Dem Meister dünkte das unglaublich und er sprach: „Kind, hast du solchen Entschluß selbst gefaßt, oder haben Bitten und Drohungen deines Herrn bewirkt, daß du so sprichst?" — „Nein," antwortete sie, „dieser Entschluß ist aus meinem eigenen Herzen gekommen." — „Hast du auch den großen Schmerz bedacht," fuhr der Meister fort, „der dir geschehen wird? ich schneide dir grade nach dem Herzen und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun sage mir, wie steht dir dein Mut? Und bedenke weiter, gereuet es dich eines Haares breit, so habe ich meine Mühe und du hast dein Leben umsonst verloren." So beschwor er sie noch einmal. Sie aber fühlte sich standhaft und sprach: „Es ist Zeit, was zaudert Ihr länger, meinem Herrn seine Gesundheit wiederzugeben, mir aber das ewige Leben!"

Als der Meister sie unwandelbar fand, sprach er zu dem Kranken: „Wohlan, freut Euch, ich mache Euch bald gesund!" Hierauf führte er das Mägdlein in eine Kammer und schloß den armen Heinrich zur Thüre hinaus, damit er ihr Ende nicht mit ansehen sollte. In dieser Kammer hieß er das Mägdlein die Stelle entblößen, wo das Herz sich befindet, dann mußte sie sich auf einen Tisch lang ausstrecken, und sich daran festbinden lassen. Nun nahm er ein Messer in die Hand, das versuchte er, aber es schnitt nicht so gut, als ihm lieb gewesen wäre. Denn ihn erbarmte des Mägdleins Not, und er wollte ihr den Tod sanft anthun. Daher faßte er einen Wetzstein, der dabei lag, und fing an, das Messer zu schärfen und zu wetzen. Das hörte draußen der arme Heinrich, und es jammerte ihn unsäglich, daß er sie nimmermehr lebendig mit den Augen erblicken sollte.

Da wandte sich sein Sinn, und nicht länger zurückhaltend, klopfte er an die Wand und rief: „Laß mich hinein!" Der Meister antwortete: „Ich habe jetzt nicht Zeit, Euch einzulassen; wartet, bis ich fertig bin!" — „Nein, Meister," rief der arme Heinrich voll Angst, „redet zuvor mit mir!" Da ließ ihn der Meister ein, und der Sieche ging zu dem Mägdlein, wo es gebunden lag, und sprach: „Dieses Kind ist so wonniglich, daß ich wahrhaftig seinen Tod nicht zu sehen vermag. Es geschehe

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Gottes Wille an mir. Heißt die Jungfrau aufstehen: sie soll am Leben bleiben!“ Da das Mägdlein nun erst recht sah, daß es nicht sterben und ihren Herrn erlösen sollte, da ward ihr das Herz schwer; sie raufte ihre Haare und gebärdete sich zum Erbarmen. Trotz ihres bitterlichen Weinens aber mußte sie ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm ihre Vorwürfe tugendlich hin, wie einem frommen Ritter geziemt.

Da erkannte ihre Not der, vor dem kein Herzensthor verschlossen ist. Er hatte beide nach seiner Liebe und Weisheit geprüft und zeigte ihnen nun auch seine Erbarmung, indem er den Kranken zur Stunde rein und gesund machte. So schnell besserte es sich mit dem guten Heinrich, daß er noch unterwegs wieder frisch und schön wurde, wie in seinen jungen Jahren. Als nun seine besten Freunde von seiner Ankunft und Genesung hörten, ritten sie ihm drei Tagereisen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Der Meier und sein Weib blieben auch nicht still zu Hause sitzen. Die Freude, die sie empfanden, ist unbeschreiblich, und ihr Mund wollte nicht mehr los werden vom Munde ihrer Tochter.

Der gute Heinrich aber ward reicher, als er vorher war, an Gut und Ehren. Stets lebte er in strengster Gottesfurcht, und deswegen war seine Ehre unvergänglich. Dem Meier und seinem Weibe, denen er so großen Dank schuldig war, gab er die Landschaft, wo er krank gelegen hatte, zum Eigentum. Ihre Tochter aber, das holdselige Mägdlein, nahm er zu seinem lieben Ehegemahl an. Nach langem, glücklichem Leben kamen sie zusammen ins ewige Reich der Liebe.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Fortunat und seine Söhne.

(Mit Bild.)

Auf der Insel Cypern liegt eine Stadt, Famagusta genannt. In dieser war ein edler Bürger, namens Theodor, ansässig, dem seine Eltern großes Gut hinterlassen hatten, das er aber durch ein köstliches Leben, mit Stechen und Turnieren, verthat. So kam er am Ende in solche Armut, daß seine gute Frau Gratiana zuletzt selber kochen und waschen mußte wie die ärmste Taglöhnerin. Als sie nun einmal mit ihrem Sohn Fortunatus zusammen beim ärmlichen Mittagsmahle saßen, da sah der Vater seinen Sohn gar ernstlich an und seufzte von Herzensgrund. Fortunatus, der jetzt im achtzehnten Jahre stand, sah dieses und sprach deshalb zu seinem Vater: „Lieber Vater, sage mir, was liegt dir doch auf dem Herzen?“ Der Vater antwortete: „O, lieber Sohn! wenn ich daran denke, auf wie unnütze Weise ich meine Habe vergeudet habe, wenn ich alsdann dich ansehe und nicht weiß, wie ich dir raten oder helfen soll, so empfinde ich großes Herzeleid und habe Tag und Nacht keine Ruhe.“ Fortunat erwiderte auf diese Klagen: „Liebster Vater, laß ab von deinem Trauern und und sorge nur gar nicht für mich; ich bin jung, stark und gesund, ich will in fremde Lande gehen und dienen.“ Damit stand er auf und ging aus dem Hause, dem Meergestade zu, wo er im Hafen eine Galeere liegen sah, die soeben nach Frankreich in See stechen wollte. Fortunatus wollte es bedünken, das sei eine günstige Gelegenheit, sein Wort wahr zu machen und in fremde Lande zu gehen. So überlegte er nicht allzulange, ging zu dem Schiffspatron und trug ihm seine Dienste an. Dem Patron gefiel der schmucke Jüngling wohl, und weil Fortunatus keine Kenntnis vom Schiffsdienst besaß, so nahm er ihn vorläufig als seinen Diener an. So fuhren sie vom Lande, ohne

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

daß Fortunatus viel Geld in der Tasche gehabt und Urlaub von Vater und Mutter genommen hätte.

Die Reise ging ganz glücklich von statten, bis sie die französische Küste in Sicht bekamen. Da aber erhob sich ein schweres Wetter, dessen Gewalt das Schiff nicht zu widerstehen vermochte. Es scheiterte, und seine Trümmer wurden an das felsige Gestade geworfen. Hier hätten nun unseres Fortunatus Abenteuer bald ein böses Ende genommen, doch war ihm ein besseres Geschick vorbehalten. Er rettete das nackte Leben, indem er beim Bersten der Galeere sich an einem Mastsplitter festklammerte, der ihn dem Lande zutrug. Die ganze übrige Schiffsmannschaft ertrank.

Da stand nun Fortunatus an dem öden Strande mit keiner weiteren Habe, als was er auf dem Leibe trug; doch verzagte er nicht, sondern wanderte, Almosen sammelnd, durch das Land, bis er nach der Bretagne gelangte. Dort kam er in einen wilden Wald, in welchem er zwei Tage fortwandelte, ohne eine menschliche Seele zu erblicken, und ohne seinen großen Hunger stillen zu können. Als die zweite Nacht hereinbrach, gelangte er ganz kraftlos von ungefähr an einen Brunnen, den ihn der helle Mondschein erkennen ließ. Nachdem er mit großer Begierde getrunken, legte er sich an den Rand des Brunnens, der ein Zauberborn war, nieder und that bis gegen Morgen einen guten Schlaf.

Beim Erwachen erstaunte Fortunat nicht wenig; denn er sah ein gar schönes Weib vor sich stehen, das ihn freundlich betrachtete. Alsogleich erhob er sich voll Ehrerbietung und sprach zu der Fremden: „Holdselige Jungfrau, ich bitte Euch, wollet mir helfen und raten, daß ich aus diesem Walde komme, denn heute ist der dritte Tag, daß ich ohne alle Speise bin!“ — „Von wannen bist du denn?“ hub die Jungfrau an zu sprechen. „Ich bin aus Cypern,“ sagte Fortunat. „Was gehest du denn hier in der Irre um?“ fragte sie weiter. „Mich zwingt Armut dazu,“ antwortete er; „ich gehe um und suche, ob mir Gott so viel Glücks verleihen wolle, daß ich mein bißchen tägliche Nahrung habe!“ Da sprach die Jungfrau: „Fortunat, erschrick nicht! Ich bin Fortuna, die Herrin des Glücks; und unter Einfluß des Himmels, der Sterne und der Planeten sind mir sechs Tugenden verliehen, die ich weiter wieder verleihen kann, eine oder mehr, oder alle miteinander; diese sind: Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Wähle dir eins unter den sechsen und bedenke dich nicht lange, denn die Stunde, wo das Glück dir geben kann, ist nächstens abgelaufen!“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Fortunat bedachte sich nicht lange, er sprach: „Nun, wenn es sein muß, so begehre ich Reichtum, damit ich immerdar Geldes genug habe.“ Da zog Fortuna einen Säckel heraus, gab ihn dem Jüngling und sprach: „Nimm diesen Säckel; so oft du darein greifest, so findest du darin zehn Goldstücke. Dieser Beutel soll solche Tugend haben für dich und deine Kinder und für jeden anderen, der ihn besitzt, solange du und deine Kinder leben; aber wenn ihr gestorben seid, hat seine Tugend und Eigenschaft ein Ende.“ Fortunat bedankte sich voller Freude für den wunderbaren Säckel und sprach: „O tugendreichste Jungfrau, da Ihr mich mit einer so trefflichen Gabe erfreut habt, so ist es doch billig, daß ich auch um Euretwillen etwas thue, was Ihr mir auftragen möget.“ Die Jungfrau sagte gar gütig zu Fortunat: „Weil du so willig bist, mir meine Gutthat zu vergelten, so befehle ich dir folgendes. Zum Gedächtnis dessen, daß du heute von mir erfreut worden bist, erfreue auch du alle Jahre eine arme Jungfrau, indem du sie zu ihrer Heirat mit vierhundert Goldstücken ausstattest.“ Fortunat versprach dies getreuen Herzens und folgte dann der Herrin des Glücks, die ihn mitten durch den Wald auf einen Pfad führte und weiter sprach: „Gehe jetzt hier gerade fort und kehre dich nicht um, siehe mir auch nicht nach, wohin ich gehe. Wenn du dieses thust, so wirst du bald aus dem Walde kommen.“

Fortunat befolgte den Rat der Jungfrau, gelangte glücklich an des Waldes Ende, nud sah da eine Herberge vor sich stehen, wo die Leute, die durch den Wald reisten, gewöhnlich Mittag zu halten pflegten. Als er in die Nähe des Hauses gekommen war, zog er den Geldsäckel aus dem Wams hervor und griff darein, ihn zu probieren. Alsbald brachte er zehn blanke Goldkronen heraus. Darum ward er gar froh, ging ohne Zaudern in die Herberge und sagte zu dem Wirte: „Gieb mir zu essen, Freund, denn mich hungert sehr; ich will dir alles gut bezahlen!“ Diese Sprache gefiel dem Wirte sehr wohl, und er trug ihm das Beste auf, das im Hause zu finden war. Da sättigte Fortunat seinen Hunger und blieb zwei Tage lang in der Herberge. Dann kaufte er dem Wirt eine ritterliche Rüstung, dazu zwei gute Rosse ab und gab ihm den Auftrag, einen reisigen Knecht zu mieten, dem Fortunat guten Sold bezahlen wollte. Der Wirt willfahrte diesem Begehren redlich und verhalf seinem Gaste zu einem braven Knecht, in dessen Begleitung Fortunat jetzt weiter zog, bis er nach zwei Tagreisen an die große bretagnische Stadt Andegavis kam, die am Meere liegt.

Hier war viel Volk von Fürsten und Herren versammelt, denn der Herzog von Bretagne wollte Hochzeit mit der Tochter des Königs

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

von Aragonien halten, und alle warteten auf die Königin, bei deren hochzeitlichem Ehrenfeste jeder mit Stechen, Tanzen und andern Lustbarkeiten das Beste thun wollte. Fortunat sah dieses wohl gerne und ritt in die beste Herberge, die es in der Stadt gab, um die Festlichkeiten daselbst abzuwarten. Die Königin kam über das Meer her, und man sandte ihr viel köstliche Schiffe entgegen, sie würdig zu empfangen. Noch herrlicher war der Empfang, als sie ans Land stieg und ihr Gemahl nebst vielen Fürsten und Herren ihr entgegenging. So währte die königliche Hochzeit sechs Wochen und drei Tage. Fortunat sah alles und hatte daran sein Wohlgefallen. Wie er nun einmal in seiner Herberge mit andern Herren zu Tische saß, kamen mancherlei Leute vor der Herren Tisch, ihnen Kurzweil zu machen, damit sie selbst Geld verdienten. Unter anderen erschien auch ein armer Edelmann, der klagte den Herren seine Armut und sagte: „Er sei aus Hibernien, sei sieben Jahre in der Welt herumgezogen, habe zwei Kaisertümer und zwanzig Königreiche durchfahren, soviel ihrer in der Christenheit wären; auf diesen Fahrten habe er sich aufgezehrt und begehre eine Beisteuer, um wieder heimzukommen. Diese Rede des alten Edelmannes gefiel Fortunat sehr wohl, und er dachte in seinem Herzen, wie er den Alten, der sich Leopold nannte, als Führer durch alle die Länder bekommen könnte. So nahm er ihn beiseite und sprach zu ihm: „Wolltest du mich durch alle die Lande führen, die du soeben aufgezählt hast, so würde ich dir ein Pferd untergeben und einen eigenen Knecht dingen; dich auch wie meinen Bruder halten und dir einen guten Sold geben. Auch soll es dir, wann die Reise vollbracht ist, und wir nach Famagusta auf die Inseln Cypern kommen, dein Leben lang an nichts fehlen!“ Leopold dachte: „Der junge Mann verheißt mir viel; wäre die Sache gewiß, so wäre es ein rechtes Glück für mein Alter!“ Daher sagte er zu ihm: „Herr, ich will Euch zu Willen werden, wenn Ihr genug Geld zu Eurem Vorhaben besitzt. Denn ohne Geld vollführet Ihr es nicht!“ — „Sorget nicht,“ sprach Fortunat, „Geld weiß ich in jedem Lande genug aufzubringen.“ So gelobten sie sich einer dem andern gute Treue. Nachdem sie sich mit Hilfe des Säckels aufs beste ausgerüstet hatten, kamen sie überein, daß sie zuvörderst das heilige römische Reich besehen wollten. So ritten sie sechs Mann hoch zuerst gen Nürnberg, von da nach Donauwörth und Augsburg, dann auf Nördlingen und nach Ulm, gen Kostnitz, Basel, Straßburg, Mainz und Köln. Von Köln zogen sie gen Brügge in Flandern, von da über die See nach London; dann gen Edinburg in die Hauptstadt Schottlands, das da neun Tagreisen von London liegt.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Als sie dahin gekommen waren, hatten sie nur noch sechs Tagreisen nach Hibernien und in die Stadt, die Leopolds Heimat war. Diese besuchten sie, obgleich der alte Leopold keinen Anhang mehr dort hatte. Nun hatte Fortunat gehört, daß sie in der Nähe des Ortes seien, wo Sankt Patricius Fegfeuer ist, der auch in Hibernien liegt. Das wollte er ebenfalls schauen; sie ritten daher nach der Stadt Vernic. In dieser ist eine große Abtei, und hinten in der Kirche hinter dem Altar befindet sich eine Thüre, durch die man in die finstere Höhle geht, die des Sankt Patricius Fegfeuer genannt wird. In dieses wird niemand eingelassen ohne des Abtes Erlaubnis. Alsobald begaben sich die beiden Reisenden zu dem Abte und nahmen für denselben kostbare Geschenke mit, welche mit großem Danke aufgenommen wurden. Darauf fing Fortunat an und sprach zu dem Abte: „Gnädiger Herr, warum sagt man wohl, daß hier des Sankt Patricius Fegfeuer sei?“ Der Abt antwortete: „Das will ich Euch gerne vermelden. Vor vielen hundert Jahren war hier alles eine wilde Wüste, welche ein frommer Mönch, Patricius genannt, öfters aufsuchte, um der Buße zu leben. Da fand er einmal unerwartet die Höhle und ging so weit hinein, daß er sich in den vielen Nebengängen verirrte und nicht mehr herauszukommen wußte. Da fiel er auf die Kniee nieder, Gottes Beistand erflehend, und während er so betete, hörte er aus der Tiefe der Höhle ein klägliches Geschrei. Ihm aber half Gott, daß er wieder aus der Höhle kam, und seitdem ist durch andächtige Leute an dieser Stelle das Kloster erbaut worden.“ — „Was sagen denn die Pilger, die aus der Höhle kommen?“ fragte Fortunat. Der Abt erwiderte: „Einige wollen ein jämmerliches Rufen gehört haben, andere nicht; alle aber erzählen, daß es ihnen sehr gegrauset habe.“ Hierauf sagte Fortunat: „Ich komme aus weiter Ferne und will nicht von hinnen, ehe ich in dem Fegfeuer gewesen bin.“ Zugleich fragte er seinen Freund Leopold, ob er mit ihm wollte, und dieser sagte seine Begleitung zu.

Da empfingen sie das heilige Sakrament und ließen sich die Höhlenthüre aufschließen. Durch diese traten sie ein, der Priester segnete sie und schloß hinter ihnen ab, nachdem er sie gewarnt, nicht zu weit in die Höhle hineinzugehen. Nun schritten sie vorwärts in der Finsternis und wußten nicht, wo aus noch ein, denn bald waren sie verirrt; sie hörten am andern Morgen nur das Rufen der Priester bei der Thüre, darauf verließen sie sich und gingen desto kecker hinein. Zuletzt aber wußten sich die beiden nicht mehr zu helfen; Stunden um Stunden gingen vorüber, sie waren sehr hungrig, und begaben sich schon ihres Lebens. Indes gingen die Priester, nachdem sie lange gewartet, zu dem

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Abt und sagten ihm, daß die Pilger immer noch nicht herausgekommen wären.

Nun kannte der Abt einen alten Mann, der vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren abgemessen hatte. Nach diesem schickte er. Der Alte versprach sein Bestes, rüstete sein Zeug, ging hinein, und, indem er einen Höhlengang um den andern durchsuchte, fand er endlich die Verirrten. Beide waren ganz ohnmächtig und schwach; er befahl ihnen sich an ihm zu halten, und so kamen sie mit Gottes und des alten Mannes Hilfe wieder zu den Menschen. Darüber waren der Abt und die Klosterbrüder ungemein froh. Der Alte aber erhielt von Fortunat hundert Goldstücke und das Kloster dreimal soviel, um seiner Rettung willen.

Nachdem sie sich von dem Abte beurlaubt, ritten Fortunat und seine Begleiter wieder rückwärts, bis sie über Meer nach Calais kamen, um die übrige Reise zu vollbringen. Nun zogen sie durch die Picardie nach Paris und durch ganz Frankreich; durch Spanien, Neapel, Rom, bis gen Venedig. Daselbst hörten sie, daß der alte griechische Kaiser zu Konstantinopel seinen Sohn zum Kaiser krönen lassen wolle. Sie mieteten sich deshalb auf einer Galeere ein und fuhren nach der kaiserlichen Hauptstadt, konnten aber dort wegen des vielen fremden Volkes kaum eine Herberge auftreiben. Als sie endlich eine fanden, war es auch noch eine schlechte, denn der Wirt war ein Dieb.

Fortunat ging nun alle Tage mit den Seinigen den Festlichkeiten nach. Sie hatten ihre eigene, sorgfältig verschlossene Kammer, der Wirt aber hatte einen heimlichen Eingang dazu; denn er konnte ein Brett aus der hölzernen Wand herausnehmen und unmerklich wieder einsetzen. Dadurch ging er ab und zu und untersuchte ihre Felleisen; aber da er kein Geld fand, dachte er, die Fremden trügen es in ihre Wämser eingenäht.

Indessen nahte der Tag heran, an dem Fortunat versprochen hatte, eine arme Jungfrau mit vierhundert Goldstücken auszustatten. Er wandte sich daher um Auskunft an den Wirt, und dieser sprach: „Ja! ich weiß mehr als eine arme, fromme Jungfrau, die Euer Geschenk verdient; morgen will ich Euch eine samt ihrem Vater zuführen!“ Dies Versprechen gefiel unserem Fortunat gar wohl. Was dachte aber der Wirt? „Noch diese Nacht,“ sprach er zu sich selbst, „will ich das Geld stehlen, so lange sie es noch haben.“ Und in der Nacht stieg er durch das Loch, als sie im besten Schlafe lagen, und durchsuchte alle ihre Kleider; hier aber fand er nichts; da griff er nach Leopolds Gürtel und schnitt den Beutel ab, der daran festgenäht war, darinnen waren

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

bei fünfzig Dukaten; ebenso verfuhr er mit den Beuteln der drei Knechte, darinnen er nur wenig Geld fand. Nun schlich er zu Fortunat hin, fand in dessen Wams den Zauberſäckel und schnitt diesen auch ab. Da er sich aber leer anfühlte, warf er ihn unwillig unter die Bettstelle. Zuletzt öffnete er, ehe er entwich, Thüre und Fenster, als ob Diebe von der Straße hereingestiegen seien.

Wie nun Leopold erwachte und alles offen sah, fing er an die Knechte zu schelten; diese aber versicherten, daß sie es nicht gethan hätten. Da erschrak Leopold und sah sogleich nach seinem Beutel, der aber war ihm abgeschnitten. Jetzt erweckte er auch den Fortunat, der, als er von dem Diebstahl hörte, schnell nach seinem Glücksſäckel griff und alsbald den Verlust desselben bemerkte. Da erschrak er so sehr, daß ihm die Sinne schwanden und er für tot dalag. Leopold und die Knechte schrien in ihrer Angst laut auf, worauf der Wirt kam, sich sehr verwundert stellte und fragte, warum sie denn solchen Lärm machten? Sie sagten ihm, trotz der versperrten Kammer hätten sie morgens alles offen gefunden, und all ihr Geld sei ihnen gestohlen. Der Wirt sprach ganz barsch, daß er bei dem vielen fremden Volke für niemand stehen könnte; sie hätten sich eben besser vorsehen sollen.

Indessen war Fortunat wieder zu sich gekommen, und weil er sich gar so kläglich gebärdete, fragte ihn der Wirt, warum er um ein weniges Geld so viel Aufhebens mache, da er doch gestern noch eine arme Jungfrau habe mit vierhundert Goldstücken aussteuern wollen. Gar trübselig antwortete Fortunat: „Mir ist mehr um den Säckel leid, als um das Geld, das ich verloren habe. Es ist ein Wechselbrief darin, der niemand als mir allein nütze ist.“ Wiewohl nun der Wirt ein Schalk war, so wurde er doch durch die Betrübnis Fortunats bewegt und sprach: „Laßt uns doch suchen, ob man den Säckel nicht wieder finden kann!“ und hieß die Knechte suchen. Da schlüpfte auch einer unter das Bett, fand ihn und rief: „Hier liegt ein leerer Säckel!“ — „Laß mich ihn besehen,“ sprach Fortunat hastig, griff darnach und fand nun, daß es wirklich sein abgeschnittener Glücksſäckel war.

Also ward Fortunat wieder gar froh und besuchte noch an demselben Tage den Platz, wo die Käufer und Wechsler waren. Dies that er aber nur, um seine Begleiter zu täuschen; heimlich ging er an einen verborgenen Platz, nachdem er fünf leere Beutel von einem Wechsler gekauft hatte, und füllte alle diese aus seinem Glücksſäckel mit funkelnagelneuen Goldstücken, womit er nach der Herberge zurückkehrte und jedem seiner erfreuten Knechte zwanzig neue Goldstücke, seinem Freunde Leopold aber hundert schenkte.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Am folgenden Morgen brachte der Wirt nach seinem Versprechen einen braven Schreiner samt seiner Tochter zu Fortunat hin. Dieser händigte der Jungfrau, nachdem er sie ein weniges ausgefragt und ganz ehrbar befunden hatte, auch sogleich vierhundert Goldstücke ein und gab außerdem der Braut Vater noch genug zu einem Festkleide für sich und sein Weib, damit sie auf der Hochzeit ihres Kindes anständig erscheinen könnten. Da war nichts als Freude und Dank. Sie lobten Gott und sprachen: „Er hat uns den Mann vom Himmel gesandt!“

Der Wirt, der zugegen gewesen war, verwunderte sich im stillen über die Freigebigkeit seines Gastes und murrte bei sich selbst: „Wenn der Mann das Geld zu Haufen wegzuwerfen hat, so werde ich ihm doch auch noch die Taschen leeren können!“ Um die Zeit aber, wo die Feste des Kaisers beinahe zu Ende waren, dachte der Wirt, Fortunat würde nicht länger zu Konstantinopel bleiben, glaubte daher nicht mehr säumen zu dürfen und gab den Gästen beim Nachtessen seinen besten Wein zu trinken. Sie aber, als sie des Weines voll zu Bette gingen und jeder sein bloßes Schwert an der Seite liegen hatte, schliefen bald ohne alle Sorge ein.

Als nun der Wirt das Licht in der Kammer erlöschen sah, kroch er wieder durch das Loch, kam vor Leopolds Bett und fing an, ihm unter dem Kopf zu knistern. Nun schlief aber Leopold, der nur mäßig getrunken hatte, nicht; schnell griff er nach seinem scharfschneidenden Schwerte, hieb um sich und verwundete dabei den Wirt so tief in den Hals, daß derselbe mit einem Todesschrei zu Boden stürzte. Leopold rief den Knechten voll Zorn, aufzustehen und ein Licht anzuzünden, denn es sei ein Dieb in der Kammer. Der eine Knecht lief alsbald und brachte ein Licht. Da fanden sie den Wirt tot liegen bei Leopolds Bettstatt.

Als Fortunat das sah, erschrak er über die Maßen. „O Gott,“ sprach er, „bin ich nur nach Konstantinopel gekommen, daß ich mit allen den Meinigen das Leben verliere? O, Leopold, hättest du ihn doch nur verwundet und nicht gar zu Tode geschlagen, dann könnten wir doch noch davon kommen!“ Allein der alte Leopold verlor trotz dieser Klagen seines Herrn seine Fassung nicht. „Seid getrost!“ sprach er, „ich denke Euch mit Gottes Hilfe ohne alle Hindernis mit Leib und Gut von hinnen zu bringen; nur seid fein still und verberget das Licht!“ und jetzt nahm er den toten Wirt auf seinen Rücken, trug ihn hinter die Herberge, wo ein tiefer Ziehbrunnen war, und warf ihn köpflings hinein. Dann kam er wieder zu Fortunat und sagte: „Nun habe ich für eine gute Weile den Dieb beiseite geschafft; sobald der Tag grauet, wollen wir von hinnen reiten.“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Diese Worte hörte Fortunat gerne, und als die Knechte die Rosse zugerüstet hatten, sagte er der Wirtin lebewohl, die gar nicht begreifen konnte, wohin ihr Mann die Nacht über gekommen war. Doch schöpfte sie keinen Verdacht und ließ die Gäste ziehen, die von Konstantinopel hinwegritten, dem Lande des Türkensultans zu.

An diesem heidnischen Hofe blieb Fortunat nicht lange, sondern zog durch die große und kleine Wallachei, durch Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, dann gen Dänemark, Norwegen und Schweden; dann wieder durch Deutschland nach Böhmen; und von da durch Sachsen, Franken- und Schwabenland, und von Augsburg durch die welschen Lande bis Venedig.

In letzter Stadt vergaß er nicht, in welcher Armut er zu Famagusta seinen Vater Theodor und seine Mutter Gratiana zurückgelassen hatte. Darum kaufte er allerlei kostbare Geschenke, fuhr über Meer nach Cypern und kam nach fünfzehnjähriger Abwesenheit in seiner Heimatstadt an. Leider erfuhr er gleich zum Empfang, daß seine Eltern gestorben seien, wodurch er von Herzen betrübt wurde.

Fortunats nächste Sorge war nun, daß er einen großen Bauplatz kaufte; darauf erbaute er einen herrlichen Palast und nebenbei eine schöne Kirche, in welcher er zwei kostbare Gräber für seine Eltern errichten ließ. Als dies alles fertig war, faßte er den Vorsatz, ein Gemahl zu nehmen.

Nicht weit von Famagusta war ein Graf, der eine überaus schöne Tochter hatte. Diesem riet der König von Cypern selbst, daß er suchen sollte, den reichen Fortunat zum Eidam zu erhalten, und er selber bot sich an, für ihn den Freiwerber zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß die Tochter des Grafen, die Kassandra hieß, als Herrin in Fortunats Palast einzog. Auf der mit königlicher Pracht gefeierten Hochzeit, deren Kosten der Bräutigam bestritt, stellte derselbe viel Kurzweil an mit Stechen und Turnieren, mit Tanzen und Schmausen. Endlich nach zwei Wochen zogen die letzten Gäste hinweg, was Fortunat ganz lieb war, denn er sehnte sich nach Ruhe. Er ließ jetzt seinem alten Reisegefährten Leopold freie Wahl, ob er mit vielem Gelde heimkehren oder wohlangesehen zu Famagusta bleiben wolle. Der alte Leopold dankte ihm mit Rührung und sprach: „So erwähle ich denn nach Eurer Güte das zweite, nämlich, daß Ihr mir hier mein eigen Wesen bestimmen möget, darin ich mein Leben beschließen kann.“ Und also geschah es nach dem Willen des guten Leopold, der sich ein Jahr noch seines Wohllebens erfreute und dann friedlich verstarb.

Fortunat, der mit seiner Gemahlin Kassandra in großer Einigkeit

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

lebte, wurde bald mit einem Sohn erfreut, den man in der heiligen Taufe Ampedo hieß. Und nach Jahresfrist schenkte ihm Kassandra einen zweiten Sohn, der auch mit Freuden getauft und Andolosia genannt wurde, so daß Fortunat jetzt zwei wohlgestaltete Knaben hatte, die er und seine liebe Kassandra mit großem Fleiß erzogen.

Zwölf Jahre hatte Fortunat solcherweise in Ehren und Frieden hingebracht, da fing ihn der Aufenthalt in Famagusta an zu verdrießen, und er nahm sich vor, nachdem er alle christlichen Königreiche durchzogen, auch vor seinem Tode die heidnischen Länder zu beschauen. Als er dies Vorhaben seiner Gemahlin Kassandra entdeckte, und diese merkte, daß es ihm Ernst damit sei, erschrak sie zuerst sehr und suchte ihn anderen Sinnes zu machen. Zuletzt aber sah sie wohl ein, daß hier kein Bitten helfen mochte. Sie nahm daher ihre Kräfte zusammen und sprach: „O, geliebter Herr, wenn es nicht anders sein kann, so kommet desto eher wieder, und die Liebe und Treue, die Ihr mir und meinen Söhnen bisher erwiesen habt, die lasset aus Eurem Herzen nicht entschwinden. Dann wollen wir Gott Tag und Nacht um Euer Wohlergehen bitten!“ — „Wolle Gott, daß dies Gebet an mir vollbracht werde!“ sagte Fortunat; „ich hoffe aber zu ihm, daß ich früher wieder heimkomme, als ich mir vorgenommen habe!“

Mit diesen Worten segnete Fortunat Weib und Kind und fuhr als ein reicher Mann in seiner eigenen Galeere davon. Nach einer glücklichen Fahrt kam er zu Alexandria in Ägypten an, und um Zutritt zu dem Heidenkönige zu erlangen, ließ er demselben ein köstliches Geschenk überreichen. Der Sultan war über den Wert der Kostbarkeiten, den er wohl auf fünftausend Dukaten schätzte, sehr erstaunt; gleichwohl nahm er das Geschenk gnädig an und lud Fortunat zu Gaste. Bei dieser Gelegenheit bat unser Abenteurer den Sultan, daß er ihm sicheres Geleit durch sein Land gewähren möchte, und dann um Empfehlungsschreiben an die Fürsten und Herren der Länder, die er zu sehen begehrte. Dies sagte der Sultan gerne zu. Fortunat rüstete sich daher mit seinen Begleitern aufs allerbeste und trat sodann seine weite Reise an. Zuvor aber hatte er seinem Schiffspatron befohlen, mit der Galeere und allem Gute in Gottes Namen nach Spanien, Portugal, zuletzt nach England und dann nach Flandern zu fahren, da zu kaufen und zu verkaufen, und nach zwei Jahren mit seiner Galeere wieder in Alexandria zu sein. Er selbst wolle seine Rückkehr auf den gleichen Zeitpunkt einrichten, wenn er noch am Leben wäre. Der Schiffspatron versprach, dem Willen seines Herrn genau nachzukommen.

Zuerst durchwanderte nun Fortunat das Land des Königs von

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Persien, dann das Gebiet des großen Chans von Chaltei; von da ging es durch die indischen Wüsten in das Land des Priesters Johannes, der über viele Inseln und feste Lande regiert und in allem zweiundsiebenzig Königreiche beherrscht. Diesem schenkte Fortunat die seltensten Kleinode. Dann kam er nach Calecut, in das Land, wo der Pfeffer wächst wie kleine grüne Trauben. Dort regierte ein mächtiger König; das Land aber ist von großer Hitze geplagt. Als Fortunat dies alles gesehen, jammerte ihn endlich seiner Gemahlin Kassandra und seiner beiden Söhne, und es kam ihn eine zärtliche Lust an, sie wiederzusehen. Er richtete daher seinen Lauf heimwärts und kam zur See nach der Stadt Lamecha. Dort kaufte er Kamele, ritt auf denselben durch die Wüste gen Jerusalem und eilte nach kurzem Aufenthalt aus der heiligen Stadt hinweg auf Alexandria zu, wo er vom Sultan mit großen Ehren empfangen wurde. Seine Galeere fand er, mit köstlichen Waren beladen, zu seiner Freude im Hafen schon seiner harrend vor. Fortunat hatte nun keine Ruhe mehr, durfte es aber dem Sultan nicht abschlagen, vor seiner Abreise noch einmal bei ihm zu speisen. Er befahl jedoch, daß sich jedermann auf die Galeere begeben sollte, um zur sofortigen Abreise bereit zu sein.

Der Sultan empfing Fortunat überaus gnädig und führte ihn nach beendigter Mahlzeit zur Kurzweil in seine Schatzkammer, in der eine ungeheuere Menge der größten Kostbarkeiten aufgehäuft war. Als nun Fortunat namentlich zwei goldene Leuchter, auf welchen zwei große Karfunkel prangten, zu bewundern nicht aufhörte, versprach ihm der Sultan, ihm noch eine Seltenheit zu zeigen, die alle diese Schätze aufwiege. Er führte ihn nun in sein Schlafgemach, dessen hohe Fenster alle in das Meer hinaussahen. Hier langte der Sultan aus einem Kasten ein unscheinbares Filzhütchen hervor und sprach zu Fortunat: „Siehe, dieses Stücklein Filz macht mir mehr Kurzweil als mein ganzer Schatz. Das Hütlein hat nämlich die Tugend, wenn jemand es aufsetzt, wo er alsdann begehrt zu sein, da ist er auf die Minute dort.“ — „O, möchte mir der Hut werden!“ dachte Fortunat, „er paßte gar zu gut zu meinem Säckel.“ Da sprach er laut zu dem Sultan: „Da dieser Hut eine so große Kraft hat, so muß er sicherlich auch auf dem Kopfe sehr schwer sein!“ — „Nein, er ist nicht schwerer denn ein anderer Hut!“ antwortete der Sultan und setzte zugleich seinem Gaste das Hütchen selbst aufs Haupt. „Wahrlich,“ antwortete Fortunat, „ich hätte nicht geglaubt, daß der Hut so leicht sei, und Ihr so thöricht, ihn mir aufzusetzen!“ und in diesem Augenblick wünschte er sich auf seine Galeere, darinnen er auch auf der Stelle saß. Kaum war er darin,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

so ließ er die Segel aufziehen, denn sie hatten starken Nordwind, so daß sie schnell von hinnen fuhren. Der Sultan aber war über seinen Verlust, den seine eigene Unklugheit verschuldet, vor Zorn ganz außer sich und bot all sein Volk zur Verfolgung des Räubers auf, dem er eine fürchterliche Rache zuschwor. Seine Leute fuhren Fortunat auch auf der Stelle nach, aber dessen Galeere war schon so ferne, daß sie kein Auge mehr erreichen konnte. So kehrten sie wieder um, und meldeten dem Sultan ihre unverrichtete Sache, worüber dieser sehr traurig wurde. Fortunat aber erreichte ohne Gefährnis Cypern und lag bald in den Armen seiner Söhne und seiner geliebten Gemahlin Kassandra.

Fortunat begann nun ein ruhiges Leben zu führen, ließ seine zwei Söhne mit großem Aufwand erziehen und hielt ihnen Edelknechte, welche sie in allem Ritterspiel unterrichteten.

Viele Jahre lebten sie in solcher Eintracht; da verfiel endlich die schöne Kassandra in eine schwere Krankheit, daran sie zuletzt sterben mußte. Fortunat bekümmerte sich hierüber so sehr, daß von Tag zu Tag seine Kräfte abnahmen, woraus er schloß, daß das Ende seines Lebens nicht mehr ferne sei. Er ließ daher seine beiden Söhne vor sich kommen, offenbarte ihnen den Besitz seiner zwei Kleinode und befahl, dieselben nicht voneinander zu trennen, auch niemand etwas von dem Säckel zu sagen, er wäre ihnen so lieb als er wollte. Bald darauf starb Fortunat in den Armen seiner Söhne, die ihn mit großen Ehren in seiner selbsterbauten Kirche bestatteten und viele Messen zum Heil seiner Seele lesen ließen.

Während Fortunats jüngerer Sohn Andolosia das Trauerjahr über stille liegen mußte, entzündete sich in ihm die Begierde, in seines Vaters Fußstapfen zu treten und ebenfalls auf die Wanderung zu gehen. Er sprach daher zu seinem Bruder Ampedo: „Mein liebster Bruder, mich gelüstet es in fremde Länder zu ziehen, und ich erbitte dazu deine treue Begleitung. Solltest du es jedoch vorziehen, daheim zu bleiben, so lasse uns den Glücksäckel und das Wünschhütlein teilen.“ — „Willst du jetzt schon das Gebot unseres Vaters übertreten?“ fragte Ampedo betrübt. Doch Andolosia erwiderte: „Was kehre ich mich an diese Rede! Ich will teilen. Laß uns daher aus dem Säckel zwei Truhen mit Goldstücken füllen, die behalte du hier für dich; dazu auch das Hütlein. Mir aber laß den Säckel auf sechs Jahre; wenn ich darnach wieder komme, sollst du ihn auf ebensolange behalten.“

Ampedo war ein gütiger Mensch; er ließ sich daher den Vorschlag seines Bruders gefallen. Als nun Andolosia den Säckel hatte, war er wohlgemut, rüstete sich stattlich aus und verließ Famagusta auf seiner

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

eigenen Galeere. Zuallererst fuhr er an den Hof des Königs von Frankreich; hier gesellte er sich zu den Edeln des Landes und war bald wegen seiner Freigebigkeit und seines Reichtums bei aller Welt beliebt. Jedoch nahm er nach Verlauf eines Monats Urlaub von Hofe und zog weiter zu dem Könige von Navarra, dann zu dem von Castilien, dann gen Portugal, darnach zu dem Könige von Hispanien. Allda gefielen ihm Volk und Sitten so wohl, daß er sich und seine Knechte nach des Landes Art kleidete. Auch wurde er des Königs Diener und gesellte sich zu den Edeln, trieb alle möglichen Ritterspiele, gab Kleinode zu Preisen her und lud die Edelfrauen mit ihren Männern zu Gaste. Als er nun etliche Jahre bei dem König von Hispanien gewesen war, beurlaubte er sich im guten, mietete sich mit seinem ganzen Gefolge auf ein Schiff ein und fuhr nach England. In der großen Stadt London bezog er einen köstlichen Palast und fing an Hof zu halten, als ob er ein Herzog wäre, so daß sich alles über seinen Reichtum verwunderte. Der König selbst lud ihn zu Gaste, zu der Königin, seiner Gemahlin und seiner Tochter Agrippina, welche die schönste Jungfrau in ganz England war. Als die Mahlzeit vorüber und Andolosia wieder zu Hause war, sprach er zu sich: „O, daß ich von königlichem Stamme geboren wäre; wie wollte ich da dem Könige von England treulich dienen, bis er mir die schöne Agrippina vermählte!“ Nun lud er auf einmal den König, die Königin, ihre Tochter und viele edle Frauen und Herren vom Hofe in seinen Palast und gab ihnen ein überaus herrliches Mahl, das auf Feuern von lauter Spezereien zubereitet war, so daß den hohen Herrschaften bei ihrer Ankunft im Palaste schon von weitem die köstlichen Gerüche der Nägelein, Muskaten, des Sandelholzes und der Zimmetrinden entgegendufteten. Überdies schenkte Andolosia der Königin und der Prinzessin Agrippina jeder ein köstliches Juwel, und auch die Obersthofmeisterin der Königin und alle Hoffräulein bedachte er ganz reichlich. Über solche Verschwendung wunderte sich der König über die Maßen, und nach seiner Heimkehr meinte er zur Königin, daß er wohl wissen möchte, woher dem Fremden so viel Geld käme. Die Königin sprach: „Ich wüßte niemand, der das besser erfahren könnte, als unsere Tochter Agrippina; denn der ist er sehr gewogen.“ — „Nun, so wende Fleiß darauf, daß es geschieht!“ sagte der König. Sobald nun die Königin in ihre Frauengemächer kam, berief sie ihre Tochter allein zu sich und sagte zu ihr: „Der König verwundert sich, und ich mich selber, von wannen dem Fremden so großes Gut komme, da er doch weder Land noch Leute hat. Nun ist er dir gar hold. Vielleicht könntest du von ihm erfahren, woher er

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

das viele Geld habe.“ Agrippina erwiderte: „Mutter ich will es versuchen!“

Sowie nun Andolosia wieder zu Hofe kam, wurde er sogleich zu der schönen Agrippina geführt, die also zu ihm redete: „Andolosia, Ihr habt dem Könige und uns allen eine so köstliche Mahlzeit, dazu so herrliche Geschenke gegeben: nun saget mir doch, habt Ihr nicht Sorge, daß Euch das Geld gebrechen möchte?“ Er antwortete: „Gnädigste Frau, mir kann kein Geld zerrinnen, so lange ich lebe!“ — „Nun,“ sagte Agrippina, „so saget mir die lautere Wahrheit, daß ich wissen möge, woher Euch dieser Reichtum und das viele bare Geld komme. Wenn Ihr mir dieses sagt, so wird sich Euch mein Herz zuneigen!“ Auf diese gütigen Worte der Jungfrau zögerte Andolosia nicht länger mit seiner Entdeckung. „Macht einen Schoß mit Eurem Kleide,“ sagte er, zog seinen Glücksäckel heraus, und fing an, der erstaunten Jungfrau aus dem leeren Säckel nach und nach tausend Kronen in den Schoß zu schütten. Als Agrippina solches sah, rief sie: „Jetzt wundert mich Euer kostbares Wesen nicht mehr! Ich danke Euch von Herzen für so vieles Gold und will als Dank dafür Euch mit eigener Hand einen Trunk reichen!“

Mit diesen Worten entfernte sie sich und kehrte nach einer Weile mit einem gefüllten goldenen Pokale zurück, den sie gegen ihren Gast neigte und sprach: „Andolosia, ich bringe Euch einen freundlichen Trunk!“ Er erhob sich, faßte den Becher mit Begierde und trank nach Herzenslust. Sobald er aber fertig war, mußte er sich niedersetzen und verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß er gar keine Empfindung mehr hatte. Als Agrippina dieses sah, riß sie ihm ohne Bedenken das Wams auf, trennte ihm seinen Glücksäckel ab und nähte einen andern, nachgemachten, an seine Stelle hin. Darnach eilte sie zur Königin, erzählte ihr alles, und alsbald versuchten beide den Säckel, ob er auch der rechte wäre. Mit dem ersten Griffe zogen sie zehn Goldstücke hervor, und nun zählten sie so viele heraus als sie wollten; da war kein Mangel. Die Königin brachte dem König einen Schoß voll Goldstücke. Agrippina aber behielt den Säckel zu eigen.

Als Andolosia ausgeschlafen hatte und erwachte, sah er niemand um sich als Agrippinas alte Kammerfrau. Diese sagte ihm, daß die Königin nach ihrer Tochter gesandt habe, daß Agrippina aber erst gegangen wäre, als man ihn selbst nicht habe erwecken können. Da Andolosia hörte, daß er die Gegenwart der schönen Agrippina verschlafen, fing er an sich selbst zu verwünschen und ging beschämt aus des Königs Palaste. Daheim aber kam er in noch größere Kümmernis; denn als

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sein Haushofmeister Geld für den Hausstand verlangte und Andolosia nach seiner alten Gewohnheit in seinen Säckel griff, spürte er nichts in seiner Hand. Er sah gen Himmel auf, dann von einer Wand zu der andern; er kehrte dem Geldsäckel das Innere nach außen, da war kein Geld mehr. Nun kam er in Angst und Not und gedachte reuevoll der letzten Worte seines Vaters. Endlich berief er alle seine Knechte und gab ihnen Urlaub, denn er hatte kein Geld mehr außer einhundertundsechzig Goldstücken. Diesen kleinen Schatz verwahrte er sorgfältig, sattelte selbst in Eile sein Roß, saß auf und reiste den nächsten Weg nach Famagusta zu seinem Bruder Ampedo. — —

Als er vor den schönen Palast zu Famagusta kam, vergnügte sich sein Bruder Ampedo über seine Ankunft, ging ihm mit herzlicher Freude entgegen, fragte ihn jedoch, warum er so allein käme, und wo er sein Volk gelassen habe. Da blickte ihn Andolosia mit trauriger Gebärde an und sprach: „O, allerliebster Bruder, ich muß dir leider viel böse Mär verkünden. Ich bin übel gefahren und durch den Verrat einer vornehmen Frau um den Glücksäckel gekommen!“ Da erschrak Ampedo aus dem Grunde seines Herzens und jammerte laut. Andolosia aber seufzte und sprach: „O, lieber Bruder, der Verlust ist mir ein so großes Herzeleid, daß ich meines Lebens überdrüssig bin!“ Als Ampedo diese Worte hörte, wollte er ihn trösten und sagte: „Lieber Bruder! laß es dir nicht allzu hart zu Herzen gehen; wir haben noch zwei Truhen voller Goldstücke; dann haben wir ja auch das Hütlein.“ Aber Andolosia sprach: „Mein Begehren wäre, du gäbest mir das Hütlein, dann lebte ich der Hoffnung, den Säckel auch damit wieder zu gewinnen!“ Ampedo machte große Augen zu diesem Vorschlag, dachte, sein Bruder sei von Sinnen gekommen, und sagte ihm harte Worte über seine Unklugheit. „Gut,“ dachte Andolosia, „geht es nicht mit Gewalt, so geht es vielleicht mit List!“

Nächsten Tages schickte er des Bruders Knechte in den Forst, ein Jagen anzurichten; er selbst wollte ihnen bald nachkommen. Als sie weg waren, sagte Andolosia: „Lieber Bruder, leihe mir das Hütlein; ich will in den Forst.“ Der Bruder war willig und brachte das Hütlein. Aber sobald es Andolosia auf dem Kopfe hatte, wünschte er sich stracks nach Genua. Hier fragte er bei einem Juwelier nach den köstlichsten Kleinodien und legte sie in ein Tuch zusammen, als wollte er ihr Gewicht erproben, dann setzte er sein Hütlein auf und fuhr mit ihm gen London in England, unbezahlt.

Dort stellte er seine Kostbarkeiten in der Nähe der Kirche aus, welche die Prinzessin Agrippina zu besuchen pflegte; er selbst aber hatte

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sich durch eine ungeheuerliche Nase ganz unkenntlich gemacht. Als nun Agrippina und hinter ihr ihre Kammerfrau vorüberging, schenkte Andolosia der letzteren zwei schöne Ringe und bat sie, ihm mit seinen Kleinodien Zugang zum Schlosse zu verschaffen. Die Kammerfrau versprach ihm, solches zu ermitteln, und anderen Tages ward denn auch Andolosia aufs Schloß beschieden. Die Kleinodien gefielen der Prinzessin gar sehr; doch da sie geizig war, fing sie an um den Preis zu feilschen, bis sie endlich mit dem falschen Juwelier um viertausend Goldstücke des Kaufes eins wurde. Sie holte nun aus ihrem Kasten den Glückssäckel und wollte die Edelsteine bezahlen: da auf einmal faßte sie der falsche Juwelier mit starkem Arm; das Wünschhütlein setzte er auf den Kopf, so wünschte er sich mit ihr in eine Wildnis.

Kaum hatte er den Wunsch gedacht, so waren sie durch die Luft geflogen und kamen auf einer hibernischen Insel unter einem Baume an, der voll schöner Äpfel hing. Und als die Fürstin unter dem Baume saß, den Glückssäckel in ihrem Gürtel, sahe sie nach den Äpfeln zu ihren Häupten und sprach zu dem Juwelier: „Ach Gott, sage mir, wo sind wir? Ich bin so schwach; gäbest du mir doch einen von diesen Äpfeln, daß ich mich erlaben möchte!“

Sie wußte aber noch immer nicht, daß es Andolosia sei, zu dem sie redete. Da setzte ihr dieser das Wünschhütlein auf den Kopf, damit es ihn am Besteigen des Baumes nicht hindern sollte, und kletterte den Stamm hinauf. Indes fing Agrippina an unter dem Baume zu seufzen und sprach: „Ach, wollte Gott, daß ich wieder in meiner Kammer wäre!“ Sobald sie dieses Wort gesprochen, fuhr sie durch die Lüfte und kam ohne allen Schaden wieder in ihre Wohnung.

Als Andolosia sehen mußte, wie Agrippina mit dem Säckel und dem Hütlein durch die Lüfte dahinfuhr, raufte er sich das Haar und schrie: „Verwünscht sei die Stunde, wo ich diese ungetreue Jungfrau zuerst gesehen habe!“ Voll Kümmernis stieg er von dem Baum hinunter, ging notdürftig vorwärts und kam nach etlichen Stunden wieder an einen Baum, auf welchem schöne rote Äpfel hingen. Davon aß er in seinem Hunger behende. Aber kaum hatte er zwei Äpfel verzehrt, siehe, da wuchsen ihm zwei große Hörner aus dem Kopfe heraus. In seinem Schrecken schrie er mit lauter Stimme: „O, ich armer, elender Mensch, ist denn niemand hier, der mir in meiner großen Not helfe!“

Wie er so jämmerlich schrie, hörte ihn ein Einsiedler, der wohl schon dreißig Jahre in dieser Wildnis gewohnt hatte. Der ging dem Geschreie nach, kam zu Andolosia und führte ihn in seine Klause, wo er ihn mit Früchten und frischem Wasser erquickte. Bald darauf fragte

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Andolosia: „Lieber Bruder, was soll ich denn mit meinen Hörnern anfangen?“ Der Einsiedler aber führte ihn wenige Schritte Wegs von seiner Klause, brach von einem andern Baum zwei Äpfel und sprach: „Lieber Sohn, nimm hin und iß diese!“ Sobald Andolosia die Äpfel gegessen, waren die Hörner gänzlich verschwunden. Darüber verwunderte er sich sehr und pflückte mehrere Äpfel, welche Hörner wachsen machten, und auch etliche, von welchen sie vergingen. Dann führte ihn der Einsiedler in die Nähe eines bewohnten Weilers; von dort wiesen ihn die Leute nach einer Stadt, die ein Seehafen war. Daselbst fand er ein Schiff, das nach London fuhr und ihn mitnahm. Zu London machte er sich ganz unkenntlich, nahm dann ein Tischchen und setzte sich damit wieder vor die Kirche. Als nun die junge Fürstin zum Gottesdienste daherkam, deckte er sich schnell ein schönes weißes Tuch über den Tisch, legte zwei Äpfel darauf und rief: „Wer kauft Äpfel aus Damaskus?“ Die Prinzessin fragte: „Wie giebst du einen?“ Er sagte: „Nur um drei Goldstücke, denn der Genuß eines solchen Apfels schafft einem Menschen Schönheit und Weisheit.“ Daraufhin kaufte die Prinzessin die zwei Äpfel, und sobald sie heimgekommen war, aß sie dieselben. Aber von Stund an wuchsen ihr zwei große Hörner. Da sie nun ihre Ungestalt erblickte, war sie so erschrocken, daß sie nicht reden konnte. Die entsetzte alte Kammerfrau wollte die Hörner herunterreißen und zog nach Leibeskräften daran, was Agrippina geduldig litt; es half aber nichts. Darüber wurde sie über die Maßen bekümmert und sprach: „Wehe, daß ich geboren ward! Kann mir niemand von meiner Mißgestalt helfen, so will ich mich selbst in der Themse ertränken!“ Die Kammerfrau tröstete sie und sagte: „Gnädigste Prinzessin, Ihr sollt nicht so verzagen. Schicket nach hochgelehrten Ärzten, die müssen erkennen, womit solches Gewächs vertrieben werden mag.“

Diese Rede ermutigte die Prinzessin soweit, daß sie nach allen Ärzten in London sandte; aber keiner war so beherzt, daß er es unternommen hätte, die Hörner zu vertreiben. Hierüber war Jammer und Wehklagen im ganzen Schlosse, und besonders der König und die Königin wußten sich gar nicht über das Unglück ihrer Tochter zu getrösten.

Da kam auch Andolosia ins Schloß; der hatte sich als Doktor angekleidet und durch eine große Nase entstellt und verlangte die Prinzessin zu sehen, da er ihr Gebrechen zu heilen wüßte. Über dieses Versprechen freute sich der König ausnehmend und ließ den falschen Doktor sogleich zu der jungen Fürstin führen, die auf ihrem Bette lag und ihn ganz traurig empfing. Der Doktor aber sprach: „Gnädige

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Frau, seid getrost, mit Gottes und meiner Kunst Hilfe soll Eure Sache bald gut werden!“ Als nun der Doktor den Schaden der Prinzessin besehen hatte, rühmte er sich vor ihr eines kräftigen Mittels und gab ihr die Hälfte eines Apfels, der Kraft hatte, die Hörner zu vertreiben. Schon vorher aber hatte er das Apfelstück, um es unkenntlich zu machen, in einer Apotheke mit Zucker und Rhabarber überziehen lassen. Am andern Morgen kam der Doktor wieder, siehe, da waren die Hörner schon um ein Vierteil kleiner geworden. Darüber war die Prinzessin gar froh, und mit Begierden verzehrte sie wieder einen zubereiteten halben Apfel, dessen Kraft alsbald machte, daß nur noch kleine Spitzen der Hörner aus dem Kopfe herausſahen. Wie sich nun der Doktor bis zum folgenden Tag bei der Prinzessin beurlauben wollte, fiel ihm sein Barett aus der Hand, und als er sich nach diesem bückte, sah er auf einmal vorn unter dem Bett der Prinzessin das Wünschhütlein unbeachtet auf der Erde liegen, weil niemand seine Tugend kannte. Die Fürstin wußte auch nicht, daß sie durch die Kraft des Hütleins wieder heimgekommen war. Geschickt und voller Begierde erfaßte Andolosia mit seinem Barett auch zugleich das Hütlein, und weil er es nun in der Hand hatte, dachte er, es wäre Zeit, mit Agrippina aus einem anderen Tone zu reden. Er sprach daher: „Gnädige Frau, es kommt jetzt hauptsächlich darauf an, die Hörner aus der Hirnschale zu treiben; dazu aber gehören seltene Sachen, die viel Geld kosten, und ich habe keines!“ Wiewohl Agrippina karg war, wollte sie doch je eher je lieber ihres bösen Kopfschmuckes ledig werden. Deswegen ging sie unverweilt über die Truhe, in welcher sie den Säckel hatte, nahm ihn heraus und fing an, auf den Deckel der Truhe aufzuzählen. Da trat der Doktor herzu, that mit der einen Hand, als wenn er das Geld fassen wollte, mit der anderen aber warf er das Barett von sich und setzte das Wünschhütlein auf den Kopf. Dann faßte er die Prinzessin, und sich mit ihr in einen wilden Wald wünschend, war er im Nu dorten.

In dem Walde nun warf Andolosia sogleich den Doktorsrock ab, zog seine häßliche Nase herunter und trat so vor die schöne Agrippina. Diese erkannte ihn auf der Stelle und erschrak von ganzem Herzen, denn Andolosia geberdete sich, als würde er sie alsbald umbringen. Nachdem er ihr den Säckel aus der Hand gerissen, steckte er ihn fürsichtig in sein Wams, und nun erst fing er aus großem Zorn zu reden an. „Du falsches, ungetreues Weib,“ sprach er, „jetzt bist du in meiner Gewalt. Jetzt rate dir deine Mutter und heiße dich mir ein gut Getränke geben, damit du mich betrügest. Wie mochtest du einen wackern Ritter, der alle Tage darauf bedacht war, dir Ehren anzuthun, in so

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

großes Elend bringen! Ist es nicht billig, daß ich mit dir dasselbe Erbarmen habe, das du mit mir gehabt hast?"

Agrippina sah bei diesen bösen Worten des Ritters kläglich zum Himmel auf und sprach bangen Herzens: „O tugendreicher Ritter Andolosia! Ich bekenne, daß ich übel und unedel an Euch gehandelt habe; aber bedenket doch, was würde man von Euch sagen, wenn Ihr ein armes Weib umbringen wolltet; das würde ein untilgbarer Flecken an Eurer strengen Ritterschaft sein! Bezahlt lieber meinen Leichtsinn mit Eurer Rittertreue, bringet mich zu meinen Eltern zurück und entledigt mich der Hörner gänzlich, da Ihr die Kraft dazu habet!" Andolosia aber sprach kurzweg: „Deinen Leib will ich nicht verletzen, auch dich vor deines Vaters Palast führen, allein die Hörner mußt du haben, so lange du lebest!" Da versprach Agrippina: „Muß ich denn so mißgestaltet bleiben, so begehre ich auch nicht, wieder nach England zurückzukehren. Darum führet mich in ein Kloster, daß ich von der Welt geschieden sei." Dieses Begehren versprach er zu erfüllen und führte sie gen Hibernien in ein großes Frauenkloster, in welchem nichts als Edelfrauen waren. Hier bezahlte er die Pfründe für Agrippina dreifach, weshalb sie trotz ihrer Hörner von der Äbtissin wohl aufgenommen ward.

Kaum war Andolosia der Jungfrau ledig, so setzte er sein Hütlein auf und wünschte sich stracks nach Genua. Dort sandte er nach dem Kaufmann, dem er die Kleinodien weggenommen hatte, und bezahlte sie alle bar. Darnach setzte er sich in ein Schiff und fuhr wieder nach Hause gen Famagusta.

Ampedo empfing seinen Bruder gar herzlich und inniglich, und als sie miteinander in Freude getafelt hatten, erzählte ihm Andolosia alle Umstände, wie er zu dem Verluste des Säckels auch noch um das Hütlein gekommen sei, wie jedoch seine List ihm wieder zum Besitz beider Kleinodien geholfen habe. Dann band er den Säckel vom Wamse ab, zog das Hütlein aus seinem Kleidersack und sprach: „Lieber Bruder, nun nimm die Kleinodien beide und habe deine Freude damit nach Herzenslust!" Ampedo aber sprach: „Den Säckel begehre ich nicht, denn ich sehe wohl, daß sein Eigentümer zu aller Zeit Angst und Not haben muß!" Als Andolosia diese Worte hörte, war er des Säckels gar froh, rüstete sich mit herrlichem Gefolge und ritt nach zärtlichem Abschiede von seinem Bruder zu dem Könige von Cypern, der ihn wohl empfing. Der König erkundigte sich nach seinen Fahrten und fragte ihn, ob er nicht auch kürzlich in England gewesen sei. „Ja, gnädigster König," sagte er. „Der König von England," sprach der

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

König von Cypern weiter, „hat eine schöne Tochter, die soll verlorengegangen sein, sonst hätte ich sie meinem Sohne wohl zur Gemahlin gegönnt.“ Darauf antwortete Andolosia: „Gnädiger Herr König, ich weiß, wo die Königstochter verborgen ist und will sie Euch zuliebe gerne wieder in ihres Vaters Palast schaffen; rüstet nur eine Botschaft aus und sendet sie vierzehn Tage nach mir ab. Lasset aber auch Euren Sohn abkonterfeien und schicket das Bild mit der Botschaft dahin!“ Der König versprach alles dies zu thun und sagte Andolosia großen Dank, worauf dieser nach Famagusta zurückritt und seinen Bruder bat, ihm das Hütlein noch einmal auf kurze Zeit leihen zu wollen. Ampedo konnte seinem lieben Bruder nichts abschlagen; also nahm dieser das Hütlein und wünschte sich in die Wildnis, wo die verzauberten Äpfel standen. Augenblicks war er dort, pflückte etliche von den heilsamen Äpfeln und fuhr mit ihnen hinweg nach Irland vor das Kloster.

Die Äbtissin erkannte Andolosia sogleich und sendete nach Agrippinen. Andolosia aber sagte: „Erlaubet, gnädige Frau, daß die Jungfrau ein weniges allein mit mir rede.“ Jene erlaubte es gerne; so ging er mit ihr an eine einsame Stelle und sagte zu ihr: „Agrippina, sind dir die Hörner noch ebenso zuwider, wie da ich von dir schied?“ — „Ja,“ sprach sie, „und je länger je mehr.“ Da gab er ihr einen Apfel zu essen, und alsbald ward sie der Hörner ganz ledig.

Ohne Urlaub von der Äbtissin genommen zu haben, die vielleicht Agrippinen hätte zurückhalten können, rüstete sich Andolosia nun mit seinem Hütchen und führte die Prinzessin nach London vor des Königs Palast. Er selber aber fuhr sogleich wieder nach Famagusta zu seinem Bruder zurück.

Der König und die Königin waren unglaublich froh, als sie Agrippinen wieder vor sich sahen und gaben ein herrliches Fest um das andere. Während sie nun so in Fröhlichkeit lebten, langte eben die Botschaft vom Könige von Cypern an, der um die Hand der Prinzessin für seinen Sohn werben ließ. Agrippinen fiel es schwer aufs Herz, daß sie so fern von ihren Eltern leben sollte; als sie jedoch das Bild des schmucken Königssohnes sah, willigte sie ein, ihn als Gemahl anzunehmen.

Hierauf ließ der König viel Schiffe zurichten und entsandte die junge Prinzessin mit einem herrlichen Gefolge gen Cypern. Beim Abschiede segneten die königlichen Eltern ihr Kind und empfahlen es der ewigen Dreifaltigkeit.

So fuhr Agrippina in Gottes Namen dahin und gelangte frisch und gesund nach Famagusta. Dort hatte der König von Cypern eine

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Herzogin, vier Gräfinnen und viele Edelfrauen aufgestellt, welche die junge Königin gar ehrenvoll empfingen und nach Medusia geleiteten, wo der König Hof hielt. Hier harrte der junge König mit seinem Gefolge der Braut und führte sie züchtiglich bis an den königlichen Palast, wo die Hochzeit begonnen wurde und sechs Wochen und drei Tage dauerte. Die Herren und Fürsten aber hielten während dieser Zeit ein großes Turnier ab, bei welchem die junge Königin dem Sieger als Preis ein Kränzlein aufsetzen sollte. In diesem Turniere warb auch Andolosia um den Preis und hätte ihn billigerweise davontragen sollen, doch wurde dieser ehrenhalber dem Grafen Theodor von England gegeben. Da sprach alles Volk: „Andolosia hätte es besser verdient.“ Das hörte auch Graf Theodor, und es verdroß ihn so mächtig, daß er einen Bund mit dem Grafen von Limosi schloß, und beide darauf sannen, wie sie dem Andolosia Schande zufügen möchten.

Als dieser nun nach der Hochzeit heimreiten wollte, überfielen ihn die beiden Grafen aus einem Hinterhalt, erstachen ihm alle seine Diener und führten ihn selbst gefangen auf die Insel Limosi in ein festes Schloß.

Nach geraumer Zeit erst kam zu Ampedo die Kunde, daß sein Bruder verloren gegangen sei. Auf der Stelle sandte er Boten zu dem König um Hilfeleistung, und dieser versprach auch alles anzuwenden, um den Aufenthalt des gefangenen Andolosia zu erfahren. Ampedo aber dachte, er sei um seinen Bruder gekommen wegen des Säckels, und im Zorne warf er das köstliche Hütlein in das Feuer, damit niemand seine Freude mehr daran haben sollte. Da er nun nichts vom Schicksal seines Bruders erfahren konnte, verfiel er in tiefen Kummer und endlich in eine tötliche Krankheit, so daß ihm kein Arzt helfen konnte, und also starb er.

Als eine gewisse Zeit nach Andolosias Gefangennahme verstrichen war, trieb es den Grafen von Limosi, einmal nach seinem Gefangenen zu sehen. Andolosia freute sich über seine Ankunft und bat den Grafen, ihn des Gefängnisses zu entledigen, da er sich nicht des geringsten Vergehens schuldig wisse. Aber der Graf sprach: „Gestehe zuvor ein, woher dir dein vieles Geld komme, sonst muß ich dich martern!“ Als Andolosia das hörte, erschrak er sehr, doch mochte er nichts von dem Säckel sagen. Da nahm ihn der Graf aus dem Kerker und marterte ihn. Andolosia erduldete es lange, aber die großen Schmerzen brachten ihn zuletzt dahin, daß er die Kraft des tugendreichen Säckels bekannte. Als der Graf dieses hörte, nahm er dem armen Andolosia den Säckel hinweg, ließ ihn wieder in den Kerker setzen und kam ganz vergnügt

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

an des Königs Hof zurück zu seinem Gesellen, dem Grafen Theodor. Dieser hörte mit großer Freude von dem Säckel, versuchte ihn reichlich, und endlich wurden sie darüber eins, daß ihn zuerst der Graf Limosi ein halbes Jahr und dann wieder der Graf Theodor ein halbes haben sollte. Wiewohl beide nun herrlich und in Freuden lebten, so lag doch Graf Theodor seinem Gesellen immer im Ohr und meinte, Andolosia wäre besser tot denn lebendig. Endlich mußte es der Graf Limosi zugeben, daß der andere einen seiner Knechte nach dem Inselschloß sandte, der gegen eine große Belohnung den armen Andolosia erstechen sollte. Diesen schlimmen Auftrag vollbrachte der Schandbube auch wirklich, indem er den Gefangenen in seinem Kerker ermordete und darnach bei seiner Rückkehr das Sündengeld einstrich. Die Grafen ahnten aber nicht, wie übel sie gethan hatten. Drei Tage stand es an, daß sie nicht über den Säckel gingen; mit ihnen war auch das halbe Jahr aus, und Graf Theodor ließ sich von seinem Gesellen den Säckel übergeben. Als er aber hineingriff und zu zählen anfangen wollte, da brachte er kein Geld heraus; denn beide Grafen wußten nicht, daß der Säckel die Kraft verloren hatte, weil Ampedo und Andolosia gestorben waren.

Endlich sprach Graf Theodor mit grimmigem Zorn: „Du falscher Gesell wolltest mich also betrügen und mir für den tugendreichen Säckel einen anderen geben?“

Der andere versicherte eidlich, daß er nur diesen einen Säckel habe, und daß er die ganze Sache nicht begreife. Aber diese Antwort genügte dem Theodor nicht; er wurde je länger je zorniger und zückte zuletzt vom Leder. Der Graf von Limosi, als er das sah, war auch bei der Hand. Beide machten ein Gepolter, daß die Knechte die Kammer aufstießen und ihre Herrn voneinander schieden.

Aber der Graf Limosi war bis auf den Tod verwundet; dies sahen seine Diener und griffen den Gegner. Auf diese Weise kam die Märe vor den König, welcher befahl, daß man die Grafen unverzüglich gefangen vor ihn bringen solle. Inzwischen aber war der Graf Limosi seiner Wunde schon erlegen. So wurde allein Graf Theodor vor den König gebracht.

Als man diesen fragte, warum er sich mit seinem sonst so vertrauten Gesellen auf den Tod geschlagen hätte, so wollte er anfangs nicht mit der Wahrheit heraus, und erst die Folter zwang ihn zum Geständnis des an Andolosia begangenen Verbrechens. Hierüber ward der König so betrübt und erzürnt, daß er sogleich den Grafen Theodor und seinen Knecht mit dem Schwerte hinrichten ließ, was der gerechte Lohn für ihr Verschulden war.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Der König aber befahl, den Leichnam Andolosias, den sein Mörder in eine Wassergrube nicht fern von dem Schlosse geworfen hatte, gen Famagusta zu führen, wo er ihn mit großer Feierlichkeit begraben ließ, in der schönen Domkirche, die sein Vater Fortunat gestiftet und gebaut hatte.

Hirlanda.

Vor vielen hundert Jahren lebte in England ein Herzog Artus, der mit einer Herzogin von Bretagne vermählt war, einer Landschaft, die, obwohl in Frankreich gelegen, doch damals der Krone England als Lehen angehörte. Dieser Herzog verbrachte mit seiner jungen Gemahlin Hirlanda in dem Erblande derselben die erste Zeit seiner Ehe in großer Liebe und Einigkeit. Da wurde er genötigt von ihr zu scheiden, um in den Diensten seines Königs einen Ritterzug in das Feld zu wagen.

Während nun der Herzog nach einem herzlichen Abschiede von seiner betrübten Gemahlin in Kriegsfehde auswärts lag, ereignete es sich, daß Richard, der König in England, von einem abscheulichen Aussatze heimgesucht wurde, von dem kein Arzt ihn heilen konnte. Endlich ließ der kranke König einen Juden rufen, dessen Kunst im ganzen Lande berühmt war. Der Jude versuchte sein Bestes; dennoch wollte die Krankheit nicht weichen. Am Ende kam der Hebräer auf einen gräßlichen Gedanken. „Jetzt weiß ich ein kräftiges Mittel," sprach er zu dem Könige. „Wisset, daß Ihr wieder zu Eurer Gesundheit gelangen würdet, sobald Ihr Euch entschließen könntet, in dem Blute eines jungen Kindes zu baden. Zudem müßten Eure Majestät das Herz des Kindes, sowie es aus dem Leibe genommen wird, aufzehren." Über diesen Vorschlag kam den König ein Grausen an; aber aus Liebe zur Gesundheit entschloß er sich endlich, das unnatürliche Mittel zu gebrauchen.

Der Jude, zufrieden mit der Bereitwilligkeit des Königs, sprach weiter: „Eure Majestät muß auch wissen, daß das Kind von fürstlichem Geblüte sein muß, dazu darf es noch nicht getauft sein." Der König

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

entsetzte sich abermals; doch nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, sprach er zu sich: „Not bricht Eisen!“

Kaum war der Entschluß des Königs gefaßt, so entzündete der böse Geist in dem Fürsten Gerhard, dem Bruder des Herzogs Artus, Neid und Haß und die Begierde, seines Bruders Güter einst ungeteilt zu besitzen. Sobald er also von dem entsetzlichen Ratschlag des Juden Nachricht erhielt, verfügte er sich insgeheim zu dem Könige und erklärte seine Bereitwilligkeit, ihm das Kind seines Bruders, das die Herzogin vom Himmel erhoffe, ohne alles Aufsehen in die Hände zu spielen. Über dies Anerbieten war der König hocherfreut und gelobte dem Fürsten eine königliche Vergeltung.

So beurlaubte sich denn der Fürst Gerhard und fuhr über Meer nach der Bretagne, wo er von der Herzogin mit aller Freundlichkeit aufgenommen wurde. Äußerlich stellte sich auch der Fürst an, als wenn er ihr bester Freund wäre; heimlich aber suchte er die Frauen der Herzogin auf seine Seite zu bringen und durch reiche Geschenke zu bestechen, daß sie ihm seiner Zeit den neugeborenen Prinzen heimlich nach England schaffen sollten, wo er ihn zu erziehen gesonnen wäre. Als nun die Stunde da war, wo der Himmel der Herzogin einen Prinzen bescherte, und während Hirlanda ein wenig der Ruhe pflegte, bekamen die bestochenen Weiber Zeit genug, mit dem Kind aus dem Schlosse zu fliehen und der See zuzueilen, wo ihrer ein segelfertiges Schiff wartete.

Während nun dieses mit dem geraubten Kinde auf dem Meere schwamm, erschien der Engel des Herrn einem frommen Abte des Klosters Sankt Malo, mit Namen Bertrand, und brachte ihm den Befehl Gottes, alsbald einige Mannschaft nach dem Hafen Aleth zu schicken, dort sollten sie am Ufer einige Flüchtlinge anhalten, die ein fürstliches Kind, das noch nicht getauft sei, bei sich hätten. Dieses Kind sollte er taufen und erziehen lassen, die Amme des Kindes aber so lange gefangen halten, bis Gott ihm neue Befehle zusenden würde. Der Abt beeilte sich, dem Befehle Gottes zu gehorchen, und alles traf so ein, wie es der Engel vorausgesagt hatte. In der Taufe gab der Abt dem geraubten Prinzen seinen eigenen Namen Bertrand.

Nachdem der junge Bertrand durch Gottes wunderbare Schickung in Sicherheit gebracht ist, wenden wir uns wieder zu der betrogenen Herzogin Hirlanda. Sobald diese erwachte, fragte sie zuerst nach ihrem lieben Kinde. Sogleich sagte eine der bestochenen Frauen seufzend zu ihr: „Ach, durchlauchtigste Frau, wollet doch Eure Fassung bewahren, Euer armes Kind ist gestorben, und da man wegen des kläglichen Anblickes um Eure Gesundheit fürchtete, auch bereits begraben.“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Diese Worte durchstachen das Herz der betrübten Hirlanda, und man glaubte, sie würde sich vertrauern und dahinsterben. Dazu wurde ihr großes Herzeleid von Tag zu Tag durch ihren falschen Schwager vermehrt. Dieser gottvergessene Mensch nannte die bedrängte Frau eine Mörderin ihres Kindes und behauptete, sie hätte es während ihres Schlafes, da es ihr zur Seiten lag, erdrückt.

Unter den Frauen der Herzogin befand sich ein Edelfräulein, das der trügerische Gerhard ebenfalls mit Geld bestochen hatte. Diese ging einstmals zu ihr und sprach mit erheuchelter großer Betrübnis: „Ach, Herrin, wie wird es Euch ergehen! Laßt Euch anvertrauen, was ich mit List aus Eurem falschen Schwager herausgelockt habe. Wisset, daß dieser Euch fälschlich angeklagt hat, Euer Kind umgebracht zu haben. Und deswegen hat er den bestimmten Befehl von dem Herzog erhalten, Euch heimlich hinrichten zu lassen, bevor er selbst wieder zurückkäme. Wahrlich, ich weiß Euch keinen besseren Rat, als daß Ihr Euch heimlich auf die Flucht begebet, sonst müßt Ihr schon in der folgenden Nacht sterben."

Die Herzogin stimmte in ihrer tötlichen Angst dem Vorschlage zu und verließ mit anbrechender Dunkelheit heimlich das Schloß, worauf sie Tag und Nacht durch Gehölz und Wildnis weiter floh. Endlich nach langem Umherirren kam sie auf einen Edelsitz. Hier trug sie als eine arme Magd ihre Dienste an und wurde als Hirtin angenommen. Diesen geringen Dienst versah sie demütig und war in demselben getrosteren Mutes, als in ihren früheren fürstlichen Ehren.

Sobald Hirlanda das Schloß verlassen hatte, hüpfte dem falschen Gerhard das Herz vor Freuden, denn ihre unbesonnene Flucht schien ihm eine kräftige Anklage wider ihre Unschuld an die Hand zu geben. Er verfügte sich deshalb sogleich ins Feldlager zu seinem Bruder, um dem Herzoge Bericht über den ganzen Verlauf der Sache abzustatten.

Wer wollte beschreiben, welche Wirkung diese Botschaft in dem Gemüte des Herzogs verursacht habe! Auf die erste Bestürzung folgte in seinem leichtgläubigen Herzen eine grausame Erbitterung über die Missethat seiner Gemahlin. Er machte seinem Feldzug ein kurzes Ende, eilte in vollem Grimme nach Haus und verschwur sich hoch und teuer, wo er Hirlanda auskundschaftete, wollte er sie ums Leben bringen. Der boshafte Gerhard hatte sich indessen auf den Weg nach London begeben, wo er von König Richard den versprochenen Lohn für Hirlandas Sohn einzustreichen gedachte. Wie er aber dort angekommen war, mußte er erfahren, daß das Kind noch an der bretagnischen Küste zu Aleth von bewaffneter Mannschaft aufgefangen worden. So hatte es ein Boots-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

knecht, der mit auf dem Schiff gewesen und durch die Flucht sich gerettet, zu London erzählt. Dies brachte den Bösewicht ganz aus der Fassung, so daß er, ohne den König gesehen zu haben, zurück auf seinen Herrensitz floh. —

Sieben ganze Jahre waren verflossen, die der Herzog Artus wie ein betrübter Witwer hingebracht hatte. Da trug es sich zu, daß ein vornehmer Edelmann am Hofe, Herr d'Olive genannt, vom Herzog Urlaub nahm, um eine Verwandte, welche in der Normandie wohnte, zu besuchen. Nach langer Reise kam er in die Nähe des gewünschten Schlosses und fand hier auf einer Trift eine Hirtin, die er anfangs nicht erkannte. Als sie jedoch auf seine Bitte ihre Herde verließ, um ihm den Pfad nach dem Schlosse zu weisen, und unterwegs mit ihm redete, da erkannte er sie an der Sprache als die flüchtige Herzogin Hirlanda. Nachdem er nun von seiner Verwandten freundlichst empfangen und zu Abend herrlich bewirtet worden war, erblickte er zufällig unter den Dienstmägden abermals jene Hirtin und ließ sie durch die Edelfrau herzu rufen.

„Frau," sprach da der Bretagner, „Eure Gestalt zeigt etwas ganz anderes als eine niedrige Magd an, und wenn ich irgend meinen Augen trauen darf, so sage ich, daß Ihr der Herzogin von Bretagne ganz ähnlich sehet!" Bei diesen Worten des Ritters erschrak Hirlanda, so daß sie kein einziges Wort zu erwidern wußte. Um so ernstlicher drang der Edelmann in sie, daß sie die Wahrheit sagen sollte, und so mußte sie zuletzt sich ihm zu erkennen geben. Auf dieses Bekenntnis wollten sowohl die Edelfrau als der Ritter ihr zu Füßen fallen und ihr die tiefste Ehrerbietung beweisen. Die Herzogin gestattete es aber nicht, sondern erzählte den beiden ihre ganze Geschichte und überzeugte sie von ihrer Unschuld.

Als der Ritter d'Olive dieses vernommen, machte er sich sogleich auf die Rückreise und überbrachte seinem Herrn, dem Herzoge, die frohe Botschaft.

Über diese unerwartete Kunde wurde das Herz des Herzogs mit Leid und Freude so ganz angefüllt, daß ihm die Zähren mit Macht aus den Augen hervor drangen. Er beschenkte den Edelmann fürstlich und befahl ihm, sofort nochmals aufzubrechen, um seine vielgeliebte Hirlanda abzuholen. Nach einer Reihe von Tagen war der Ritter d'Olive wieder auf dem Schlosse in der Normandie angelangt. Dort richtete er der Herzogin den Auftrag ihres reumütigen Gemahls aus und brachte durch dringende Vorstellung die froh erschrockene Fürstin soweit, daß sie sich entschloß, nach der Bretagne zurückzukehren.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Sobald der Herzog erfahren, daß seine Gemahlin nur noch eine Tagreise von seinem Schlosse entfernt sei, ritt er ihr mit allem seinem Adel entgegen. Als er den Wagen erreichte, in welchem sie saß, fiel er ihr mit großer Inbrunst um den Hals, und Liebe und Leid schloß ihm den Mund, so daß er anfangs kein Wort mit ihr reden konnte. Ebenso erging es der Herzogin, als sie denjenigen wiedersah, dessen Abwesenheit ihr soviel tausend Zähren ausgetrieben hatte. Als sie in die Hauptstadt des Landes kam, empfieng der ganze Rat und alle Bürgerschaft die geliebte Fürstin, und was zur Freudebezeugung Festliches angestellt werden konnte, wurde wahrlich nicht gespart.

* * *

Wenn die Sonne am hellsten scheint, kommt oft unvermutet ein schweres Ungewitter; das sollte auch Hirlanda erfahren. Denn als der gottlose Gerhard hörte, daß seine Schwägerin wieder heimgekommen sei, wurde er vor Zorn und Grimm ganz außer sich, und sofort brütete er über neuen Anschlägen gegen die unschuldige Frau. Er war damals, als Hirlanda in der Bretagne anlangte, nicht im Lande. So schrieb er denn einen freundlichen Brief an die Herzogin, in welchem er beteuerte, daß er an ihrem früheren Unheil keine Schuld habe, vielmehr sei die Amme, die gleich nach der Geburt des Prinzen heimlich mit demselben entflohen sei, die erste Anstifterin jenes Unglücks gewesen. Kurz, er wußte so natürlich zu lügen, daß der Herzog und die Herzogin seinen Worten glaubten und ihn wieder an den Hof beriefen.

Sieben Jahre hatte die erneute glückliche Ehe gedauert; zu Ende dieser Zeit wurde die Herzogin Hirlanda mit einem Mägdlein beschenkt.

Als nun der falsche Gerhard sah, daß durch die Geburt dieser Erbin der Anspruch auf seines Bruders Erbschaft ihm wieder aus den Händen schlüpfte, so dachte er darauf, durch lügnerische Klagen seinen Bruder aufs neue gegen die Herzogin aufzubringen. Aber er hatte dies wenig nötig, denn der Herzog, der sich sehnsüchtig einen Sohn und künftigen Herrscher des Landes gewünscht hatte, wurde undankbarerweise durch die Geburt der Prinzessin in die tiefste Schwermut versenkt und gebärdete sich ganz kaltsinnig gegen die geprüfte Herzogin. Einige Zeit nachher, als der böse Gerhard merkte, daß sein Bruder in seinem Groll nicht nachlasse, dachte der Bube, jetzt sei die Gelegenheit günstig, die Herzogin um Ruf und Gut, ja um Leib und Leben zu bringen. Es wohnte nämlich in der Nähe ein Edelmann, der wegen seiner Verworfenheit von allen Menschen gefürchtet wurde, selbst aber so vermessen war, daß er niemand fürchtete. Zu diesem gottlosen Menschen begab

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sich Gerhard und sagte ihm, daß sein Bruder, der Herzog, sehr zornig auf seine Gemahlin sei, weil sie ihm keinen Erben geschenkt habe. Von ihm, dem Edelmanne, nun verlangte er unter Zusage einer großen Belohnung, daß er den Zorn seines Bruders noch mehr erhitzen solle. Dies geschehe am besten dadurch, wenn er dem Herzog einflüsterte, daß die Herzogin aus Dankbarkeit dem Ritter d'Olive versprochen habe, seine Gemahlin zu werden und sich von dem Herzoge zu trennen, wenn dieser sie in seinem Argwohn neuen Mißhandlungen aussetzen würde. Dieser Vorschlag gefiel dem schlechten Edelmann wohl; sobald es daher Gelegenheit gab, verfügte er sich zu dem Herzog und redete ihm von der Sache. Er schwur sogar sieben schwere Eide, daß seine Kunde von dem Ritter d'Olive selbst herstamme.

Über diese Mitteilung, an deren Wahrheit der argwöhnische Herzog festiglich glaubte, wurde er überaus ergrimmt, so daß er befahl, man sollte der Herzogin ihr Kind nehmen und dasselbe an einem entlegenen Ort aufziehen. Die tugendhafte Fürstin war auf ihrem Zimmer und hielt ihr liebes Töchterlein auf den Armen, als eine Rotte Kriegsknechte hereintrat, ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen riß und das Zimmer mit Lärmen und Gespötte verließ. Die Fürstin jammerte herzzerreißend, doch wurde ihr nicht einmal gestattet, persönlich vor ihrem Ehegemahl ihre Klagen vorzubringen. Ja sein Zorn wurde so groß, daß er die Herzogin in ein schimpfliches Gefängnis werfen ließ und endlich beschloß, sie lebendig auf offenem Marktplatz verbrennen zu lassen, es sei denn, daß sich ein Ritter ihrer annehmen und mit dem Edelmann, ihrem Ankläger, in ehrlichem Kampf um sie streiten wollte.

Wenn aber auch niemand im ganzen Lande sich meldete, der gegen den boshaften Edelmann den Streit wagen wollte, so war doch die Rettung der unschuldigen Gefangenen in Gottes Rate beschlossen. Sein Engel erschien wieder dem frommen Abte Bertrand und befahl ihm, mit seinem jungen Paten und der gefangenen Amme vor dem Herzog von Bretagne auf einen bestimmten Tag zu erscheinen. Der Knabe sei zur Rettung seiner unschuldigen Mutter ausersehen und solle mit dem falschen Ankläger derselben herzhaft den Streit wagen.

Allgemach kam der bestimmte Tag herbei, und die Stadt Rennes war es, die man zu dem jammervollen Schauspiele ausersehen hatte. Auf dem Marktplatze war eine große Schaubühne errichtet, auf welcher der bethörte Herzog mit seinem ganzen Hofe zuschauen wollte. Nicht ferne davon war ein Scheiterhaufen aufgeschichtet, und auf demselben stand ein schwarzer Sessel für die arme Hirlanda. Wer nur von weitem dieses Totengerüste erblickte, wurde im tiefsten Herzen erschüttert.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Alles war fertig, der Herzog und sein Hof saßen auf der hohen Bühne und harreten der verurteilten Herzogin. Da kam ein Trupp Kriegsknechte herangezogen, welche die unglückliche Hirlanda zum Richtplatze führten. Rechts und links von ihr schritten der Beichtvater und der Scharfrichter, die ihr auf den Scheiterhaufen hinauf halfen. Nun trat ein Herold hervor und rief mit gewaltiger Stimme: „Diese Hirlanda hier ist wegen ihrer Schandthaten zum Feuertode verdammt worden. Wer sie für unschuldig hält und vom Tode erretten will, der trete hervor und kämpfe im Gottesgericht gegen ihren Ankläger!“ Nun waren in dem Kreise viele, die gerne Hirlandas Unschuld verteidigt hätten, aber selbst der Ritter d' Olive war nicht so kühn, sich wider den trotzigen Edelmann zu wagen, der einen kohlschwarzen Rappen ritt und vom Haupt bis zu den Füßen mit einem blinkenden Harnisch bedeckt war.

Da niemand sich zum Kampfe meldete, gab die erschrockene Fürstin ihr Leben verloren und weinend befahl sie ihre Seele Gott. Der Priester gab ihr den Segen und verließ mit dem Scharfrichter den Scheiterhaufen. Alsdann fiengen die Trompeter an zu blasen und gaben den Henkersknechten das Zeichen, den Holzstoß anzuzünden.

Aber in diesem Augenblicke sah man eine Staubwolke in der Ferne sich erheben und immer näher und näher kommen. Bald erkannte man einen Ritter, der dahergesprengt kam und dem in einiger Entfernung mehrere Personen nachfolgten. Der Reiter drang mit Gewalt durch die dichten Volkshaufen in die Schranken hinein und hielt sein schneeweißes Roß auf der Mitte des Platzes, gegenüber der Bühne an, auf welcher der erstaunte Herzog saß. Alsbald, nachdem er mit aller Sitte den Herzog begrüßt hatte, begann er mit heller Stimme: „Durchlauchtigster Fürst! Weil ich erfahren habe, daß Eure liebe Gemahlin fälschlich angeklagt und unschuldigerweise zum Tode verurteilt worden, so fühle ich mich verbunden, wider ihren Verläumder den Ritterkampf zu wagen.“

Der Herzog ließ sich dieses Anerbieten gefallen und sprach: „Dein Entschluß, junger Held, gefällt mir. Zeige dich tapfer und strebe nach dem Sieg, der dir bei deiner großen Jugend nicht allzuleicht werden wird!“

Darauf bliesen die Trompeten zum Kampfe, und nachdem beide Ritter sich gegenübergestellt hatten, spornten sie ihre Rosse und rannten mit den Speeren gegeneinander. Ihr Ungestüm war so groß, daß der Verräter halb, der junge Ritter aber ganz aus dem Sattel gehoben ward. Als nun der Jüngling auf der Erde lag, wollte der Edelmann vom Pferde springen und ihn mit dem Schwerte durchstoßen. Kaum

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

aber hatte er einen Fuß auf die Erde gesetzt, so sprang der junge Ritter blitzschnell empor und brachte dem Bösewicht einen so gründlichen Schwertstich unter dem Halsringe bei, daß er plötzlich zu Boden fiel.

Als der alte Sünder den tötlichen Streich empfangen, stand ihm der tapfere Held auf den Leib und drohte ihn in Stücke zu zerhauen, wenn er die Wahrheit nicht aussagte. Da bekannte der Verräter, daß der Fürst Gerhard ihn angestiftet habe und seine ganze Anklage eitel Lüge sei. Während er sogleich nach diesem Widerruf verschied, suchte sich der Fürst Gerhard, sein Ränkespiel verloren gebend, davonzuschleichen, aber der Herzog rief, man solle ihn alsbald greifen.

Jetzt nahte sich der junge Ritter dem Scheiterhaufen, stieg das Gerüst hinauf und beugte vor Hirlanda das Knie, während er sprach: „Durchlauchtige Fürstin, ich bin Euer unglücklicher Sohn, der Euch so viel Schmerzen und Leid bereitet hat, den aber Gott in seiner Gnade würdigte, Euch das Leben zu erhalten!“

Was Hirlanda im Herzen empfand, als sie diese Worte des Ritters vernahm, läßt sich nicht beschreiben. Sie umfieng den wiedergewonnenen Sohn mit beiden Armen und war von Liebe so durchdrungen, daß sie lange nicht reden konnte. Endlich brach sie in die Worte aus: „O herzliebster Sohn, o goldenes Kind! Bist du es, den ich mit so bitterem Herzeleid betrauert habe? O ich glückselige Mutter! Nun will ich gern sterben!“

Der Herzog Artus sah diesem Schauspiel mit höchster Verwunderung zu, bis ihm Hirlanda den jungen Ritter zeigte und zurief: „Herr! sehet da Euren Sohn!“ Bei diesen Worten erstarrte Artus. Als er aber seine Augen auf das Gesicht des Ritters heftete, das dem Antlitz seiner Gemahlin so ähnlich war, da konnte er nicht mehr zweifeln, obgleich er es nicht begriff. Inzwischen drang auch der Abt Bertrand durch die Volkshaufen zu dem Herzog vor und erzählte ihm, was sich mit seinem Sohne zugetragen; zugleich ließ er die Amme zum Zeugnis herbeiführen, die alles bekannte und als Hauptschuldigen den Fürsten Gerhard angab.

Nach diesem Zeugnis hieß der Herzog mit reumütigem Herzen seine Gemahlin vom Scheiterhaufen herunterkommen, gieng ihr entgegen und wollte sie demütig um Verzeihung bitten. Allein Hirlanda ließ ihn nicht ausreden, sondern reichte ihm liebreich ihre Hand und sprach: „Um Gottes und unseres lieben Sohnes willen verzeihe ich Euch alles Übel, das Ihr mir zugefügt habt.“ Der Herzog dankte ihr mit erleichtertem Herzen, wandte sich darauf zu seinem Sohn, fiel ihm um den Hals und hieß ihn willkommen.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Endlich wurde auf Befehl des Herzogs der Fürst Gerhard herbeigeführt. Herzog Artus sah ihn mit zornigen Augen an und sprach: „Deine Verbrechen rufen vor Gott und der Welt zur Rache! Deshalb sollst du auf ewig in demselben Gefängnis schmachten, in welchem meine unschuldige Gemahlin gelegen!“ Gerhard ward dem Henker, der noch auf der Stelle war, übergeben und vor allem Volk schimpflich in den Kerker geschleppt.

Der Herzog aber und Hirlanda, der junge Fürst Bertrand und der ganze Adel zogen in voller Pracht und Herrlichkeit in die Hauptstadt des Landes ein. Doch der Herzog ward still im Gemüte und führte, nachdem er seinem jungen Sohne Bertrand die Grafschaft übergeben, mit seiner Gemahlin ein einsames, doch glückliches Leben.

Robert der Teufel.

(Mit Bild.)

In alter Zeit lebte in der Normandie ein tapferer Herzog, Namens Hubert, der mit Beirat seiner Barone die schöne fromme Tochter des Herzogs von Burgund geheiratet und seinen fürstlichen Sitz in der Stadt Rouen genommen hatte. Hier wohnten beide verehrt und geliebt von ihren Unterthanen und nichts hätte zu ihrem Glücke gefehlt, wenn ihnen Gott hätte Kinder bescheren wollen. Namentlich der Herzog lebte hierüber in großer Kümmernis und als nun seine Gemahlin eines Tages seine besonders heftige Trauer mitansehen mußte, da geriet ihr Gemüt durch die List des Bösen in so arge Verwirrung, daß sie bei sich selbst sprach: „Ei, so mag der Teufel uns ein Kind bescheren, da der Himmel erbarmungslos ist!“

Und in der That, ehe noch ein Jahr vergangen war, wurde dem Herzog nach achtzehnjähriger Ehe ein Knabe geboren. Derselbe war von überaus großer Gestalt und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Robert. Ehe ein Jahr um war, gieng er frisch auf den Beinen und sprach so geläufig, wie sonst nur Kinder von fünf Jahren sprechen.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Jemehr er aber heran wuchs, jemehr erwies er sich als ein Übelthäter. Kein Weib und kein Mann vermochte ihn zurückzuhalten, und wenn er anderen kleinen Kindern begegnete, so schlug er sie mit der Faust oder kratzte ihnen die Augen aus. Oft rotteten sich die Knaben auf der Straße zusammen, um gegen ihn zu kämpfen, aber wenn sie ihn sahen, wagten sie nicht, ihm standzuhalten, sondern unter dem Rufe: „Robert der Teufel kommt!“ liefen sie wie die Schafe vor dem Wolfe davon. Dieser Name ‚Robert der Teufel‘ aber blieb ihm für die spätere Zeit.

So lebte Robert von Kindheit an, und die Barone des Landes freuten sich darüber; sie nannten es Jugendmut und glaubten, daß seine Wildheit vorüber gehen werde; aber endlich fanden sie es doch zu schlimm. Denn weil Unkraut nicht verdirbt, so nahm auch Robert an Mut und Bosheit zu. Da begab es sich eines Tages, daß Roberts guter Hofmeister den Knaben um einiger schweren Unarten willen bestrafen wollte; Robert aber zog ein Messer aus der Tasche und stieß es seinem Lehrer in den Leib, daß er entseelt zur Erde niederfiel. Und von da an konnte man keinen Lehrmeister finden, der sich unterfangen hätte, den Unband zu ziehen und zu unterrichten.

Als nun der Herzog die böswillige Sinnesart und das fluchwürdige Leben seines Sohnes sah, so deuchte es ihn das beste, den Jüngling zum Ritter zu schlagen, vielleicht, daß er dann seine schlimmen Sitten änderte. Am Morgen nach Pfingstentag wurde diese Zeremonie vollzogen. Darauf ließ der Herzog ein Turnier ausrufen und diesem wohnte auch der Ritter Robert bei, der niemand fürchtete, weder Gott noch Teufel. Als nun das Spiel begonnen hatte, da sah man Ritter um Ritter fallen, denn Robert der Teufel kämpfte wie ein Löwe, schonte keinen und warf tot nieder, wer ihm in den Weg kam. Erst als er sah, daß in den Schranken kein Mensch mehr übrig war, spornte er sein Roß und ritt hinaus in das Land, Abenteuer aufzusuchen. Dort sammelte er allerlei Bösewichter um sich, sengte, brannte und mordete und hauste so schlimm, daß sich das Volk zusammenrottete und dem Landesherrn seine Not klagte. Dem Herzog wurde bei solcher Kunde sein Herz in großer Bekümmernis sehr schwer. Er versammelte seinen Geheimerat und schickte auf die Vorstellungen eines der weisesten Edelleute in Hast Boten in alle Städte und zu allen Baronen, denen er befahl, daß sie seinen Sohn Robert mit List oder Gewalt gefangennehmen sollten. Als Robert von dieser Bekanntmachung des Herzogs hörte, knirschte er mit den Zähnen und schwur einen grausigen Eid, daß er das ganze Land verderben wolle.

Nun begab es sich, daß Robert, der nur darauf dachte, wie er

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Böses thun könnte, einstmals seine Feste, die er sich in einem dichten Walde erbaut hatte, zu Pferde und in seiner gewöhnlichen blutbespritzten Kleidung verließ. Nachdem er weit und lange geritten, kam er in die Nähe des Schlosses Darques; denn er war einem Schäfer begegnet, der ihm erzählte, daß seine Mutter, die Herzogin, selbigen Tages auf dieses Schloß kommen werde. Und ebendarum ritt er dorthin, von einem dunklen Gefühle fortgezogen. Aber als er sich dem Schlosse näherte und das Volk seiner ansichtig wurde, lief alles vor ihm unter Zetern und Schreien davon. Zum erstenmal bemerkte Robert, daß alles vor ihm wie vor dem Bösen floh, zum erstenmal begann er an sich selber zu denken. Er seufzte in seinem Herzen und sprach: „O allmächtiger Gott, mir ist, als wäre ich ein Pestkranker! Mein Leben muß wohl ein fluch- und hassenswürdiges sein; denn ich sehe wohl, daß ich von Gott und von der Welt verlassen bin.“ In diesen bitteren Gedanken kam er bis zum Schlosse, sprang von seinem Pferde und schlug den Weg nach der Halle ein, wo seine Mutter, die Herzogin, sich eben aufhielt.

Als die Herzogin ihren Sohn Robert, dessen große Grausamkeit ihr genugsam bekannt war, sah, entsetzte sie sich und wollte entfliehen. Robert aber rief ihr von weitem zu: „Süße Mutter, fürchtet Euch nicht vor mir und stehet still, denn ich muß Euch sprechen.“ Dann näherte er sich ihr unterwürfig und fuhr fort: „Frau Mutter, saget mir doch, ich bitte Euch darum, wie kommt es, daß ich so gottlos und so grausam bin?“ Die Herzogin war erschrocken, ihren Sohn also sprechen zu hören. Sie weinte bitterlich, warf sich ihm zu Füßen und erzählte ihm in solcher demütigen Stellung, wie alles gekommen sei und wie sie ihn dem Teufel, noch ehe er geboren, geweiht habe. Sie sagte es unter großer Reue und schloß ihre Rede mit den Worten: „O mein Sohn, ich bin die unseligste von allen Frauen; wenn du gottlos und verdammt bist, so bin ich allein schuld daran!“ Da fiel Robert von großem Herzweh auf die Erde und vermochte sich lange nicht zu erheben. Er weinte bitterlich und sprach voll Jammer: „Die Teufel rütteln an meiner Seele und an meinem Leibe; aber von Stunde an will ich ihren höllischen Werken entsagen und nach Rom pilgern, um meine abscheulichen Verbrechen zu beichten.“ So verließ Robert seine Mutter, bestieg sein Pferd in großer Hast und ritt seinem Walde wieder zu. Die Herzogin blieb voll unendlicher Schmerzen in ihrem Schlosse und betete inbrünstig zu dem allmächtigen Gotte, daß er Erbarmen haben und das Vorhaben ihres unglückseligen Sohnes zu gutem Ende führen möge.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Als Robert in seine Feste zurückgekommen war, entließ er seine Schandgesellen des Dienstes, ohne ihrer Gegenvorstellungen zu achten. Allein in dem wilden Walde machte jetzt Robert zum erstenmal in seinem Leben das Zeichen des Kreuzes und pilgerte dann zu Fuße und ohne Wehr und Waffen die Straße nach Rom. Lange Zeit wanderte er über Berg und Hügel, mit großer Beschwerde und unter lauter Entbehrungen, bis er endlich am Kardonnerstag in der heiligen Stadt eintraf. Es war dies gerade der richtige Tag zu beichten und für das Heil seiner Seele zu sorgen. Denn der heilige Vater selbst stand zu dieser Stunde mitten in der Peterskirche und hielt das Hochamt. Robert drängte sich durch die versammelten Gläubigen, und als es ihm endlich gelang, zu dem Papste hindurch zu kommen, fiel er ihm zu Füßen und rief mit lauter Stimme: „O heiliger Vater, habt Mitleid mit mir; ich bin der größte Sünder von der Welt!“ Der Papst gebot hierauf dem andrängenden Volke Stille und sagte: „Mein Freund, was begehrst du, und was schreiest du so laut?“ — „O heiliger Vater,“ erwiderte Robert, „ich bitte Euch, lasset mich beichten; denn wenn Ihr mich von meinen großen Sünden nicht lossprechet, so bin ich auf ewig verdammt, und ich fürchte gar sehr, daß mich der Teufel mit Leib und Seele davon führe, um der ungeheuern Verbrechen willen, mit denen ich beladen bin.“ Als der Papst dieses hörte, nahm er Robert beiseite, und dieser beichtete ihm reuevoll, erzählte auch, wie ihn, ehe denn er geboren ward, seine Mutter dem Teufel übergeben habe. Ob solcher Rede erschrak der Papst heftig, bekreuzte sich und sagte zu Robert: „Mein Freund, gehe hin nach Montalto, drei Meilen von dieser Stadt. Dort wirst du einen heiligen Einsiedler finden, der wird dir deine Buße auferlegen.“ Da nahm Robert Abschied vom Papste, verließ die Stadt und pilgerte dem Orte zu, wo der Eremit wohnte. Als er endlich vor ihn kam, erzählte er demselben, wie der Papst ihn sende, und dann begann er ihm alle seine Missethat zu beichten. Wohl entsetzte sich der Eremit über das, was er hören mußte; zugleich aber freute es ihn inniglich, daß Robert mit solcher Zerknirschung seine Sünden bekannte. Er lud ihn daher freundlich ein, diese Nacht bei ihm zu bleiben. In selbiger Nacht nun erschien dem Einsiedler im Traum ein Engel des Herrn und sprach: „Mann Gottes, höre meine Botschaft. Wenn dieser Robert Verzeihung seiner Sünden erhalten will, so muß er den Narren und den Stummen nachahmen, darf keine andere Speise zu sich nehmen, als die er den Hunden abjagen kann, und soll so lange in diesem Leben verharren, bis es Gott gefällt, ihm zu offenbaren, daß seine Sünden vergeben sind.“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Als nun der Tag anbrach, rief der Eremit Robert zu sich und sagte zu ihm die tröstenden Worte: „Mein Sohn, ich weiß jetzt, welche Buße dir auferlegt ist!“ Und darnach kündete er ihm mit bewegter Stimme die Botschaft des Engels. Als Robert dieses vernahm, ward er ganz froh, verabschiedete sich von dem Eremiten und ging hin, die schwere Probe zu bestehen.

Kaum hatte er die Stadt Rom wieder betreten, so fing er an, sich wie ein Narr zu stellen, so daß bald die Kinder auf den Straßen schreiend hinter ihm herrannten und auch die Bürger über ihn spotteten und lachten. Ihrem Uebermut zu entgehen, sprang er in die offene Pforte eines herrlichen Palastes, in dem der römische Kaiser residierte und ging geradewegs unter allerlei närrischen Gebärden auf die Halle zu. Als nun der Kaiser im Saale seiner ansichtig ward, befahl er, dem armen Narren Speise und Trank zu reichen; der aber antwortete kein Wort und wollte auch nichts genießen. Während nun der Kaiser speiste, warf er einem Hunde, der unter dem Tische lag, einen Knochen zu. Kaum hatte Robert dies gesehen, so verfolgte er den Hund, um ihm das Bein wegzunehmen, und zerrte sich mit dem Tiere um den Raub hin und her. Als der Kaiser ihn so hungrig sah, warf er einem andern Hund einen ganzen Brotlaib hin; auch diesen nahm Robert weg, brach ihn in zwei Teile und gab dem Hunde redlich die Hälfte. Darüber entstand ein großes Gelächter und der Kaiser sprach zu seinen Leuten: „Das ist der lustigste Narr, den ich jemals gesehen habe!“ Darauf, als die Nacht heran kam, ging Robert den Hunden nach und legte sich zu ihnen im Stalle nieder. Der Kaiser erfuhr dies und empfand großes Mitleid mit Robert; er befahl daher, daß niemand dem Thun des armen Narren wehren sollte.

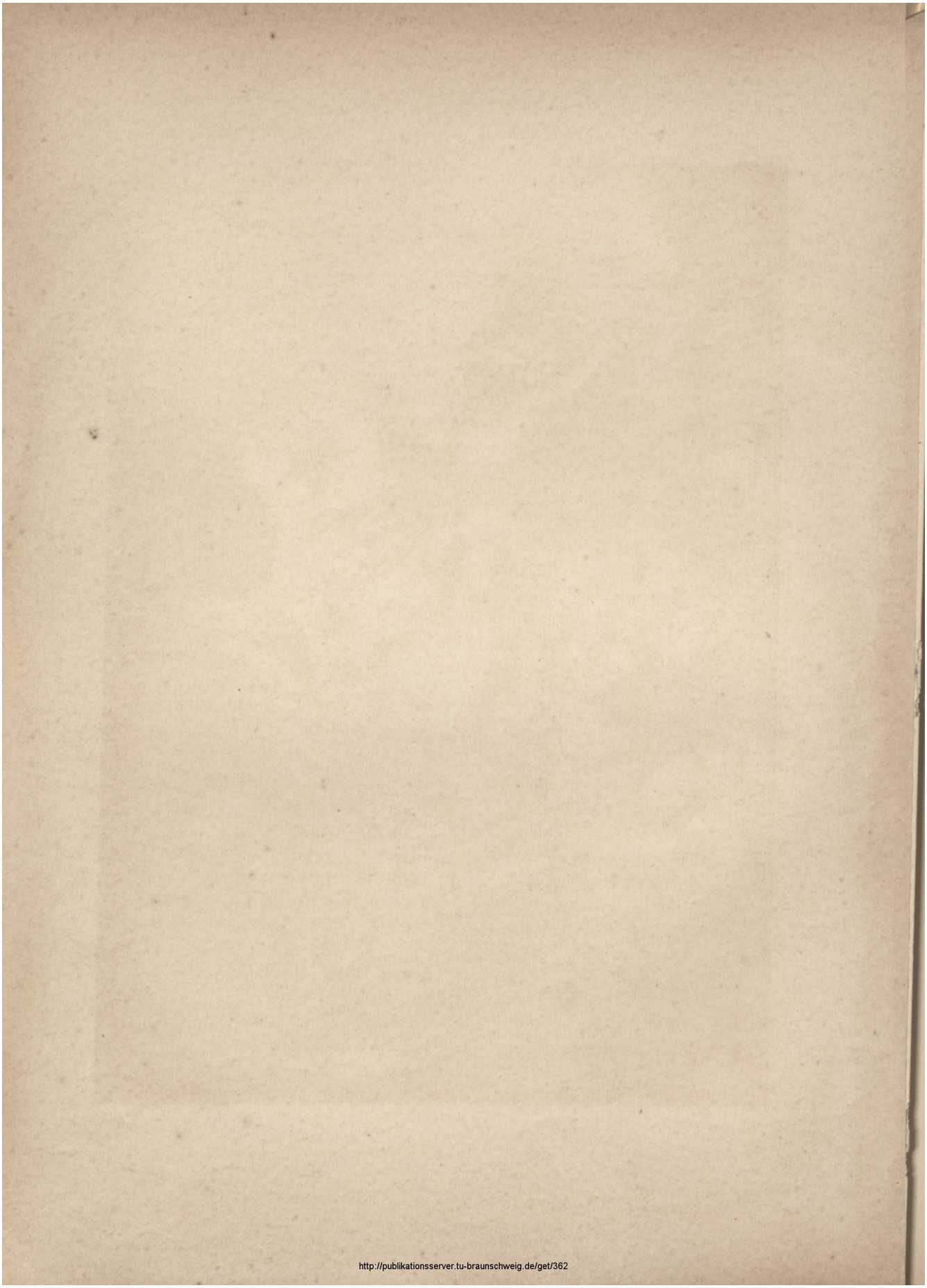
So hatte Robert, der gewohnt war, als ein Herzogssohn köstlich zu leben, freiwillig alle Herrlichkeit verlassen, aß mit den Hunden unter dem Tisch und schlief bei ihnen im Stall, alles in williger Demut, um seine Seele zu retten. In solcher Buße lebte er sieben Jahre.

Zur selbigen Zeit wuchs dem Kaiser eine schöne Tochter heran, die war stumm. Des Kaisers Seneschall, ein gewaltiger Mann, hatte sie von seinem Herrn schon mehreremale zur Gemahlin begehrt, der Kaiser aber wollte nicht darein willigen. Darüber ergrimmte der Seneschall, verließ den Hof und begab sich über Meer zu den Sarazenen. Dort sammelte er ein großes Heer, mit welchem er in Italien landete und gegen die Stadt Rom anrückte. Jetzt berief der bedrängte Kaiser alle seine Barone und Ritter und ließ verkünden, daß jedermann, wer da fähig wäre, die Waffe zu tragen, gegen die grausamen Feinde fechten

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Lith. Anst. v. M. Seeger, Stuttgart.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

müsse. Auf diesen Aufruf rüstete sich alles zur Verteidigung. Trotzdem wäre aber wohl das christliche Heer der Gewalt des Seneschalls unterlegen, wenn Gott den Römern nicht auf eine wunderbare Weise Hilfe gesandt hätte. Denn an demselben Tage, da der Kaiser gegen die Sarazenen zu streiten gieng, geschah es, daß Robert der Teufel dem Springbrunnen in des Kaisers Garten zuschritt, um seinen Durst zu löschen. Da hörte er eine Stimme vom Himmel, welche sagte: „Robert, eile dich! Gott befiehlt dir, daß du dich mit den weißen Waffen, die ich hier an deine Seite lege, waffnest, sowie dieses Roß, das ich dir zuführe, besteigest und auf der Stelle dem Kaiser zu Hilfe fliegest!" Robert erschrak im Geiste sehr, aber er wagte kein Wort zu erwidern. Waffen und Roß fand er neben sich, so waffnete er sich in Eile mit dem weißen Harnisch, den der unsichtbare Engel gebracht hatte, und bestieg das Roß.

Oben aber im Palaste am Fenster stand die schöne, stumme Tochter des Kaisers und blickte gerade herab auf den Springquell; da sah sie, wie Robert sich umkleidete und waffnete. Sie merkte sich alles wohl und hielt es fest in ihrem Herzen.

Robert ritt nun dem schwer bedrängten Kaiser zu Hilfe. Als er zu dem Heere gekommen war, warf er sich in das dichteste Schlachtgedränge der Sarazenen und schlug auf die verruchten Heiden dermaßen los, daß Arme, Beine und Köpfe wie Spren wegflogen. Durch solche Tapferkeit flößte er auch dem christlichen Heere wieder Mut ein, so daß es den Sieg behauptete und das Feld behielt.

Sobald das Schicksal des Tages entschieden, eilte Robert mit Windesschnelle zu seinem Springquell zurück. Hier stieg er von dem Rosse, das sogleich verschwand, löste seinen Harnisch und fand seine alten Kleider, so daß er bald wieder in seiner Narrentracht dastand. Alles das sah des Kaisers Tochter von ihrem Fenster an und verwunderte sich sehr darüber.

Mittlerweile war auch der über seinen Sieg hoch erfreute Kaiser zurückgekehrt. Als die Stunde des Abendmahles gekommen war, machte ihm Robert seine gewohnten Narrenstreiche vor, und der Kaiser freute sich darüber, denn er mochte seinen Narren wohl leiden. Bald aber vergaß er auch ihn und fragte mit großem Eifer seine Ritter darüber aus, ob einer von ihnen sagen könnte, wer der Fremde auf dem weißen Rosse gewesen, der so heimlich in das Lager gekommen sei, und ohne den sie verloren gewesen wären. Die Tochter des Kaisers war zugegen, als er diese Worte sprach. Sie näherte sich ihrem Vater und wollte ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß Robert es sei, mit dessen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Hilfe sie die Schlacht gewonnen hätten. Der Kaiser verstand jedoch nicht, was seine stumme Tochter ihm anzeigen wollte.

Kurze Zeit darauf kehrte der Seneschall mit noch viel größerer Macht zurück als zuvor und belagerte Rom zum zweitenmal. Wieder zog der Kaiser zum Kampfe aus, und wieder stürzte sich Robert auf Befehl der himmlischen Stimme als weißer Ritter unversehens mitten in die Schlacht, wo er so gewaltige Streiche austeilte, daß kein Feind standhalten konnte, und die Sarazenen schimpflicher flohen, als das erstemal.

Als nun die Schlacht vorbei war, wollte sich Robert wieder zu seinem Springquell zurückwenden, aber etliche Ritter hatten sich auf Befehl des Kaisers in einem nahen Walde versteckt und warteten dort auf den weißen Ritter. Als sie ihn nun nach Hause reiten sahen, sprengten sie aus dem Walde hervor und wollten ihn fahen, aber Robert gab seinem weißen Rosse die Sporen und flog mit Windesschnelle davon, denn er wollte nicht erkannt sein. Einer der verwegensten aber setzte ihm auf einem guten Pferde nach; dieser warf seinen Speer nach dem weißen Rosse, doch verfehlte er zu seinem Schrecken das Tier und traf Robert selbst in den Schenkel, so daß die Lanzenspitze abbrach und im Schenkel stecken blieb. Robert ritt, seine Verwundung nicht achtend, zu dem Springquell davon; dort stieg er vom Rosse und legte seine Waffen ab, und beides verschwand sofort; er aber zog die Lanzenspitze aus seinem Schenkel, verbarg sie zwischen zwei großen Steinen am Springbrunnen und verband die Wunde mit dem Futter seines Kleides. Und wieder stand die Tochter des Kaisers an ihrem Fenster, sah alles, und da Robert ein so gar edler und würdiger Ritter war, so fing sie an, ihm ihre Neigung zuzuwenden.

Nun war der Kaiser sehr unzufrieden darüber, daß er immer noch nicht erfahren konnte, wessen Hilfe er seine zwei großen Siege über die Ungläubigen verdankte. So riß ihn seine Neugierde, aber auch seine Dankbarkeit hin, daß er im ganzen Reiche bekannt machen ließ: wenn sich der weiße Ritter melde, so wolle er ihm seine Tochter zur Frau und sein halbes Reich zur Mitgift geben. Dieser Aufruf drang auch zu Ohren des Seneschalls, der sogleich auf eine große List sann, wie er sich an dem Kaiser rächen und die Jungfrau gewinnen möchte. Er ließ nach einem weißen Roß und einem weißen Harnisch suchen, dann nahm er eine abgebrochene Lanzenspitze und stieß sie sich in den Schenkel; dadurch hoffte er den Kaiser zu täuschen. Als dies geschehen und seine Gestalt durch die Kunst der Ungläubigen wohl verstellet war, reiste er mit großer Fürstenpracht gen Rom, begab sich zum Kaiser und sprach

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

so zu ihm: „Mein Gebieter, ich bin derjenige, der Euch zweimal so tapfer beigestanden ist, und der die Ursache war, daß Ihr über die verfluchten Sarazenen den Sieg davongetragen habt. Sehet hier zum Beweis die Lanzenspitze und meine Wunde.“ Aber der Ritter, von dem Robert verwundet worden, war auch zugegen und mußte lächeln, denn er sah wohl, daß es nicht die Spitze seines Speeres war. Doch schwieg er vorläufig still.

Und nun war es an der Zeit, daß der gnädige Gott Robert von seiner schweren Buße befreite. Dieser lag verwundet im Hundestall, da kam im Schlaf der Engel Gottes zu ihm und verkündete ihm, daß seine Buße vollendet und alle seine Sünde ihm vergeben sei. An demselben Morgen trat der Seneschall abermals vor den Kaiser hin und bat ihn um die Hand seiner Tochter, was ihm der Kaiser nach seiner öffentlichen Bekanntmachung bewilligen mußte. Er selbst führte die Braut an der Hand in die Kirche, in kaiserlicher Pracht, begleitet von Grafen, Rittern und Edelfrauen. Die stumme Braut aber war im Innersten betrübt, und niemand vermochte ihr Gemüt zu besänftigen.

Da geschah ein großes Wunder vom Himmel, um den frommen Robert zu verherrlichen. Denn als der Priester die Trauung eben vollziehen wollte, da riß der Jungfrau das Band ihrer Zunge und sie hub an, also zu dem Kaiser zu sprechen: „Geliebtester Vater! Alles, was dieser hochmütige Verräther Euch erzählt hat, ist Lüge. Vielmehr lebt hier in dieser Stadt ein frommer und tapferer Mann, dessen seltene Tugenden ich schon lange kenne, aber niemand wollte meinen Zeichen glauben!“ Da fiel es dem Kaiser wie Schuppen von den Augen, daß er seinen Feind, den Seneschall, erkannte, der voller Scham aus der Kirche und Stadt floh. Die Jungfrau aber nahm den Kaiser und den Papst, der auch zugegen war, jeden an einer Hand und führte sie nach dem Springbrunnen. Hier zog sie die Lanzenspitze zwischen den beiden Steinen hervor. Und der Ritter, von dem Robert verwundet worden, hatte sie aus der Ferne begleitet, der trat jetzt auch hervor mit seinem abgebrochenen Speere, da fügten sich Schaft und Spitze wie angegossen aneinander. Dann begab sich die Jungfrau mit dem Kaiser, dem Papst und allem Gefolge nach dem Winkel, wo Robert bei den Hunden lag, und alle edlen Herren fiengen an, ihm große Ehrerbietung zu beweisen. Aber Robert antwortete ihnen nicht. Da sprach endlich der Papst zu ihm: „Ich befehle Dir im Namen Gottes und der Erlösung am Kreuze, daß du mit uns sprechen sollst!“

Als Robert dies hörte, fiel er sogleich auf seine Kniee nieder, hob Augen und Hände zum Himmel empor und sprach: „Allmächtiger Gott,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

ich danke dir, daß du mir meine furchtbaren Sünden vergeben hast und daß meine geringe Buße dir gefallen hat!“ Als die edlen Herren Robert so lieblich sprechen hörten, da waren alle Herzen großer Freude voll. Der Kaiser aber nahm seine eigene Tochter bei der Hand und führte sie Robert als Ehegemahlin zu.

Nachdem die Hochzeit vierzehn Tage lang gedauert, verabschiedet sich Robert von dem Kaiser, um seine Eltern in der Normandie zu besuchen und seine Gemahlin ihnen zuzuführen. Leider aber fand er nur seine liebe Mutter noch am Leben, die ihren Gatten, den Herzog, begraben und ihren Sohn Robert selbst längst verloren geglaubt hatte.

Der neue Herzog Robert betrauerte seinen Vater inniglich. Zugleich aber erfreute er sich des Umgangs mit seiner geliebten Mutter und lebte in Liebe und Ehrbarkeit mit seiner holdseligen Gemahlin. Er ward zweiundsechzig Jahre alt und hinterließ einen schönen Sohn mit Namen Richard, der viel herrliche Waffenthaten mit dem Frankenkönige Karl verrichtete, mächtige Kriege mit den Sarazenen führte und den Christenglauben in aller Welt befestigen half.

Genovefa.

Unter die Zahl der Frauen, die unschuldigerweise verfolgt worden sind, gehört auch die tugendreiche und geduldmütige Genovefa, deren Geschick ebenso traurig als die Erzählung davon anmutig ist. Diese Geschichte hat sich zu den Zeiten des Bischofs Hidulfus von Trier zugetragen. Damals lebte im trierischen Lande ein vornehmer Graf, der mit Genovefa, der Tochter des Herzogs von Brabant, vermählt war. Dieses junge Ehepaar lebte in Liebe und Freundlichkeit beisammen, als die Mohren mit großer Macht in Frankreich einbrechen wollten, weswegen der König Martellus von Frankreich alle ihm untergebenen Grafen und Fürsten, darunter auch den Grafen Siegfried, gegen den Feind zu Hilfe rief. Als sich der Graf nun mit den Seinigen zum Feldzug aufmachte und von seiner

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Gemahlin Abschied nehmen wollte, da wurde diese vom bittersten Schmerze ergriffen. Der Graf suchte sie zu trösten und befahl sie endlich der heiligen Jungfrau Maria, sie in seiner Abwesenheit zu beschützen. „Auch hinterlasse ich Euch," fügte er hinzu, „meinen getreuesten Edelmann, den Golo, dieser wird Euch in meinem Namen auf das eifrigste dienen und für alle Eure Bedürfnisse besorgt sein." Genovefa konnte vor Thränen kein Wort reden, sondern fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Dienerinnen. Deswegen wandte sich der Graf Siegfried um und ritt, bitterlich weinend, von ihr hinweg.

Der Graf war mit den Seinigen im königlichen Lager angekommen und zog mit König Martellus gegen die Barbaren, welche wohl viermal stärker waren. Dennoch verlieh Gott den Christen den Sieg, so daß an die hunderttausend Mohren auf dem Platze blieben. Die übriggebliebenen Feinde flohen jedoch in die Stadt Agion und wehrten sich darin so tapfer, daß die Christen sie dort lange belagern mußten, weshalb auch die Rückreise des Grafen Siegfried sich über ein ganzes Jahr verschob. Die Gräfin, herzlich betrübt über dies lange Ausbleiben ihres Gemahls, führte indes ein ganz frommes und tugendseliges Leben; aber der leidige Böse, dem ihre Tugend und Andacht ganz zuwider war, sann auf alle Weise, wie er sie zu Schaden bringen könnte. Dies suchte er durch folgendes Mittel ins Werk zu richten.

Er entzündete nämlich in dem Herzen des Edelmanns Golo, dem der Graf bei seiner Abreise seine geliebte Genovefa anempfohlen hatte, den Gedanken, wie er die Gräfin verderben und seine eigene Schwester, die ein gar schönes, junges Weibsbild war, an deren Stelle einsetzen könnte, um solcher Art selbst zu immer höherem Ansehen und später wohl gar zur Herrschaft über das Grafentum zu gelangen. Je länger er über diesen bösen Anschlag grübelte, je mehr gefiel ihm derselbe, und nachdem er durch Bestechung einige Helfershelfer gewonnen hatte, zögerte er nicht, denselben ins Werk zu setzen.

Er drang daher eines Tages mit seinen gedungenen Leuten in das Zimmer der Gräfin und rief ihr zu, daß er sichere Kunde von ihrer Untreue gegen ihren Gemahl habe, und, wenn er vor seinem Herrn bestehen wolle, dieses Ärgernis nicht länger dulden könne. Darum sollte sie ins Gefängnis gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demselben entlassen werden. So wurde die hohe Gräfin samt ihrem Söhnlein, das erst eine Woche zuvor das Licht der Welt erblickt hatte, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, in einen festen Turm verriegelt.

Genovefa erzählte den einsamen Kerkerwänden ihre Unschuld, und

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

die heiligen Engel trugen ihre Klage vor Gottes Thron. Niemand besuchte sie in dem finsteren Turm als die Hausmeisterin des Golo, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte. Diese bat ihre Wärterin inständig, daß man ihr armes Kind wenigstens zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber dieses verweigert wurde, taufte sie es selbst und gab ihm den Namen Schmerzenreich.

Von alledem, was vorgegangen war, hatte der Graf Siegfried noch nichts vernommen, denn aus Furcht vor Golo wagte niemand aus dem Schlosse, ihm etwas davon zu schreiben. Seine Abwesenheit verzögerte sich auch noch wider Erwarten, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, die gar langsam zu heilen war. Endlich aber lief die Nachricht ein, daß der Graf von dem König in Frankreich seinen Abschied erhalten habe und bereits auf der Rückreise begriffen sei. Den Golo überlief ein kalter Schweiß, er mußte sich kurz besinnen, was nun anzufangen sei. Da aber eine böse That die andere gebiert, so wurde auch er auf seinem Sündenpfade weiter vorwärts getrieben, denn die Gefangenhaltung der Gräfin konnte er weder rückgängig machen, noch vor dem Grafen auf rechtmäßige Weise verantworten. So setzte er sich eilends zu Pferde und ritt seinem Herrn entgegen, den er zu Straßburg antraf. Nach Gruß und Gegengruß nahm ihn der Graf beiseite und forderte Bericht über den Zustand, in welchem sich sein Haus befände. Der listige Golo stellte sich, als könnte er vor Leid kaum reden, und falsche Thränen gaben seinen Lügen einen Schein der Wahrheit. Er erzählte der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin begangen, sondern was seine Bosheit ihr angedichtet hatte, und das mit so wohl ausgesonnenen Beweisen, daß der Graf, der bei aller Edelherzigkeit heftigen und argwöhnischen Sinnes war, nachgerade glaubte, es müsse alles wahr sein.

Voll Ingrimm sprach er daher zu seinem Vertrauten: „Golo, reite voran und laß die Treulose samt ihrem Kinde eines schimpflichen Todes sterben! Ich will sie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich ankomme!“

Wer war froher als Golo, da er diesen Befehl vernahm! Er flog auf seinem Roß nach Hause, besprach sich schnell mit seiner Schwester, sowie mit seiner Hausmeisterin und teilte ihnen im geheimsten Vertrauen das Bluturteil mit. Doch sollten sie keinen Menschen etwas davon wissen lassen, damit unter den Freunden der Gräfin und im Schlosse kein Aufruhr entstünde. Als Golo dies seiner Dienerin anvertraute, war niemand in der Stube, als die kleine Enkeltochter der Frau, vor welcher sie beide wenig scheuten. Nun war das

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Mädchen wohl noch ganz klein, aber klug und der Gräfin voll Mitleid zugethan. Dies Mägdlein schlich sich sogleich nach dem Kerker, stellte sich vor das kleine Fenster, durch das der Gräfin das Brot und Wasser hinein gereicht wurde und weinte so bitterlich, daß Genovefa es hörte, an das Fenster trat und mit freundlicher Stimme das Mädchen fragte, warum sie denn so weine? Da antwortete das Kind: „Gnädige Frau! Euer großes Elend ruft mir diese Zähren hervor; denn es ist mit Eurem Leben aus; Golo hat von unserem Herrn Befehl, Euch hinzurichten.“ Die Gräfin dachte nicht an sich, sondern nur an ihr Söhnchen: „Und wie wird es meinem Kinde gehen?“ fragte sie. „Nicht besser als Euch!“ erwiderte das Mädchen schluchzend.

Jetzt erst erschrak die arme Gräfin so, daß sie fast in Ohnmacht sank. Sie fieng laut an zu weinen und zu beten und rief: „Ach mein Gott, hilf mir! Erlöse mein Kind und mich vom grimmigen Tode!“ Dann sprach sie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind! Geh doch schnell in mein Zimmer und bringe mir Papier, Feder und Tinte; da hast du den Schlüssel zu allem!“ Das Mädchen brachte das Verlangte, und nun schrieb Genovefa einen Brief des folgenden Inhalts: „Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen ist, daß ich auf Euern Befehl sterben soll, so wollte ich mit diesen Zeilen noch einen freundlichen Abschied von Euch nehmen. Obwohl ich unschuldig zum Tode verurteilt bin, messe ich doch Euch, meinem Herrn, keine andere Schuld zu, als daß Ihr meinen Anklägern zu leichten Glauben geschenkt habt. Mein Trost bleibt, daß dereinst ein Tag aufgehen wird, an dem meine Unschuld hervorkommen und meiner Ankläger Falschheit offenbar werden wird. Ich verzeihe Euch von Herzen. Eure bis in den Tod getreue Genovefa.“

Dies Briefchen gab sie dem Mägdlein, daß es dasselbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menschen ein Wort davon offenbaren sollte. Die ganze folgende Nacht verlebte sie im eifrigen Gebet und befahl Gott ihren schweren Kampf und bevorstehenden Tod.

Am anderen Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von seinen getreuesten Dienern und eröffnete ihnen den ernstlichen Befehl seines Herrn. Er hieß sie deshalb die Gräfin samt dem Kind in einen Wald hinausführen, daselbst umbringen und zum Wahrzeichen vollbrachten Befehls ihre ausgestochenen Augen mitbringen. Die Diener unterwarfen sich dem Befehl, giengen alsbald zur Gräfin Genovefa ins Gefängnis und befahlen ihr, in tiefster Stille ihnen zu folgen. Unterwegs trug die arme Genovefa ihr kleines Söhnlein auf den Armen, drückte es ohne Unterlaß an ihr Herz und flüsterte über demselben:

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

„Ach du mein herzliebstes Engelein, nun mußt du sterben, da du doch niemals eine Schuld begangen hast!“ Die Diener hörten diese leisen Worte, und ihr Herz wurde weich, so daß sie nur mit Widerwillen den Befehl ihres Herrn vollstrecken mochten.

Nachdem sie nun die Mitte des Waldes erreicht hatten, forderten sie die Gräfin auf, sich zum Tode zu bereiten. Gehorsam kniete Genovefa nieder und betete zu Gott aus dem Innersten ihres Herzens. Inzwischen ergriffen die Diener das unschuldige Kind, zogen ihre Messer hervor und wollten es töten. Als die erschrockene Mutter dies sah, sprang sie von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und rief mit gebrochener Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o lieben Leute, schonet doch unschuldigen Blutes, und wenn Ihr das arme Kind töten wollt, so bringet mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu sterben!“

Durch diese Worte wurden die Herzen der Diener so bewegt, daß sie beide auf einmal mit freundlichen Worten zu der Gräfin sprachen: „Gnädige Frau! Uns ist zwar bei Lebensgefahr befohlen, Euch zu töten; dennoch, wenn Ihr uns versprechen wollet, nimmermehr unter die Menschen zu gehen, sondern Euch in dieser Wildnis verborgen aufzuhalten, so möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unser in Euerm Gebet eingedenk sein!“ Die Gräfin erhub ihre Augen freudig gen Himmel, versprach den Dienern, was sie verlangten, und dankte ihnen von ganzer Seele für die erzeigte Barmherzigkeit. Die Diener stachen nun einem Windspiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen aus und überbrachten dieselben ihrem Herrn, als Beweis der verübten Mordthat. Den Golo grauste jedoch vor den Augen, weshalb er sie unbesehen den Hunden vorwerfen ließ.

Die gerettete Genovefa gieng indessen in dem wilden Wald umher und suchte einen Ort, wo sie vor dem Unwetter geschirmt sich aufhalten könnte; sie fand aber den ganzen langen Tag keinen, sondern wurde genötigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. Die folgende Nacht gieng es ihr nicht besser, und wiederum brachte sie dieselbe voll Angst unter einem Baume zu, nachdem sie sich tags über durch rohe Wurzeln und Kräuter ernährt hatte. Endlich den dritten Tag, als sie, ihr Kind auf dem Arme, noch tiefer in die Wildnis hineingegangen war, fand sie im Felsgestein eine Höhle und nahebei ein Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm diese Wohnung an als von Gott beschert, machte sich ein Bett aus Baumzweigen und Laub und suchte sich von Tag zu Tag frische Wurzeln zur Nahrung. Weil sie aber ein so gar kümmerliches Leben führen mußte, so fieng ihr armes Kind

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

an zu verschmachten. Sein klägliches Wimmern gieng der Mutter so tief ins Herz, daß auch sie vor Leid sterben zu müssen meinte. Sie legte das Kind verzweifelnd unter einen Baum und gieng weit davon, wo sie es nicht hören und sehen konnte. Dort kniete sie mit aufgehobenen Händen nieder und rief den gütigen Gott inbrünstig an, daß er sich über die Waise erbarmen möge, da die eigene Mutter ihm nicht helfen könne.

Kaum hatte die weinende Mutter dies Gebet geendet, siehe da lief eine Hirschkuh auf sie zu, die sich ganz zahm anstellte und dicht vor ihr stehen blieb. Genovefa erkannte mit freudigem Staunen die Fürsehung Gottes; sie eilte zurück zu ihrem Kinde, und da die Hirschkuh ihr nachlief, so legte sie das Kind an das Gesäuge des Wildes und ließ es nach Herzenslust trinken. Dann warf sie sich auf die Kniee nieder, sagte mit vielen süßen Thränen dem gütigen Gott Dank und flehte in Demut um Fortsetzung seiner Hilfe. Ihr Gebet wurde erhört; die Hirschkuh kam täglich zweimal, das Kind zu säugen, und dies war die einzige Hilfe, welche das schuldlose Geschöpfchen während der nächsten Jahre empfing, indes seine Mutter von Wurzeln und Kräutern leben mußte.

So verging eine lange Zeit. Schmerzenreich fing allmählich an heranzuwachsen, und Mutter und Sohn gewöhnten sich nach und nach an die großen Mühseligkeiten, welche ihnen ihr einsames Leben in der Wildnis auferlegte; namentlich hatten sie durch die Abhärtung ihres Körpers nicht mehr so erbärmlich wie zu Anfang von der Kälte des Winters zu leiden. Genovefa brachte die meiste Zeit mit heiligem Gebet zu und übte sich je länger je mehr in der Andacht und der himmlischen Liebe.

Einst nun, als sie vor ihrer Höhle kniend, ihre Augen betend gen Himmel gerichtet hatte, da sah sie staunend ein Wunder sich ereignen. Ein Engel flog herab aus der Höhe, der trug ein gar schönes Kreuz mit dem sterbenden Heiland in seinen Händen und sprach, indem er ihr dasselbe reichte, mit holdseligen Worten zu ihr: „Nimm dieses heilige Kreuz, Genovefa, welches dein Erlöser dir zum Trost vom Himmel herabsendet. In ihm sollst du dich beschauen und spiegeln; vor ihm dein Gebet verrichten!“ Nach diesen Worten verschwand der Engel vor ihren Augen; das Kreuz aber blieb leibhaftig stehen. Genovefa nahm es und entdeckte bald in ihrer Höhle einen natürlichen, aus Felsen geformten Altar; dort stellte sie es auf und warf sich mit andächtiger Demut davor nieder, betrachtete ihren gekreuzigten Erlöser und vergaß so ihr eigenes Leid. Im Sommer zierte sie es mit grünen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Maien und duftigen Waldblümlein, im Winter umschlang sie es mit Epheu und immergrünen Tannenreisern.

Inzwischen erstarkte ihr lieber Sohn Schmerzenreich und lernte allgemach gehen und reden, so daß Genovefa einen herzlichen Trost durch das Kind hatte. Nur war es jammervoll anzusehen, wie der arme Knabe zuletzt ganz nackt gieng, denn die Tücher, in welche ihn die Mutter von Kindheit an eingewickelt, waren bald zerrissen. Da erbarmte sich Gott und sandte einen Wolf daher, der die Haut eines zerrissenen Schafes im Rachen trug und sie dicht vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieses Geschenk mit großem Danke von Gott an, trocknete die Haut und warf sie ihrem Schmerzenreich um.

Von dieser Zeit fiengen auch die wilden Tiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden. Sie kamen täglich vor die Höhle und spielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schaffell gebracht hatte, ließ den Knaben auf sich reiten, und oft speiste der Kleine mitten unter den Hasen und anderem Wild, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf die Hand und auf das kleine Haupt und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Gesang. Die fromme Mutter hatte auch große Freude an dem Gespräch des Knaben und verwunderte sich oft über seine klugen Fragen und Antworten.

Im siebenten Jahre ihres Einsiedlerlebens wurde die tugendreiche Genovefa tödlich krank, denn die Not und der Mangel an allen Dingen hatten ihren Leib gänzlich abgezehrt. Als nun der arme Schmerzenreich seine Mutter allmählich dahinsterben sah, da warf er sich über sie und rief in Verzweiflung aus: „Was fange ich an, geliebte Mutter, wo soll ich hin, wenn du stirbst?“ Die sterbende Mutter suchte einen Trost für ihr Kind. Darum sagte sie ihm, was sie bisher verschwiegen hatte und sprach: „Betrübe dich nicht wegen meines Todes und klage nicht zu sehr über deine Verlassenheit. Wisse, daß du neben dem himmlischen Vater auch noch einen Vater auf Erden hast; dieser wohnt nicht ferne von diesem wilden Walde in der Stadt Trier. Zu dem geh nach meinem Tode und sage ihm, daß du sein Kind seiest. Er wird dich leicht erkennen, denn du siehest ihm ganz ähnlich.“

Und nun erzählte sie ihm ihr ganzes Unglück, soweit es der Knabe fassen konnte. Alsdann legte die müde Genovefa ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite und erwartete den Tod. Da war ihr, als träten zwei glänzende Engel in die Höhle, und einer beugte sich über ihre Lagerstatt, rührte ihr die Hand an und sprach: „Du sollst leben, Genovefa und jetzt nicht sterben; denn das ist der Wille deines Gottes.“ Mit diesem Wort verschwanden die Engel, und die Kranke

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

erwachte gestärkt und mit neuer Lebenskraft. Der kleine Schmerzenreich sah dies; er fuhr fort, seine Mutter zu pflegen und nahm mit seliger Freude wahr, wie sie von Stunde zu Stunde neue Kräfte gewann und endlich völlig gesundete.

Nun kehren wir zum Grafen Siegfried zurück. Als dieser daheim angekommen war, fand er, wie er befohlen, Genovefa und sein Kind nicht mehr vor und kehrte zu seiner früheren Lebensgewohnheit wieder zurück. Aber nach wenigen Tagen fieng sein Gewissen an, ihn zu ängstigen und die Erinnerung an Genovefa ihn mit bitterer Sehnsucht zu betrüben. Sein Vertrauter Golo merkte diese ängstliche Stimmung des Grafen wohl und um ihn zu zerstreuen, veranstaltete er mancherlei Gastereien, Tänze und Besuche bei Freunden. Alle diese Dinge erlustigten nun freilich die äußerlichen Sinne des Grafen, aber die Wunden seines angsthaften Herzens konnten sie nicht heilen; diese wurden immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin, da fand er unter anderen Schriften den Brief, den Genovefa im Kerker geschrieben und den das kluge Kind dort wohl versteckt hatte. Er las diesen Brief in der höchsten Spannung seiner Seele und konnte nun nicht länger an der gänzlichen Unschuld seiner geliebten Genovefa zweifeln. Da wurde er von solcher Reue bewegt, daß er vor Herzeleid sterben zu müssen meinte; den Golo aber schalt er einen falschen Verräter, und wenn er gegenwärtig gewesen wäre, hätte er ihn auf der Stelle durchstochen. Allein der Arglistige sah von ferne an der Miene seines Herrn, was ihn erwarte. Er floh deshalb den Hof für einige Tage, bis der Zorn des Grafen sich gelegt hatte. Dann kam er wieder und wußte dem Grafen so scheinbare Gründe entgegen zu halten und den Brief der Gräfin so lügenhaft zu verdrehen, daß jener seinen Worten mehr als dem Briefe glaubte. So wiegte er das Gewissen seines Herrn in Schlaf und brachte sich selbst wieder in Gnaden. Nur eines, so oft er auch daran rührte, konnte er nicht zuwege bringen: nämlich den Grafen zu einer zweiten Heirat zu vermögen. Hierin also war ihm sein verbrecherischer Anschlag fehlgeschlagen. Zudem dauerte die innerliche Ruhe des Grafen nicht lange; die alten Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an seinem schuldigen Gewissen, so daß er umher lief, wie einer, der keine Ruhe hat.

Golo fühlte sich über dies alles äußerst unbehaglich; er sah, daß der Gemütszustand des Grafen immer bedenklicher wurde und glaubte sich bald nicht mehr sicher. In aller Stille verließ er den Hof und das Land; denn er fürchtete, sein Herr möchte ihn zuletzt ergreifen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

lassen. Als seine Flucht dem Grafen gemeldet wurde, erkannte dieser jetzt gut genug, wie er von Golo umstrickt und umnebelt worden und seine arme Gemahlin mit ihrem Kinde unschuldig dem Tode überliefert hatte. Zorn, Mitleiden, Reue, Verzweiflung durchwühlten sein Herz, und sein ganzes Trachten gieng fortan dahin, den Verräter Golo zu suchen. Zwei Jahre war dieser von Hofe weg und der Graf wußte nicht, wie er den Fuchs fangen sollte; da entschloß er sich endlich zu einer List. Er schrieb dem Bösewicht einen freundlichen Brief, in welchem er sich scheinbar darüber wunderte, warum jener den Hof verlassen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre genossen; zuletzt lud er ihn zu einer herrlichen Jagd auf den heiligen Dreikönigsberg ein. Golo antwortete alsbald, entschuldigte seine Abwesenheit mit unvermeidlichen Familiengeschäften und nahm die Einladung an, da er wirklich glaubte, der Graf sei ihm wieder in Gnaden gewogen. Ja, er traf noch einige Tage vor den übrigen Gästen ein und wurde von dem Grafen willkommen geheißen, der mit ihm freundlichen Umgang pflog.

Sieben ganze Jahre waren verflossen, seit Genovefa von aller Welt für tot gehalten wurde. Der Dreikönigstag kam nun auch herbei, und zwei Tage vor Ankunft der geladenen Gäste ritt Herr Siegfried mit Golo und etlichen Dienern selbst in den Wald hinaus, um die wildreichste Gegend zu erkunden. In der Wildnis wurden sie bald voneinander getrennt, so daß sich der Graf unversehens allein fand. Da wurde er von ungefähr eine schöne Hirschkuh gewahr; der setzt er nach und verfolgte sie so lange, bis sie sich vor seinen Augen in eine Höhle rettete. Er wirft einen Blick hinein und erblickt neben dem Wild eine unbekleidete Frau stehend. Er erschrak von ganzem Herzen, bezeichnete sich mit dem Kreuz und sprach mit Entsetzen: „Wenn du von Gott bist, so komm zu mir heraus und sage mir, wer du seiest."

Genovefa — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den ersten Blick und sprach mit zitternder Stimme: „Ja, ich bin von Gott her, ich bin ein unglückliches Weib. Wollt Ihr, daß ich zu Euch herauskomme, so werfet mir ein Kleid um, meine Blöße zu decken!" Der Graf zog den Mantel vom Leibe und warf ihn in die Höhle, worauf Genovefa, die unerschrockene Hindin an der Seite, hervortrat; Schmerzenreich aber war gerade nicht gegenwärtig, sondern hinaus in den Wald gegangen, Kräuter und Wurzeln zu suchen.

Der Graf wunderte sich über die abgemagerte Gestalt des Weibes und fragte, wer sie doch sei. „Ich bin aus Brabant gebürtig," sprach Genovefa, „und aus Not hierhergeflohen, denn man hat mich mit meinem Kinde umbringen wollen." Der Graf zuckte zusammen, doch

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

fragte er weiter, wielang es her sei und wie es zugegangen. Genovefa faßte Mut und sprach: „Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und schickte mich in den Tod. Die Diener aber schenkten mir aus Erbarmen das Leben, wogegen ich ihnen versprach, immerdar in diesem Walde zu bleiben, und das sind nun schon sieben Jahr.“ Siegfried zitterte am ganzen Leibe, aber er vermochte in dieser abgezehrten Gestalt das Bild seiner Gemahlin nicht zu erkennen. Darum sprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte Euch um Gottes willen, sagt mir, wie ist Euer und Eures Eheherrn Namen?“ Da sprach sie seufzend: „Meine Eheherr hieß Siegfried; ich Armselige aber nenne mich Genovefa!“

Diese wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerschlag getroffen hätte. Er bäumte sich in seinen Bügel und stürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf seinem Angesicht und atmete lange nicht. Als er aber wieder zur Besinnung kam, sprach er, sich auf die Kniee aufrichtend: „Genovefa! ach, Genovefa! seid Ihr es?“ Sie sprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die arme Genovefa!“ Dem Grafen rollten die bitteren heißen Zähren über das Gesicht und noch knieend, sagte er: „O daß sich Gott im Himmel erbarme! In solchem Elend muß ich Euch antreffen! Ich gottloser Bösewicht, ich bin nicht wert, daß mich die Erde trage! Verzeihet mir, geliebte Genovefa, nicht um meinetwillen, nein, um des Gekreuzigten willen, der dort auf Eurem Felsen steht!“

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein und sprach mit halb gebrochenen Worten: „Betrübet Euch nicht, mein Herr Siegfried, betrübet Euch nicht so sehr! Ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch schon von Anfang verziehen.“ Darauf reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier stand nun der betrübte Graf und meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor Mitleiden zerspringen, als er das vordem so holdselige Antlitz seiner Gemahlin jetzt so gar grausam entstellt sah. Er fühlte eine solche Ehrerbietung gegen sie, daß er trotz aller ihrer Freundlichkeit doch kaum mit ihr zu reden wagte. Nach einigen tiefen Seufzern sprach er endlich: „Und wo ist denn das arme Kind? ist es nicht mehr am Leben?“ — „Freilich ist es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt,“ erwiderte Genovefa; „er schickte mir diese Hindin, die das Kind zweimal des Tages säugte.“

Sie redete noch, da kam der kleine Schmerzenreich, mit seiner Schafhaut bekleidet, barfuß dahergelaufen, seine beiden Hände voll

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

wilder Wurzeln. Als er aber den Grafen bei seiner Mutter sah, erschrak er sehr und rief: „Mutter, was ist das für ein wilder Mensch, der bei dir steht? Ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mutter sprach: „Fürchte dich nicht, lieber Sohn; komm nur kecklich her, der Mann thut dir nichts!“ Da war bei dem Grafen Leid und Freud so groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und sagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das ist dein Vater, geh hin, fasse seine Hand und küsse sie!“ Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf seine Arme, drückte es an sein entzücktes Herz, küßte es süßiglich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor als: „O mein herzliebster Sohn, o mein herzgüldenes Kind —“

Als der Graf sich mit Umarmung seines Sohnes ersättigt hatte, blies er stark in sein Jägerhorn und rief die Jäger und die Knechte zusammen. Eilfertig kam einer um den anderen, und alle verwunderten sich, als sie die wilde Frau bei dem Herrn und das Kind auf seinen Armen sahen. Der Graf sprach: „Was dünkt Euch von diesem Weibe, solltet ihr es wohl kennen?“ Da sie nach einigem Beschauen alle ‚Nein‘ sagten, so sprach er weiter: „Kennet ihr denn meine Gemahlin Genovefa nicht mehr?“ Auf diese Worte überfiel sie eine solche Verwunderung, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Einer nach dem anderen ging hinzu, hieß sie freundlich willkommen und erfreute sich von Herzen, daß diejenige noch lebte, die alles im Schlosse schon sieben Jahre lang beseufzet hatte. Zwei von ihnen ritten eilig nach Hause und kamen mit einer Sänfte samt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu schmücken und heimzutragen.

Unter allen Dienern, die auf den Jagdruf des Grafen herbeikamen, war Golo der letzte, als ahnete es ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen sei. Der Graf hatte ihm zwei Diener entgegengeschickt mit dem Befehl: „er solle eilen, es sei ein wunderseltsames Wild gefangen worden.“ Wie er nun hinzukam, da sprach Herr Siegfried: „Golo, kennest du dieses Weib?“ Er schreckte zusammen, doch sagte er: „Nein, ich kenne sie nicht.“ Weiter sprach der Graf: „Du ruchlosester Bösewicht, der unter der Sonne wandelt, kennest du Genovefa nicht, die du fälschlich bei mir verklagt und unschuldig in den Tod geschickt hast? Du Mörder, wie soll ich dich genug strafen, welche Qualen soll ich ersinnen, mit denen ich dich genug martern kann!“ Golo lag indessen auf der Erde und wälzte sich und bat um Barmherzigkeit. Der ergrimmte Graf aber befahl, ihn hart zu binden und als den größten Übelthäter gefangen abzuführen.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Hierauf bat Siegfried, Genovefa möchte sich gefallen lassen, mit ihm in das Schloß zurückzugehen; aber sie betrat noch einmal zuvor ihre Höhle und fiel vor dem Kruzifixe nieder, Gott für alle an diesem Orte empfangenen Wohlthaten zu danken. Alsdann nahm sie der Graf bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach. Muntere Vögelein flogen über Genovefas Haupte und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel an, wie ungerne sie die Frau und das Kind von sich ließen. Die Hirschkuh folgte der Gräfin wie ein sanftmütiges Lamm und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Endlich kam man zur Sänfte, in welche sie gesetzt ward, und nun bewegte sich der Zug dem Schlosse zu.

Hier war das große Wunder schon zur lauten Märe geworden, jeder wollte die Wiedergefundene sehen, Freunde und geladene Gäste kamen scharenweise auf das Schloß, wo sie große Ursache zu frohlocken antrafen, da sie die teure Verwandte wie von den Toten auferstanden fanden und die wunderbare Weise vernahmen, durch welche Gott ihre Unschuld geoffenbaret hatte. Als das Ehepaar angekommen und begrüßt war, begannen die Feste und dauerten die ganze Woche. Mahl folgte auf Mahl; aber Genovefa konnte von keiner Speise genießen und den Freudenwein nicht kosten; aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr die Speise bereiten, die sie allein essen konnte.

Als die Freudenmahle vorüber waren, wurde auch über Golo Gericht gehalten. Der Graf ließ ihn aus seinem Gefängnisse holen und sämtlichen Gästen vorführen. Er erzählte ihnen alle seine Frevel und ließ sie urteilen, welche Strafe ein so teuflischer Bösewicht verdient habe. Die ganze Verwandtschaft schrie Rache über den boshaften Verräter und verurteilte ihn zum grausamsten Tode. Da warf sich der Bösewicht zu Genovefas Füßen, und diese bat ihren Herrn inständig, dem armen, gedemütigten Sünder zu verzeihen. Der Graf hätte ihr zwar wohl diese Gunst bewilligt, er wagte aber nichts ohne seine versammelten Verwandten zu thun. Diese willigten jedoch in keine Gnade, damit nicht in künftigen Zeiten gesagt werden könnte, Golo sei unschuldig gewesen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er abgeführt und litt, was er verschuldet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten, wurden mit dem Schwerte gerichtet; alle dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren oder ihr einen Dienst erwiesen hatten, wurden reichlich belohnt, darunter auch das Mägdlein, die der Gräfin Feder und Tinte in das Gefängnis gebracht, sowie einer von den Dienern, die ihr das Leben geschenkt hatten; der andere war schon gestorben, dafür erhielten seine Kinder die Wohlthat. —

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Die Feste waren zu Ende und die Gäste hatten das Schloß des Grafen verlassen. Fortan lebte Genovefa mit ihrem Gemahl in großer Heiligkeit, und er wußte nicht, wie er ihr genug dienen und aufwarten sollte; er liebte sie, wie die Engel im Himmel sich lieben und ließ ihr alle Ehre erweisen, die man einer durchlauchtigsten Fürstin erweist. Aber die Gräfin freute sich irdischer Ehre nicht mehr, und ihr Körper war von dem langen Elend so schwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen mochte. Kaum mochte sie drei Monate aufs neue mit ihrem lieben Herrn verlebt haben, so wurde sie eines Tages über dem Gebete entzückt und sah eine herrliche Erscheinung. Eine Schar heiliger Frauen und Jungfrauen nahte sich ihr, und mitten unter ihnen gieng die Mutter Gottes glorwürdig einher. Jede von diesen Heiligen reichte der Gräfin eine himmlische Blume; die Himmelskönigin aber hielt eine mit köstlichen Edelsteinen besetzte Krone in der Hand und sprach: „Geliebte Tochter, betrachte diese Krone; du hast sie erworben durch die Dornenkrone, die du in der Wildnis getragen hast. Empfange sie von meinen Händen, denn es ist Zeit, daß sich bei dir die Ewigkeit deiner Freuden anhebe!“ Mit diesen Worten setzte sie ihr die Krone auf das Haupt und fuhr mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel.

Von dieser Erscheinung sagte Genovefa ihrem Gemahle nichts, damit er sich nicht vor der Zeit betrüben möchte; aber die Erfüllung zögerte nicht lange. Denn bald darauf wandelte die fromme Gräfin ein Fieber an, das sie zuletzt aufs Krankenbett warf. Und gegen diese Krankheit fruchtete kein Mittel, so daß Siegfried und sein Sohn Schmerzenreich bald in trostloses Leid versanken. Als am Ende Genovefas seliger Geist dem schwachen Leib entfloh und in das ewige Leben einging, warf sich Siegfried mit seinem Söhnlein jammernd über den Leichnam seiner geliebten Genovefa, während alle Diener und Frauen im Schlosse sich in lauten Wehklagen ergingen. Die arme Hirschkuh, die der Gräfin aus der Wildnis gefolgt war und überall zahm herumging, fing an zu trauern, sobald ihre Herrin gestorben war, und als man diese endlich bestattete, ging sie mit gesenktem Kopfe der Leiche nach und schrie so beweglich, daß es die Menschen erbarmte; nach dem Begräbnis legte sie sich auf das Grab und wich nicht mehr, bis sie gestorben war.

Der Graf aber lag in der Kirche allezeit kniend auf dem Grabe seiner Gemahlin oder besuchte die Höhle, in der die heilige Genovefa so lange Jahre gelebt hatte. Dort, als er einst vor dem Kruzifix betete, sprach er bei sich selbst: „Dies ist die Höhle, die mit den Seufzern der verlassenen Unschuld angefüllt ward; hier hat deine treue Gemahlin

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

fremde Sünden abgebüßt, warum solltest du hier nicht deine eigene Sünde abbüßen?“ Als er dies bei sich selbst gesprochen, entstand in seiner Seele wie durch Eingebung der Vorsatz, in jener Höhle ein Einsiedlerleben zu führen. Er kehrte auf der Stelle nach Trier zurück und begehrte und erhielt vom Bischof Hidulf die Erlaubnis, eine Kapelle an dem Orte zu erbauen.

Als nun eine schöne Kirche in der Wildnis fertig war, mit zwei oder drei Einsiedeleien für solche, die daselbst Buße thun wollten, wurde der Leichnam der frommen Genovefa dorthin gebracht, damit sie da ruhen möchte, wo sie so lange ein strenges und ruheloses Leben geführt hatte. Da mochte man Wunder sehen. Denn obgleich der Leichnam in einem marmornen Sarge lag, den kaum sechs Stiere hätten fortbewegen können, so zogen ihn doch zwei Pferde, so leicht, als wenn sie gar keine Last hätten. Und wo der Trauerwagen vorübergeführt wurde, da neigten sich die Hecken des Waldes, als schwankten sie vom Winde bewegt; ja selbst die höchsten Bäume bogen ihre Äste tief gegen ihn herunter. So wurde der Leichnam der heiligen Frau beigesetzt und das himmlische Kreuz auf den hohen Altar gestellt. Der Graf bestellte nun seine Sachen im Schlosse und ordnete alles an, wie er es vor seinem Ende hätte verordnen müssen. Dann berief er seinen Bruder und sprach in Gegenwart seines Sohnes: „Lieber Bruder, Ihr habt schon seit geraumer Zeit an mir merken können, daß ich nirgends Genügen haben kann als in der Trauer um meine geliebte Genovefa. Darum habe ich mich entschlossen, die Welt gänzlich zu verlassen und an dem Orte, wo meine Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu sterben; deswegen setze ich Euch zum Vormunde meines Sohnes Schmerzenreich und bitte Euch, Ihr wollet an ihm thun, als wenn es Euer leiblicher Sohn wäre; ich bin gewiß, auch er wird Euch Gehorsam und Ehrerbietung bezeigen, wie ein Kind seinem Vater schuldig ist.“

Dann sprach er zu seinem Sohne: „Hörst du es, mein herzliebstes Kind, daß ich die Welt zu verlassen begehre und dir meine Grafschaft übergebe?“ Da sprach Schmerzenreich: „Nein, Vater, das thue ich nicht; ich will ebensowohl den Himmel haben, als Ihr. Wo Ihr leben wollt, will ich auch leben: wo Ihr sterben wollt, will ich auch sterben.“

Alle verwunderten sich über die Sprache des Knaben. Der Graf mahnte ihn mit weinenden Augen ab: „Mein lieber Sohn,“ sprach er, „das strenge Leben dort wird dir schwer fallen, dein zarter Leib wird es nicht aushalten können!“ — „Ei, besser als Ihr, mein Vater,“ sprach der junge Schmerzenreich, „habe ich doch sieben Jahre lang die Probe ausgestanden!“ So überließ Schmerzenreich die Grafschaft sei-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

nem Ohme, und dieser und der Vater umfingen beide das Kind mit herzlicher Liebe. Vater und Sohn legten Pilgerkleider an, nahmen mit vielen Thränen Abschied von der Verwandtschaft und zogen in die rauhe Wildnis, daselbst Gott bis an ihr Ende zu dienen. Sobald der kleine Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn seine alten Gespielen, die wilden Tiere, wieder, kamen in großer Menge herbei und freuten sich seiner Ankunft. Da bezogen Vater und Sohn die Einsiedeleien, brachten darin ihr Leben im Andenken an die fromme Genovefa heilig zu und sind auch daselbst gottselig im Herrn entschlafen.

Das Schloß in der Höhle Xa Xa.

Es lebte einst in Europa ein jüdischer Zauberer Namens Mattetai, der las eines Tages in einem alten Buche, daß in der afrikanischen Höhle Xa Xa ein Schlüsselschloß versteckt liege, dessen Besitz zur Gewalt über die Erdgeister verhelfe. Weil er nun einen Ring besaß, an welchen die Luftgeister gefesselt waren, so berief er diese, indem er den Ring um seinen Finger drehte und verlangte ihre Beihilfe, das unschätzbare Schloß in seine Gewalt zu bringen. Der oberste der Luftgeister antwortete: „Herr, das Schloß wird von Erdgeistern bewacht, welche stärker sind als wir. Nur mit Hilfe Eures großen Buches könnet Ihr das Schloß in Eure Gewalt bekommen!“ Mattetai sah hierauf sich nochmals genau in dem Buche um und sagte dann zu den Luftgeistern: „Ich weiß genug. Bringt mich sogleich nach Konstantinopel!“

Flugs ergriffen ihn die Luftgeister und führten ihn im Nu nach Asien hinüber, vor die Stadt Konstantinopel. Hier entließ er die Geister und durchwanderte die Stadt bis er einen Knaben antraf, der ihm zu seinem Vorhaben tauglich dünkte. Es war ein mutterloser Taglöhnerssohn, Namens Lameth, der den Zauberer auf sein Verlangen willig zu seinem Vater Achim führte. Diesen fragte Mattetai, ob er ihm nicht seinen Sohn auf einige Zeit zur Bedienung überlassen wolle, denn als ein Fremder wisse er kein Bescheid in dieser großen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Stadt. Achim war hierzu gern bereit, und übergab ihm seinen Sohn, mit dem sich Mattetai in ein nahes Gasthaus begab. Gleich für den ersten Tag erhielt der Knabe einen Dukaten Lohn und so fort ganze vierzehn Tage lang, so daß er und auch sein Vater Achim ganz außer sich vor Freuden und voll Dankbarkeit gegen den Fremden waren. Letzterer aber mußte sich ganz wider seinen Willen so lange in Konstantinopel aufhalten, um den rechten Tag zu seinem großen Unternehmen abzuwarten.

Als endlich dieser Tag erschienen war, ritt der Zauberer mit Lameth auf zwei guten Mietspferden zur Stadt hinaus, um sich, wie Mattetai sagte, die Umgegend anzuschauen. Als sie ein paar Meilen zurückgelegt hatten und an einer öden Stelle angekommen waren, stieg der Zauberer vom Pferde und befahl dem Lameth, ein gleiches zu thun. Jetzt zog er sein großes Buch aus seiner Manteltasche, las eine Weile darin und drehte darauf seinen Ring am Finger um. Siehe, da standen im Augenblicke drei Luftgeister vor ihm, worüber Lameth so erschrak, daß er halb sinnlos zu Boden fiel. Aber Mattetai richtete ihn wieder auf und sagte: „Fürchte dich nicht, mein Sohn, es soll dir kein Haar gekrümmt werden!“ Dann wendete er sich zu den Geistern und sprach: „Bringet mich und meinen Diener sogleich nach Afrika zu der Höhle Xa Xa.“ Im Nu fand sich Lameth ergriffen, durch die Luft entrückt und nach wenigen Augenblicken nebst dem Zauberer vor einem großen Hügel stehend, wo die Geister verschwanden. Mattetai zündete nun ein Feuer an, streute Weihrauch darauf und murmelte eine Beschwörung. Sogleich geschah ein entsetzlicher Knall, mit dem sich der Hügel öffnete, während riesige Flammen aus der Höhle herausfuhren. Kaum war dies Zauberwerk vollbracht, so gieng Mattetai auf Lameth zu, der vor Schrecken fast des Todes war. Mattetai aber beruhigte ihn und sagte: „Lieber Lameth, jetzt ist die Stunde gekommen, wo du mich und dich auf unser ganzes Leben glücklich machen kannst. Merke deswegen genau auf alles, was ich dir sagen will. Erstlich nimm hier diesen Ring; so lange du ihn am Finger trägst, wird dir niemand etwas anhaben können. Darauf geh nur freudig in die Höhle hinein. Durch einen finsteren Gang wirst du in drei Zimmer kommen, die voll von Schätzen sind, und dann in einen schönen Garten, dessen Bäume mit Früchten beladen sind. Von den Schätzen darfst du nichts anrühren, dagegen magst du von den Früchten pflücken, so viel du willst. Halte dich aber ja nicht zu lange auf, sondern eile weiter vorwärts, bis du eine marmorne Säule und an ihr aufgehängt ein Schlüsselschloß erblickst. Bemächtige dich ohne Zögern dieses Schlosses und laufe geradeswegs

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

wieder zu mir heraus, ohne dich durch irgend etwas aufhalten zu lassen!“

Lameth entsetzte sich anfangs über des Fremden Worte; als dieser ihn aber einen Blick in das glänzende Leben thun ließ, das er ihm bereiten wolle, wurde der Knabe nach und nach anderen Sinnes und ging endlich beherzt in die Höhle hinein, während der Zauberer vor dem Eingange seiner Zurückkunft wartete.

Emsig, doch behutsam schritt Lameth in dem finsteren Gange vorwärts; da wurde es plötzlich hell, und er kam in ein Zimmer, in dem lauter silberne Gefäße standen. Doch verstand Lameth ihre Kostbarkeit nicht, berührte auch nichts davon, sondern ging vorwärts. Da kam er in ein anderes Zimmer, wo eine Menge goldener Schalen, gefüllt mit Edelsteinen und Perlen, standen. Diese Dinge kannte Lameth noch weniger; er achtete ihrer nicht, sondern gieng seines Weges fort. So kam er in ein drittes Zimmer, in dem sich ganze Haufen von silbernen und goldenen Münzen befanden. Was Münzen sind, wußte Lameth wohl; doch fiel ihm Mattetais Warnung ein, und so eilte er weiter fort. Jetzt kam er in den herrlichen Garten; da standen viele Bäume, alle mit gelben, grünen und roten Früchten geziert. Er sah sie mit Erstaunen an und mit Verlangen. Wußte er doch, daß er von ihnen zu sich nehmen dürfe, so viele er wolle. Doch hielt er sie für keine rechten Früchte, sondern glaubte, es seien bunte, schön geschliffene Gläser oder Steine. Nun begann er seine Taschen damit zu füllen. Da fiel ihm plötzlich die Drohung des Zauberers ein. So eilte er weiter und erblickte bald eine marmorne Säule; an dieser hing an einer Perlenschnur das wunderbare Schloß. Geschwind lief er darauf zu, schnitt es ab und verbarg es in seinem Turban, worauf er den geraden Weg wieder zurückrannte. Da umtönte ihn ein solches Geheul, Gepolter und Geprassel, daß ihm alle Haare zu Berge standen. Er war deswegen froh, als er den engen Gang wieder erreichte; aber dieser war jetzt voll feuriger Flammen, und Lameth getraute sich deswegen lange nicht, dem Feuer zu nahen, bis endlich die Verzweiflung ihn hineintrieb. Zu seiner Freude empfand er, daß die Flammen nicht brannten, sondern ganz kühlend waren. Schon leuchtete ihm durch die Öffnung das Tageslicht entgegen; da ließ sich plötzlich ein großer Knall hören wie ein mächtiger Donnerschlag, und mit diesem verschloß sich die Höhle und es wurde stockfinster. Lameth mußte sich sagen, daß er lebendig in der Erde begraben sei.

Indessen wartete Mattetai draußen mit Verlangen auf die Rückkehr seines Dieners, denn kam jener zu spät, so hatte er nicht nur das

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Wunderschloß, sondern seinen herrlichen Ring dazu verloren. Kläglich rief er: „Lameth, o Lameth, eile dich!“ als plötzlich jener entsetzliche Knall sich hören ließ, und eine riesige Flammenzunge aus der Höhle herausfuhr, mit welcher sie sich schloß. Die Flamme ergriff den Zauberer, schleifte ihn eine Meile Wegs von dannen und warf ihn in einen seichten, großen Sumpf, in dem er etliche Stunden besinnungslos lag. Nach und nach fiel ihm sein unglückseliges Schicksal wieder ein, und er jammerte laut; doch endlich gedachte er zu seinem Troste des Buches, das er bei sich hatte, und in dem noch große Geheimnisse standen. Er arbeitete sich aus dem Sumpfe heraus, durchblätterte sodann sein Buch und stieß dabei zu seiner Freude auf eine Anweisung, wie man die Wassergeister berufen könnte. Er that dies und siehe, auf der Stelle erschienen vor ihm zwei dienstbare Geister pudelnaß, die sich heftig schüttelten und nach seinem Begehr fragten. Der Zauberer sprach: „Ich befehle Euch, mich sogleich unbeschädigt nach Europa hinüberzubringen!“ Die Geister erfaßten den Zauberer, fuhren mit ihm wie der Blitz durch das Meer und setzten ihn in Europa auf das Trockene.

Mattetai verfolgte nun unter schweren Gedanken über seinen Verlust seine Reise, bis er wieder in sein Vaterland gelangte.

Unterdessen war der arme Lameth noch immer in der Höhle Xa Xa verschlossen und wehklagte laut als ein lebendig Begrabener, der nicht wußte, wie er aus seiner Gruft herauskommen sollte. Er versuchte endlich den Weg in die Zimmer und in den Garten wieder zu finden; als er aber auch dort die Thüren fest verschlossen fand, rang er verzweifelnd die Hände und drehte dabei, ohne es zu wollen, den Ring des Zauberers um. Im Nu wurde die Höhle ganz hell, und zwei Luftgeister standen vor des erschrockenen Lameth Augen, nach seinem Begehr fragend. „Ach!“ seufzte Lameth, indem er sich ermannte, „aus meinem Gefängnisse wäre ich gerne und bei meinem Vater!“ — „Lameth, Lameth,“ antwortete da einer der Geister, „du kennst das Glück in deinen Händen nicht! Aber sei zufrieden; da du jetzt die Erdgeister gebunden hast, so können wir dir zu Diensten sein.“ Darauf öffnete sich mit großem Krachen die Höhle; die Luftgeister erfaßten den Knaben und führten ihn wie der Wind nach Konstantinopel hinüber und vor seines Vaters Haus. Hier saß der alte Achim und wartete mit dem Abendessen ganz ruhig auf seinen Sohn, den er wie sonst bei seinem Herrn vermutete. Als Lameth nun hereintrat und seinem Vater sein soeben bestandenes Abenteuer erzählte, da wollte Achim ihm keinen Glauben schenken; er meinte vielmehr, seinem Sohne habe geträumt. Als aber Lameth aus seinem Turban das Schloß nebst der Perlen-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

schnur hervorbrachte und die bunten Früchte aus dem Zaubergarten zeigte, da mußte Achim wohl an die Wahrheit von seines Sohnes Erzählung glauben. Übrigens achteten sie die schönen Früchte nicht höher als buntes Glas und schätzten auch das Schloß nicht höher als ein gewöhnliches Vorlegeschloß. Achim nahm es in die Hand und drehte prüfend den Schlüssel herum; aber wie es nun mit einem lauten Schnapper aufging, siehe, da stand ein riesenmäßiger Geist vor ihnen, der fragte: „Was verlanget ihr von mir?“

Achim erschrak über diesen Anblick so, daß er in Ohnmacht zu Boden fiel. Lameth aber war an die Erscheinung der Geister schon gewöhnt und sagte beherzt zu dem Riesengeist: „Mich hungert, bring mir Speise und Trank.“ Der Geist verschwand, und gleich darauf brachte er zwei silberne Schalen mit Früchten, dazu einen großen silbernen Krug voll des besten Weines, worauf er wieder verschwand. Lameth aber legte das Schloß beiseite und machte sich allerlei Gedanken über dasselbe, konnte jedoch in der Einfalt seines Geistes nicht auf den rechten Grund der Sache kommen.

Indessen war Achim wieder zur Besinnung gekommen und sah mit Erstaunen die silbernen Becken, bis sein Sohn, der es sich bereits wohl schmecken ließ, ihn belehrte, daß der Geist alles gebracht habe. Da griff auch Achim herzhaft zu. So lebten Vater und Sohn von dem, was der Geist gebracht hatte, bis es aufgezehrt war. Weil sie aber das Arbeiten ganz und gar verlernt hatten, so nahm eines Tages Lameth die größere der Schalen, um dieselbe an einen Zinngießer zu verkaufen, denn er meinte, daß sie von so geringem Metalle sei. Allein unterwegs begegnete ihm ein Jude; der hörte kaum, daß Lameth die Schale verkaufen wolle, als er ihm sogleich zwölf Löwenthaler dafür bot. Lameth war mit diesem Preise wohl zufrieden und kehrte zu seinem Vater zurück, der sich ebenfalls über den guten Verkauf freute. Nun schmeckte ihnen beiden der Müßiggang immer besser, bald kam die zweite Schale daran, die gleichfalls zu dem Juden wanderte, und endlich auch der große Weinkrug. Weil aber dieser so schwer war, nahm ihn Lameth auf den Kopf, und so begegnete ihm ein Goldschmied, der ihn fragte, wohin er mit dem Krug wolle. „Ich will ihn an einen Juden verkaufen,“ sagte Lameth. „Ja,“ erwiderte der Goldschmied, „ein solcher Schelm wird dir viel dafür geben; besser, du lässest mir den Krug, für den ich dir fünfhundert Löwenthaler zahlen will!“ Lameth wußte nicht, ob er noch in seiner Haut stecke, da er von der großen Summe hörte. Sogleich übergab er dem Goldschmied den Krug, nahm den Kaufpreis in Empfang und rannte zu seinem Vater,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

der über solches Glück ebenso erstaunt als erfreut war und von da ab mit seinem Sohne rechte Herrentage lebte.

Einst spazierte Lameth vor der Stadt umher und beschaute draußen die Lusthäuser des türkischen Kaisers. Da sah er an einem offenen Fenster die ältere Tochter des Sultans, Bellastra, stehen. Obgleich die junge Fürstin vor den Blicken des Fremden sogleich ihr Antlitz mit dem Schleiertuch bedeckte, so war doch ihre Schönheit so nahe vor Lameths Augen gewesen, daß dieser alles um sich her vergaß, und obwohl er wußte, daß er ein todeswürdiges Verbrechen begangen habe, entzückt in die Hände klatschte. Hierbei drehte sich der Ring an seinem Finger wieder, auf der Stelle erschien ein Luftgeist und fragte: „Lameth, was ist dein Begehren?“ So verwundert Lameth über diese Erscheinung war, so faßte er sich doch bald und sagte freimütig: „Ach, kannst du mir nicht zum Besitz der schönen Bellastra verhelfen?“ — „Nein,“ antwortete der Luftgeist, „das steht nicht in meinen Kräften. Aber du besitzest ja das herrliche Schloß aus der Höhle Xa Xa, durch welches du des Dienstes der Erdgeister sicher bist; diese können dir dazu behilflich sein.“

Bei diesen Worten des Geistes erwachte Lameth wie aus einem Traum; erst jetzt begriff er, was für einen Schatz er an dem Schlosse und dem Ringe besitze. Er ging daher vergnügt nach der Stadt zurück und verlangte ohne weiteres von seinem Vater, er sollte bei dem Sultan eine Audienz zu erhalten suchen und für ihn um die Prinzessin Bellastra werben. Achim glaubte, sein Sohn sei hirnwund geworden und sprach ganz aufgebracht: „Du Thor, wie sollte ich vor seine Hoheit ein so lächerliches Begehren bringen! Zudem weißt du, daß man vor dem Sultan nicht ohne ein Geschenk erscheinen darf.“ — „Vater,“ erwiderte Lameth, „kümmert Euch darüber nicht; ich bin jetzt älter und klüger geworden und weiß, daß die Steine, die ich besitze, keine Gläser, sondern Edelsteine sind; denn der Schmuck, den die Prinzessin trug, war ganz gleicher Art. Drum lieber Vater, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sterben soll, so bringt meine Bitte bei dem Sultan an.“

Achim gab endlich aus Liebe zu seinem Sohne nach, und machte sich auch wirklich am folgenden Morgen zu dem Kaiser auf. Lameth hatte ihm ein Körbchen mit zwölf herrlichen Edelsteinen für den Kaiser und außerdem noch einen schönen, roten Stein mitgegeben, den sollte er dem in die Hände drücken, der die Leute zur Audienz zu führen hätte. Der alte Vater ging voll Bekümmernis seines Weges und gelangte in den Audienzsaal, wo er nach langem Harren einen der Hofbedienten am Ärmel erwischte und ihm geschwind den Stein in die

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Hand drückte. Der Diener erkannte den Stein sogleich als einen Rubin von großem Werte, ließ alle andere Vornehmen stehen und brachte den Taglöhner vor den Großsultan. Alsbald warf sich der alte Achim zu Füßen des Kaisers nieder und sagte: „Großmächtigster Sultan, hier überbringe ich ein kleines Geschenk von meinem Sohn, der sich der Huld Eurer Hoheit empfehlen möchte.“ Der Sultan erblickte die zwölf herrlichen Kleinodien und wußte vor Verwunderung nicht, was er sagen sollte; denn obgleich er den größten Schatz in der Welt besaß, so hatte er doch so vollkommene Edelsteine nie gesehen. Er zeigte daher seinem Großvezier das Körbchen und fragte ihn: „Was hältst du von diesem Geschenk?“ Der Großvezier verstummte, als er die Herrlichkeit sah; endlich sagte er zu dem Sultan leise: „Herr, ich kann mich nicht darein finden, wie dieser Mann zu solchen Schätzen gekommen ist!“ Darauf fragte der Sultan den Achim, welches Begehren denn sein Sohn an ihn hätte, da er ihm solches Geschenk mache? Achim zuckte die Achsel und sagte mit stammelnder Zunge: „Großmächtigster Herr! Wenn Eure Hoheit es nicht ungnädig aufnehmen wollte, so möchte ich wohl in Unterthänigkeit für meinen Sohn Lameth um Eurer Hoheit älteste Tochter, die Prinzessin Bellastra, Anwerbung thun.“ Der Großvezier, dessen Sohn sich schon lange Hoffnung auf die Hand der Prinzessin machte, zog bei dieser Freiwerbung ein hämisches Gesicht. Aber der Sultan warf einen Blick auf das Körbchen und antwortete: „Achim, sage deinem Sohn, daß er sich nach sechs Monaten wieder anmelden lassen soll.“ Mit dieser huldreichen Antwort war Achim sehr zufrieden; Lameth begnügte sich auch damit und beschloß, die vorgeschriebene Zeit ruhig abzuwarten.

Allein der mißtrauische Großvezier wußte es indessen dahin zu bringen, daß der Großsultan, der an den seltsamen Achim und an das ihm gegebene Wort nicht mehr dachte, in die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Veziers willigte. Das hörte auch Lameth, doch blieb er unbekümmert und verschloß sich, als der Hochzeitstag da war, in seine Kammer, wo er mit Hilfe seines Schlosses einen Erdgeist berief. „Ich will,“ sprach er zu dem Geiste, „daß du sogleich den Sohn des Großveziers nach Damaskus entführest und dort so lange verwahrest, bis ich es anders befehlen werde.“ Der Geist richtete aus, was ihm Lameth befohlen hatte. Bellastra aber erwartete vergebens ihren Bräutigam, und so wurde ihr Verlöbnis für nichtig erklärt.

Ein Vierteljahr war vergangen, ohne daß man etwas von des Großveziers Sohne hätte erfahren können; da erkühnte sich des Großadmirals Sohn, um Bellastra zu werben, und erhielt das Jawort des

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Sultans. Lameth, der von allem sichere Nachricht hatte, ließ wieder ganz unbekümmert den Hochzeitstag herankommen. Abends berief er abermals einen Erdgeist und befahl ihm, den Sohn des Großadmirals gen Ägypten nach Kairo zu führen und dort bis auf weiteren Befehl zu verwahren. Der Geist war gehorsam, faßte den Bräutigam und trug ihn davon. Bellastra aber wartete wieder vergebens und härmte sich ab, denn fortan wagte niemand mehr, sich um sie zu bewerben.

Nachdem aber die sechs Monate verstrichen waren, sagte Lameth zu seinem Vater: „Jetzt ist es Zeit, daß Ihr den Sultan an sein Wort erinnert!“ Und nun übergab er ihm wieder ein Körbchen mit zwölf seiner größten Edelsteine und fügte für Bellastra die Perlenschnur des Wunderschlosses hinzu. Achim ging diesmal getrost fort, warf sich in dem Audienzsaal vor den Sultan nieder und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, mein Sohn Lameth erinnert Eure Hoheit unterthänigst an die versprochene Antwort und überschickt anbei ein geringes Geschenk; zugleich wagt er es, der Prinzessin Bellastra diese Perlenschnur zu Füßen zu legen!“

Als der Sultan die köstlichen Steine sah, fuhr er auf und rief: „Welcher König kann mir solche Dinge senden?“ Darauf berief er seine Räte und beratschlagte mit ihnen, was in der Sache zu thun sei. Einer meinte, man solle zuvor nochmals den Reichtum des Fremden auf eine überaus harte Probe stellen, ehe man diesem eine bestimmte Antwort erteile, und dieser Vorschlag gefiel dem Sultan wohl. Er wandte sich zu Achim und sprach: „Wenn dein Sohn mir zum Brautschatze für meine Tochter sechs mit Gold und sechs mit Silber beladene Kamele, dann sechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack der schönsten persischen Stoffe, und sechs schwarze Sklaven, jeden mit einem Korb voll Juwelen übersenden wird, so soll er mein Eidam werden.“

Als Achim dieses hörte, ging er traurig nach Hause; der Sultan aber verfügte sich zu Bellastra und sprach: „Ein unbekannter Mensch läßt um dich werben und sendet dir diese Perlenschnur. Was dünkt dir davon?“ Bellastra betrachtete die Perlen voll Entzücken und sagte: „Ich möchte den Menschen wohl kennen, der solche Kleinodien hat; ich glaube, es giebt eine gleiche Perlenschnur auf der Welt nicht.“

Inzwischen langte Achim zu Hause an und erzählte seinem Sohne voll Kümmernis, was der Sultan zum Brautschatz verlange. Lameth aber lachte nur darüber, beruhigte seinen Vater und wartete die Nacht ab. Dann nahm er sein treffliches Schloß zur Hand, drehte den Schlüssel um und rief dadurch die Erdgeister zu sich, die nach seinem Verlangen fragten. Lameth sprach: „Ich gebrauche alsbald sechs Kamele

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

mit Silber, sechs mit Gold beladen, dann sechs schwarze Sklaven, jeden mit einem silbernen Becken voll Kleinodien, und sechs weiße Sklaven, jeden mit einem Sack voll persischer Stoffe!" — „Alsobald!" antworteten die Erdgeister freudig, und noch vor Sonnenaufgang waren sie wieder da und brachten alles mit, wie es Lameth verlangt hatte.

Achim meinte, es träume ihm, als er das Getümmel der Sklaven und Kamele auf der Straße sah; doch machte er sich auf das Verlangen seines Sohnes eilig zu dem Sultan auf und ließ den Zug nachfolgen. Alles Volk erstaunte über diesen Anblick. Der Sultan aber blickte gerade zu einem Fenster seines Palastes hinaus, da sah er, wie der verlangte Brautschatz daher zog. Sogleich ließ er seine Tochter rufen, und nun traten die Sklaven hervor und legten alles zu seinen Füßen nieder. Der Sultan war beim Anblick dieser ungeheuren Schätze ganz starr vor Staunen und sprach endlich zu seiner Tochter: „Nun, was dünkt dir von deinem Bräutigam?" Bellastra antwortete: „Er muß der reichste und glücklichste Mann von der Welt sein!" Da ging der Sultan zu Achim hin und sprach: „Saget Euerm Sohn, ich lasse den künftigen Bräutigam meiner Tochter bitten, mich je eher, je lieber mit seiner Gegenwart zu erfreuen."

Achim kam mit dieser Botschaft ganz außer sich zu seinem Sohne, und dieser verfügte sich sogleich voll Entzücken in seine Kammer, wo er mit Hilfe seines Schlosses die Erdgeister berief und sprach: „Schafft mir ein schönes Reitpferd, dazu schmucke Kleider und ein herrliches Gefolge!"

Die Erdgeister thaten solches mit Eifer. Vor allem aber führten sie Lameth unaufgefordert in das Bad der Weisheit. Hier untergetaucht, wurde er alsbald so verändert, daß an Gestalt, Sitte und Weisheit nicht mehr seinesgleichen war. Zu Hause war indes schon alles zubereitet, und von den Geistern bedient, waren Lameth und sein Vater in ganz kurzer Zeit geschmückt. Lameth hatte einen herrlichen Kaftan mit Hermelinfutter und Diamantknöpfen an, er setzte sich mit vielem Anstand auf das treffliche Pferd, das seiner wartete, eine Menge Sklaven zu Roß und zu Fuß umgaben ihn, und mit solchem Gefolge ritt er an des Kaisers Hof.

Der Sultan hörte von ferne den Schall der Pauken und Trompeten; endlich sah er auch den Zug sich nahen und sandte Lameth zwei Hofbediente entgegen, die ihm im Schloßhof ehrfurchtsvoll vom Rosse halfen. Als er die Treppe hinaufgestiegen war, empfing ihn der Großsultan mit einer Umarmung und führte ihn in ein Zimmer, wo er die vor Schönheit strahlende Prinzessin Bellastra fand, deren Huld und Gnade er sich empfahl.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Nun wurde zur Tafel geblasen. Der Sultan und der Taglöhner saßen auf der einen, Lameth und Bellastra auf der anderen Seite; die Großen des Hofes bedienten sie. Während der Tafel besprach sich der Sultan auch mit Lameth über den Tag der Vermählung; da erbat sich dieser die Erlaubnis, zuvor einen anständigen Wohnsitz für sich und seine Gemahlin erbauen zu dürfen. Der Sultan stellte alles seinem Willen anheim, und Lameth verabschiedete sich, als der Abend gekommen war. Ehe er aber zu Bette ging, berief er die Erd- und Luftgeister zu sich und sagte zu ihnen: „Ich befehle Euch hiermit, daß Ihr heute Nacht ganz in der Stille, dem Palaste des Sultans gegenüber, mir einen neuen Palast erbauet, der an Herrlichkeit seinesgleichen nicht haben soll. Was zu einem königlichen Hofstaat gehört, muß darin im Überfluß angetroffen werden."

Die Geister gingen hin und thaten, wie ihnen Lameth befohlen hatte. Ein wunderbar herrlicher Palast aus Marmor, Gold und Silber stieg empor und wurde mit solcher Stille erbaut, daß die Schildwache vor des Sultans Fenster nicht das Geringste davon verspürte, und weil eben eine sehr finstere Nacht war, auch nichts davon sehen konnte.

Früh morgens als der Sultan erwachte, begab er sich an das Fenster, um die kühle Morgenluft zu genießen. Da erblickte er in der Dämmerung etwas, das ihm gegenüberstand und die gewohnte Fernsicht benahm. Verwundert rief er der unten stehenden Schildwache fragend zu, was da gegenüber auf dem großen Platze stehe! Diese antwortete, es scheine ein großer und herrlicher Palast da zu sein. Zudem warf die aufgegangene Sonne ihre ersten Strahlen auf den Palast, und der staunende Sultan konnte ihn vor Glanz kaum ansehen. Da kam auch Lameth mit seiner prächtigen Begleitung angezogen, und kaum hatte er sich in seinem neuerbauten Palaste einquartiert, so schickte er seinen Haushofmeister zu dem Sultan und bat um dessen Einwilligung, daß alsbald die Trauung in seinem neuen Schlosse verrichtet werde. Der Sultan war dies wohl zufrieden und führte seine Tochter mit ihrem ganzen Hofstaate in den neuen Palast, dessen Herrlichkeit sie nicht genug bewundern konnten. Hier wurde die Trauung vollzogen und ein kostbares Mahl abgehalten, bei welchem man auf lauterem Golde speiste. Lameth aber war glücklich an der Seite seiner engelschönen Braut, mit der er in Zukunft ein tugendreiches, ungetrübtes Leben führte. Dabei blieb er bescheiden und vergaß der Armen und Notleidenden nicht, daher denn auch sein Palast nur schlechtweg die Burg der Hilfe genannt wurde.

Aber auch Lameth sollte die Launen des Glückes erfahren. Es

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

lebte nämlich der böse Zauberer Mattetai noch immer in Europa; der hatte es am Ende so weit in seiner Kunst gebracht, daß er die Feuergeister zu seinem Dienste zwingen konnte. Als ihm nun einmal auch wieder sein verlorener herrlicher Ring in den Sinn kam, berief er die Feuergeister zu sich, die zornig und Funken sprühend erschienen. Mattetai sprach zu ihnen: „Sagt mir, ob es nicht möglich ist, daß ich meinen köstlichen Ring wieder erhalte und das treffliche Schloß in der Höhle Xa Xa in meine Gewalt bekomme.“ Die Geister antworteten: „Beide besitzt Lameth, der dadurch Erd- und Luftgeister in seinen Diensten hat, weshalb wir ihm nichts abgewinnen können!“

Mattetai hatte schon lange nicht mehr an Lameth gedacht, den er längst tot wähnte. Als er daher jetzt von seinem unermeßlichen Glück hörte, gebärdete er sich wie ein Rasender, so daß selbst die Feuergeister Mitleid mit ihm hatten und zu ihm sagten: „Mattetai, verzweifle nicht; vielleicht kannst du mit List gewinnen, was du so sehnlich wünschest. Versuche, dem Lameth das Schloß zu entwenden; wir werden dir dabei zur Seite stehen.“ Mattetai war froh, verabschiedete die Feuergeister und berief auf der Stelle die Wassergeister, von denen er sich durch das Meer nach Konstantinopel tragen ließ, worauf er sich alsbald nach Lameths Palast begab.

Zum Unglück sah Bellastra gerade zum Fenster heraus, und der alte Zauberer wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er jetzt nicht nur Ring und Schloß, sondern auch Bellastra in seinen Besitz zu bringen beschloß. Durch die Feuergeister erfuhr er bald, daß Lameth auf einer Jagd abwesend sei, und auch, daß das treffliche Schloß in seiner Schlafkammer auf einem Sammetkissen liege. Sogleich war der Zauberer mit seinem Plane fertig und sprach in seiner Herberge zu den Geistern: „Verschaffet mir für morgen ein schmuckes Gefolge und für mich selbst ein persisches Kleid mit einem guten Reitpferde; dann will ich mit eurer Hilfe mein Glück versuchen.“

Die Geister entsprachen dem Befehle, und in aller Frühe konnte der stattlich geschmückte Mattetai mit seinem Gefolge auf Lameths Palast zureiten. Vor dem Thore angelangt, ließ er sich durch einen als Diener verkleideten Feuergeist als persischer Gesandter anmelden, der, auf der Durchreise begriffen, sich die Ehre ausbitte, Lameths herrlichen Palast betrachten zu dürfen, um seinem Könige eine genaue Beschreibung davon mitzubringen.

Bellastra glaubte nichts Unrechtes zu thun, wenn sie dem Fremden dieses Ansuchen bewilligte, und ließ ihn im ganzen Palaste herumführen. Als Mattetai endlich auch in Lameths Schlafgemach kam, schweiften

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

seine Augen gierig umher, das Schloß zu entdecken. Sobald er desselben ansichtig wurde, gab er mit einem starken Husten seinen Geistern das vorher verabredete Zeichen, und in dem Augenblick entstand im Hof unten ein Geschrei: Feuer! Feuer! Jedermann lief hinab, das Feuer zu löschen; in dieser allgemeinen Verwirrung ergriff Mattetai das Wunderschloß und machte sich mit seiner verkappten Geisterschar sogleich davon und zur Stadt hinaus. In einem nahen Walde wartete er die Nacht ab, zog dann das Schloß heraus, drehte den Schlüssel um und rief die daran gebundenen Erdgeister.

Diesen, die sich sehr unwillig anstellten, befahl er, Lameths Palast mit allem was darin sei, sowie ihn selbst unversehrt nach Amerika zu tragen. Die Geister gehorchten, wenn auch mit Zorn; und während einer den Zauberer nach Amerika führte, entrückten die übrigen Lameths Palast ebenfalls dahin und setzten ihn in einer Ebene neben einem Palmwald nieder. Mattetai entließ nun seine Erdgeister, dagegen rief er die Feuergeister zurück und ließ von ihnen Bellastras sämtliche Diener in eine entfernte Einöde bringen. Nur Bellastra und ihre Kammerfrau blieben nach des Zauberers Willen zurück.

In Konstantinopel herrschte eine schöne Verwirrung, als man früh morgens den Platz leer sah, wo sonst Lameths Palast gestanden hatte. Der Sultan war ganz außer sich vor Schmerz und Zorn über das Verschwinden seiner Lieblingstochter und schalt seinen Eidam abwechselnd einen Schelm und Erzzauberer. Dazu erschienen der Großvezier und Großadmiral mit ihren Söhnen, die unvermutet wieder zum Vorschein gekommen waren, am Hofe; diese berichteten, wie sie von unsichtbaren Kreaturen hinweggeführt und bis auf diese Stunde gleichsam in Verhaft gehalten worden: der eine in einem Olivenwald, der andere in einem Pomeranzenhain, bis sie sich beide wieder zugleich hierher gebracht sahen. Weil nämlich die Erdgeister nicht mehr unter Lameths Gewalt waren, so hatte auch sein Befehl ein Ende. Nun schrieen aber der Vezier und der Admiral über Lameth, der ihre Söhne bezaubert hätte, und da der Sultan derselben Meinung war, so ließ er Lameth sogleich nach dessen Rückkehr von der Jagd gefangen nehmen und befahl, daß man ihn nach dreien Tagen aufhängen sollte.

Lameth selbst war durch sein Unglück wie von Sinnen gekommen, so daß er gar kein Verhör forderte, um seine Unschuld an Bellastras Verschwinden zu beweisen, sondern sich recht bald die Stunde wünschte, in welcher er sein Leben enden könnte. Da fiel ihm auf einmal in seinem Gefängnisse ein, daß er den Zauberring noch am Finger habe, und schnell drehte er ihn herum, worauf alsbald ein Luftgeist erschien.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Diesen bat er, ihm den Namen dessen, der Bellastra entführte, sowie den jetzigen Aufenthaltsort seiner Gemahlin zu sagen. Der Luftgeist antwortete: „Es ist der Verräter Mattetai, der dich mit List um das Schloß gebracht und Bellastra nach Amerika entführt hat. Befiehl, so bringe ich dich im Nu ebenfalls dahin, wo du den Zauberer mit gleicher Münze bezahlen magst!“

Lameth willigte mit Freuden in diesen Vorschlag und ließ sich nach Amerika führen, wo ihn der Geist in dem Palmenhain neben seinem Palaste niedersetzte. Nun bat Lameth den Luftgeist, ihn so zu entstellen, daß niemand seine Gestalt erkennen möchte. Der Geist gehorchte, und bald war Lameth in einen abgezehrten hinkenden Bettler verwandelt. Als solcher wankte er dem Palaste zu, und da Bellastra gerade traurig zum Fenster hinaussah, so flehte er sie um ein Almosen an. Bellastra warf ihm eine Silbermünze hinunter und sagte dabei: „Betet für mich, Alter, daß ich aus meinem Elend erlöst werden möge!“ Der verstellte Lameth erwiderte: „Ich könnte Euch wohl dienen, denn ich weiß Euer ganzes Geheimnis.“ Da betrachtete Bellastra den alten Bettler aufmerksamer und sagte zu ihm: „Kommt heute Abend wieder, ich will Euch sprechen!“

Lameth machte eine zustimmende Bewegung und wankte in den Palmenwald zurück, wo er seinen Luftgeist berief. Dieser entdeckte ihm, daß Mattetai das Wunderschloß am Halse hangen habe, und riet ihm, den Zauberer durch ein starkes Getränk berauscht zu machen und demselben alsdann das Schloß abzunehmen. Weil nun Mattetai den Wein aus Kalabrien am meisten liebe, so versprach der Geist ihm dergleichen zu verschaffen, zugleich wolle er ein Gegenmittel bringen, das für den, welcher sich desselben bediente, denselben Wein unschädlich machen sollte, er möchte davon trinken, soviel er wollte. Dieses alles sollte Lameth seiner Gemahlin Bellastra überbringen und ihr anzeigen, wie sie sich dabei klüglich zu verhalten habe, um den Zauberer in die Falle zu locken.

Hocherfreut ging Lameth, sobald er von seinem dienenden Geiste sechs Flaschen des köstlichen Weines und das wirksame Gegenmittel erhalten hatte, in der Dunkelheit, beides in einem Korbe verborgen, nach Bellastras Palast, wo ihn die Kammerfrau bereits erwartete und zu ihrer Gebieterin geleitete. Dies konnte um so leichter geschehen, da der jüdische Bösewicht auf einige Tage verreist war. Bellastra aber redete den vermeintlichen Bettler also an: „Nun, guter Alter, kommt Ihr, mir ein Mittel zu meiner Befreiung an die Hand zu geben?“ — „Thut, was ich Euch sage,“ erwiderte Lameth; „wenn morgen Mattetai zurückkehrt, so trachtet dahin, daß er sich in seinem Weine

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

berausche, welchen ich hier mitbringe. Ihr selbst nehmt gegen die Wirkung des Weines dies Mittel ein. Ist Mattetai von Sinnen, so gebet mir ein Zeichen zum Fenster hinaus, dann will ich kommen und Eurem Elend ein Ende machen."

Bellastra versprach mit Freuden, den Anschlag auszuführen, worauf der Bettler seines Weges ging.

Als es Tag ward, erwartete Bellastra die Ankunft des Zauberers, welche bald erfolgte. Sie redete ihn nun ganz freundlich an und versprach endlich seinen Bitten nachzugeben und seine Gemahlin zu werden. Zur Feier des Verlöbnisses habe sie schon einige Flaschen kalabrischen Weines aus dem Keller heraufholen lassen und wolle sie nun fröhlich mit ihm austrinken. Mattetai hüpfte das Herz vor Freuden, als er die Prinzessin so sprechen hörte; auch war er gar nicht ungehalten darüber, einen guten Trunk von seinem Lieblingswein zu thun. Als aber Bellastra die sechs Flaschen aus einem Schranke nahm, fehlten die Gläser. Sogleich ging Mattetai, Becher zu holen, und diesen Augenblick benutzte Bellastra, um das Gegenmittel einzunehmen. Nun ging alles nach Wunsch. Der Zauberer wunderte sich zwar über die Ausdauer Bellastras beim Zechen, leerte aber selbst Becher auf Becher, bis er im Rausche besinnungslos zu Boden fiel.

Alsbald öffnete Bellastra das Fenster und gab das Zeichen mit einem weißen Tuche. Der lahme Bettler flog die Treppe hinauf und in das Gemach, wo Mattetai auf dem Boden lag. Lameth ließ nun seine Gemahlin abtreten, öffnete dem Zauberer das Oberkleid, zog ihm das Schloß vom Halse ab und drehte schnell den Schlüssel um; die Erdgeister erschienen und fragten freudig nach seinem Begehr. Lameth sagte: „Führet hier den boshaften Zauberer hinweg und werfet ihn in das Meer, wo es am tiefsten ist!" Die Erdgeister verschwanden im Nu mit dem Zauberer, und Lameth berief nun mit Hilfe seines Ringes die Luftgeister, welche auf seinen Befehl den Palast wieder nach Konstantinopel versetzten; ebenso gaben sie Lameth seine vorige Gestalt wieder und schafften die verbannte Dienerschaft herbei.

Nachdem alles geschehen, berief Lameth seine geliebte Bellastra. Als diese in das Zimmer trat, erwartete sie den hinkenden Bettler wiederzufinden, da erblickte sie ihren schönen Gemahl und warf sich ihm in die Arme.

Lameth erzählte ihr, wie alles ergangen sei. Die Diener stürzten herbei, ihren Herrn zu grüßen; ein gutes Nachtmahl ward bereitet; alle waren guter Dinge.

Als Bellastra in der Frühe erwachte, fiel ihr erster Blick zum

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Fenster hinaus auf die Stadt Konstantinopel. Der Sultan aber, der nach seiner Gewohnheit früh aufstand und an das Fenster trat, sah den Palast wieder an der alten Stelle stehen. Außer sich vor Freuden begab er sich hinüber und flog in die Arme seiner Tochter Bellastra, die ihrem Vater alles berichtete und ihren Gemahl von aller Schuld reinigte. Der Sultan schämte sich seiner Übereilung und empfing den zu seiner Begrüßung herbeigeeilten Lameth mit väterlicher Zärtlichkeit. Lameth und Bellastra lebten viele Jahre in Glück und Frieden, und ersterer blieb bis an sein Lebensende ruhiger Besitzer des unschätzbaren Wunderschlosses aus der afrikanischen Höhle Xa Xa.

Doktor Faustus.

(Mit Bild.)

Johannes Faustus, der weitberühmte Schwarzkünstler, ward geboren in der Grafschaft Anhalt, und haben seine Eltern gewohnt in dem Marktflecken Sondwedel; die waren arme, fromme Bauersleute. Er hatte aber einen reichen kinderlosen Vetter zu Wittenberg, der ihn an Kindesstatt auferzog und zur Schule fleißig anhielt; ihn auch später auf die hohe Schule zu Ingolstadt schickte. Hier that sich der junge Faustus in Künsten und Wissenschaften trefflich hervor, so daß er in der Prüfung mit dem Magisterkäppchen geschmückt wurde.

Zu jener Zeit aber, da man noch viel Segen sprechen, Geister beschwören, Teufelsbannen und anderes abergläubisches Thun trieb, beliebte auch solches dem Faustus überaus, der sich von umherschweifenden Zigeunern und anderem übelem Volke in allerlei Zauberkünste einweihen ließ.

Als er nun in diese Dinge ganz versunken war, fiel er von der Theologie ab, legte sich mit Fleiß auf die Arzneikunst, erforschte den Himmelslauf und kam endlich gar auf die Beschwörungen der Geister, welchen er dergestalt nachgrübelte, daß er zuletzt ein ausgemachter Teufels-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

beschwörer wurde. Bei seinen Eltern und seinem Vetter wußte er sich indessen recht schlau zu rechtfertigen, brachte auch von der Universität zu Ingolstadt ein gutes Zeugnis mit, und so war ihm denn der wohlhabende und gutmütige Vetter selbst behilflich, daß er nach dreien Jahren Doktor in der Medizin werden konnte.

Eines Tages nun geht Doktor Faustus aus der Stadt Wittenberg, um einen gelegenen Ort zu finden, wo er seine Teufelsbeschwörungen ins Werk setzen möchte, und findet auch endlich, ungefähr eine halbe Meile von der Stadt, einen Scheideweg, welcher fünf Ausfahrten hatte, dabei auch groß und breit und also ein erwünschter Ort war. Hier verblieb er bis zum Abend, und nachdem er gesehen, daß keine Fuhre mehr oder jemand anders durchging, nahm er einen Holzreifen, machte daran viele wunderseltsame Charaktere und erwartete nun mit Verlangen die Mitternachtszeit, wo der Mond sein hellstes Licht haben würde; kaum aber ist die Zeit herbeigekommen, so beschwört er gleich zum Anfang, in den Reif tretend, den Teufel zum ersten und anderen und dritten Mal. Kaum waren die Worte recht ausgeredet, da sah er alsobald eine feurige Kugel daherkommen, die ging dem Kreise zu mit entsetzlichem Knallen und fuhr gleich darauf mit einem feurigen Strahl in die Luft, worüber der Doktor Faustus sehr erschrak, so daß er auch aus dem Kreise laufen wollte. Weil er jedoch dem Reif entwichen, nicht lebendig heimzukommen meinte, so faßte er wieder Mut und beschwur den Teufel von neuem. Alsbald entstand ein solcher ungestümer Wind und solches Brausen, daß es das Ansehen hatte, als ob alles zu Grunde gehen wollte; kurz darauf sah Faustus gleich einem Schatten ein Gespenst oder einen Geist um den Kreis herumwandern. Mutig beschwor er den Geist: er sollte sich erklären, ob er ihm dienen wollte, oder nicht? Der Geist gab gar bald zur Antwort: er wolle ihm dienen, jedoch mit dieser Bedingung, daß er die Zeit seines Lebens nicht von ihm scheiden werde. Doktor Faustus vergaß auf dieses seines vorigen Schreckens und sprach getrost zu dem Geist: „Wohlan, dieweil du mir dienen willst, so beschwöre ich dich nochmals zum ersten, andern und dritten Mal, daß du morgen in meiner Behausung erscheinen solleſt!“ Dieses sagte der Geist dem Doktor Faustus zu; alsobald zertrat dieser den Zirkel mit Füßen, ging mit Freuden heraus, eilte der Stadtpforte zu und erwartete mit sehnlichem Verlangen den bald ankommenden Tag.

Nun saß er unter tausenderlei verwirrten Gedanken in seinem Stüblein und harrte Stunde auf Stunde auf das Erscheinen des Geistes; aber vergebens. Endlich, da ersiehet er zur Mittagszeit etwas nahebei

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

dem Ofen gleich als einem Schatten hergehen, und dünkte ihm doch, es wäre ein Mensch; daher er denn seine Beschwörung aufs neue anfing. Da ist alsobald der Geist hinter den Ofen gewandert, hat den Kopf als ein Mensch hervorgesteckt und vor dem Doktor Faustus sich wieder und wieder gebückt. Nach einigem Bedenken begehrte Faustus, der Geist sollte hervorkommen. Dieser gehorchte jedoch erst nach wiederholter Beschwörung. Da sah nun Faustus mehr als ihm lieb war, denn die Stube ward in einem Augenblick voller Feuerflammen, die sich hin und wieder ausbreiteten; der Geist hatte zwar einen natürlichen Menschenkopf, aber sein ganzer Leib war zottig, gleich als eines Bären, und mit feurigen Augen blickte er Faustum an, worüber dieser erschrak und ihm befahl, er sollte sich wieder hinter den Ofen ducken, wie er auch that. Darauf sagte Doktor Faustus, der Geist solle ihm nun die Bedingungen nennen, unter denen er ihm dienen wolle. Der Teufel spricht: so er ihm nach vierundzwanzig Jahren Leib und Seele verschreiben und zur Bestätigung den Schuldbrief mit seinem eigenen Blute bekräftigen werde, alsdann wolle er ihn zu einem Manne machen, der alle erdenkliche Lust und Freude genießen, sowie ein Meister in der magischen Kunst sein solle.

Doktor Faustus saß hierüber eine Weile in tiefen Gedanken; endlich aber gab er in Leichtsinn und Gottvergessenheit seine Einwilligung zu dem Teufelsbündnis und schrieb den Vertrag, nachdem er sich eine kleine Ader geöffnet, mit seinem eigenen Blute nieder. Der Teufel nahm solche gräßliche Verschreibung in Empfang und sprach: „Fauste! Ich, als der Fürst dieser Welt, diene persönlich keinem Menschen; aber morgenden Tages will ich dir einen gelehrten und erfahrenen Geist senden, der soll dir die Zeit deines Lebens dienen und gehorsam sein; sollst dich auch vor ihm nicht fürchten und entsetzen, er soll dir in der Gestalt eines grauen Mönchs erscheinen und dienen. Also gehabe dich wohl!“ Hiermit verschwand er. — — —

Doktor Faustus hatte nun mit Hilfe seines Dieners Mephistopheles, der pünktlich erschienen war und sich als kein scheußlicher Teufel, sondern als ein Spiritus familiaris, d. i. ein vertraulicher Geist erwies, gute Tage und herrliches Wohlleben, weil ihm an nichts gemangelt, wonach sein Herz gelüstete; jedoch es konnte unter solcher Zeit nicht fehlen, daß er aus Uberdruß einige Langeweile verspürte, weshalb er zu seinem Vertrauten also sprach: „Wohlan, Mephistophele, da es mir nach meinem Vertrage verboten ist, in der heiligen Schrift zu lesen, so verlange ich von dir das Versprechen, mein Lehrer zu sein, und mir alles dasjenige, wovon ich gern einen Unterricht und Wissenschaft haben

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

möchte, als ein hocherfahrener Geist zu berichten!“ welches ihm denn der Geist treulich zusagte.

Da berichtete ihm denn der Geist ausführlich, zu welcher Klasse von Geistern er selbst gehöre, wie viel der bösen Geister seien, warum der Teufel aus dem Himmel verstoßen worden; er erzählte ihm, wiewohl widerwillig und voll Ingrimm, vom Himmel und den himmlischen Heerscharen, von den Engeln vor Gottes Thron, vom Paradies, dann wieder von der Ordnung der Teufel, von ihrer Hoffnung, dereinst noch selig zu werden, und von der Hölle. Da denn der Geist seine Rede mit den nachdenklichen Worten schloß: „Wenn ich aber ein Mensch geboren wäre, wie du, Fauste, so wollte ich Tag und Nacht meine Hände mit Danksagung gegen Gott im Himmel aufheben, daß er seinen Sohn mit dem menschlichen Fleisch und Blut bekleidet hat, damit er das menschliche Geschlecht von des Teufels Gewalt erlöse. Solcher Erlösung, mein Herr Fauste, bist auch du teilhaftig gewesen, aber nun hast du um deines elenden Ehrgeizes willen solche verscherzet und mußt nun gleicher Verdammnis mit dem Teufel gewärtig sein.“ Auf diese ungescheute Aussage des Geistes schwieg Doktor Faustus und entließ denselben mit einem Handwink. Als er aber des Nachts zu Bette gegangen, klangen ihm die Reden des Geistes unaufhörlich in den Ohren, worüber er seufzte und also mit sich selbst sprach: „Ach, ich elender und verfluchter Mensch! daß ich um eines so kurzen und zeitlichen schwelgerischen Lebens willen mich mit dem Teufel also böslich verbunden habe! Nunmehr aber ist es mit meiner Buße und Reue ohne allen Zweifel zu spät!“

In Wahrheit hatte aber Faustus auch ein herrliches Leben. In einem schönen Hause bewohnte er zwei Säle, dort vernahm man mitten in der Winterszeit den Zusammenklang eines lieblichen Vogelgesanges; die Amsel, die Wachtel schlug fröhlich, die Nachtigall tirilierte unvergleichlich; der Papagei, gegenüberhängend, redete aufs zierlichste; die Zimmer waren mit den schönsten Tapeten behangen, mit herrlichen Gemälden geziert und mit Kostbarkeiten aller Art ausgestattet. Im Vorhofe des anstoßenden Zaubergartens sah man mit Lust indianische Hähne und Hennen, Rebhühner und Haselhühner, Kraniche, Reiher, Schwäne und Störche ohne alle Scheu lustwandeln. Der Garten selbst war ausbündig herrlich, denn da, wiewohl sonst zur Winterszeit in der Stadt alles mit Schnee bedeckt war, sah man nie Winter, sondern immer nur fröhlichen Sommer mit Gewächsen, Laub und Gras und den buntesten Blumen; dazu waren schöne Weinstöcke zu sehen mit mancherlei Trauben behängt, alle schon reif; bunte Tulpen, Nar

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

ziſſen und Roſen blühten und flammten dazwiſchen. An den Mauern des Gartens waren Granaten-, Pomeranzen- und Citronenbäume in Reihen aufgeſtellt. Kirſchen-, Birnen- und Äpfelbäume ſtanden bunt durcheinander wie ein Wald, und alle hingen immer voll Früchte. Zu oberſt im Hauſe ſtand ein ſchmuckes Taubenhaus, darin flogen Tauben aller Art und von den ſeltenſten Farben; unten aber vor einem Stalle an der Einfahrt lag des Doktor Fauſtus großer Zauberhund, der ihm, wenn er aus dem Hauſe ging, nicht von der Seite wich. Sein Name war Präſtigiar oder Hexenmeiſter; der hatte Augen ganz feuerrot und ſchwarzes, zottiges Haar; wenn ihm aber ſein Herr über den Rücken fuhr, verwandelte ſich ſeine Farbe.

Nun laſſet euch aber auch eins um das andere von den luſtigen Stücken und Teufeleien erzählen, die der Erzſchwarzkünſtler Doktor Fauſtus mit Hilfe ſeines Geiſtes Mephiſtopheles da und dort in der Welt ausübte.

Einmal fehlte es ihm an Geld zu ſeinen Schwelgereien, und um dasſelbe zu erlangen, wollte er ein Stücklein ſeiner Kunſt ſeine guten Freunde ſehen laſſen. Er verfügte ſich daher mit ihnen zu einem ſehr reichen Juden, und begehrte von ihm ſechzig Thaler auf einen Monat lang, die wolle er ihm alsdann mit Dank wiederum bezahlen, oder aber ſollte er ihm ein Bein ſtatt des Unterpfandes abnehmen; und ſo lieh ihm denn der Jud — nachdem er die anderen Anweſenden zu Zeugen angerufen — die Summe.

Als nun die Zeit bereits verfloſſen, und der Jude, der nichts Gutes ahnte, ſich in Doktor Fauſtus Behauſung verfügte, allda ſein Geld ſamt den Zinſen zu holen, empfing ihn dieſer überaus freundlich und ſprach zu ihm: „Lieber Mauſchel, ich bin jetzt nicht bei Geld, und weiß dich auch ſobald nicht zu bezahlen; willſt du alſo nicht länger borgen, ſo magſt du dich an dein Unterpfand halten, und hiermit haſt du deinen Beſcheid.“ Der Jude, ganz raſend, dachte: „Ich habe wohl ſchon ein mehreres als ſechzig Thaler auf einmal verloren!“ wollte ſich auch kurzweg an ſein Unterpfand halten und den Fuß haben; er ſtellte ſich aber nur ſo, um den Doktor Fauſtus einen nicht geringen Schrecken einzujagen.

Aber was geſchieht? Fauſt thut, als wäre ihm bei der Sache ganz gleichgiltig, nimmt eine Säge, giebt ſie dem Juden und ſpricht: er ſollte nun in Henkers Namen ſein Unterpfand hinnehmen, jedoch mit dieſer ausdrücklichen Bedingung, daß ihm der Fuß, ſobald er die

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Summe würde entrichten wollen, wiederum müsse zugestellt werden, welches nicht allein der Jude ihm zusagte, sondern stracks als ein rechter Christenfeind den Fuß absägte, das Blut mit einer aufgelegten Salbe stopfte, den guten Faustus aber, seiner Meinung nach halbtot hinter sich ließ. Der Jude zog mit dem Fuß fort, dachte aber unterwegs, derselbe könnte ihm noch teuer genug zu stehen kommen, wenn Doktor Faust deswegen sterben sollte, deshalb warf er den Stummel, als er über eine Brücke schritt, in ein fließendes Wasser und zog seines Weges.

Mittlerweile, als es dem Doktor Faust Zeit dünkte, sein Unterpfand einzulösen, beruft dieser den Juden durch etliche befreundete Studenten, wie auch zwei Gerichtsdiener in seine Behausung auf einen bestimmten Tag, wo er seinem Gläubiger seine Schuld abstatten wollte. Wer erschrak mehr als der Jude, da er diese unverhoffte Nachricht empfing, und noch viel mehr, als er mit Gewalt mitzugehen gezwungen ward. Faust aber stellte sich bei des Juden Ankunft sehr ungeduldig, daß derselbe mit dem Fuß so lange ausgeblieben wäre. Der Jude, weil er das Unterpfand nicht mehr herbeischaffen konnte (wie dem Faustus keineswegs verborgen war), erbot sich in seiner großen Angst, er wolle der Schuldforderung nicht mehr gedenken, sondern sie als bezahlt ansehen, nur sollten sie ihm das Unterpfand erlassen. Damit machte sich der Jude bald zur Thür hinaus und war froh, daß er so gut davongekommen. Faust indessen stand wohlbehalten und mit beiden Beinen vom Bett auf, machte sich mit den Studenten nach seiner Weise mit des Juden Geld recht lustig, und alle konnten über den Possen, den Doktor Faust dem Juden angethan, nicht genug lachen.

Gleicherweise spielte Faust auch bald nachher einem Roßtäuscher auf einem Jahrmarkte mit, indem er sich durch seine Kunst ein schönes lichtbraunes Pferd zurichtete, mit welchem er auf den Markt geritten kam. Schnell befanden sich zu dem stattlichen Tiere eine Menge Käufer, die einander den Preis hinauftrieben, bis zuletzt Doktor Faust das Pferd für 40 Gulden verkaufte. Ehe er aber das Geld an sich nahm, bittet er den Roßtäuscher, er sollte das Pferd unter zweien Tagen nicht in die Schwemme reiten, welches ihm jener auch, ohne Arges dabei zu denken, versprach und davonritt. Unterwegs aber, da er an ein fließendes Wasser kam, fällt dem Roßtäuscher ein, was doch sein Verkäufer mit seiner Bitte möchte gemeint haben; wollte es demnach zum Trotz mit der Schwemme versuchen und also den nächsten Weg

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

durchs Wasser fortreiten. Als er nun aber in die Mitte des Wassers kam, siehe, da verschwand das Pferd, der Roßtäuscher aber saß auf einem Bündel Stroh, und hätte es leicht geschehen können, er wäre in Gefahr geraten.

Der Mann, der vor Erstaunen und Schrecken nicht gewußt, was er that, nachdem er aus dem Wasser gewatet, läuft spornstreichs in den Flecken und nach dem Wirtshause, wo vorher sein Verkäufer gesessen, zur Zeit aber eben auf der Bank lag und that, als ob er fest schliefe. Der Roßtäuscher, ganz ergrimmt, da er Fausten also liegen sieht, erwischt ihn beim Fuß und wollte ihn von der Bank herabziehen, damit er ihm sein Geld wiedergebe. Da aber ging jenem der Schenkel gar aus, und fiel der Roßtäuscher mit demselben rücklings in die Stube, darauf denn Doktor Faustus Zetermordio zu schreien anfing, daß die Leute herbeiliefen; der Roßtäuscher aber rannte Hals über Kopf davon, nicht anders meinend, als er hätte dem Faust den Fuß ausgerissen.

Es studierten damals zu Wittenberg einige polnische Herren von Adel, welche mit Doktor Faust viel umgingen und ihn zur Zeit der Leipziger Messe einmal baten, er wolle doch mit seiner Kunst soviel zu Wege bringen, daß sie dahin gelangen möchten. Doktor Faust zeigte sich bereitwillig und schaffte durch seine Kunst, daß des anderen Tages vor der Stadt draußen ein mit vier Pferden bespannter Wagen stand, auf welchem sie auffaßen und noch vor Abend zu ihrer großen Verwunderung in Leipzig ankamen.

Folgenden Tages besahen sie die Stadt, dabei nahmen sie wahr, daß in einem Weinkeller die Knechte ein schweres Faß Wein aus dem Keller heraufschroten wollten, solches aber trotz aller Anstrengung nicht vermochten. Doktor Faustus und seine Gesellen sahen eine Weile zu. Dann sprach ersterer spöttisch zu den Knechten: „Wie stellet ihr euch doch so läppisch zu eurer Arbeit an, die wohl ein geschickter Mann allein verrichten könnte!“ Solche Rede vernahm der herzugetretene Herr des Weinkellers und spricht halbzornig: „Wohlan, derjenige Riese, welcher das Faß allein wird heraufbringen, dessen soll es sein!“ Doktor Faustus aber war nicht säumig, ging hinab in den Keller, setzte sich rittlings auf das Faß und ritt dasselbe, so zu reden, zu jedermanns Verwunderung herauf. Hierüber erschrak der Weinherr über die Maßen und ließ das Faß mit Wein stillschweigend dem Doktor Faustus verabfolgen, der es nach seinem Wirtshaus zu schaffen befahl und mit seinen guten Freunden lachend leerte.

---

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Einst wurde zu Wittenberg bei einer fröhlichen Gesellschaft von einem Studenten des vortrefflichen Dichters Homer Erwähnung gethan, welcher von vielen berühmten griechischen Helden und deren Thaten erzählt, namentlich vom Menelaus, Achilles, Hektor, Priamus, Paris, Ulysses, Agamemnon und Ajax. Alsbald erbot sich Doktor Faustus, die oben aufgeführten Helden in ihrer eigenen Person vorzuführen. Als nun am anderen Tage alle im Hörsaal versammelt waren, fing Faust also an zu reden: „Lieben Freunde, weil ihr ein großes Verlangen traget, die trojanischen Kriegshelden anzuschauen, so soll euch solches gewährt werden; nur daß keiner ein Wort rede, oder jemand zu fragen begehre;“ welches sie ihm auch sofort zusagten. Darauf klopfte Doktor Faust mit dem Finger an die Wand, alsobald traten jene griechischen Helden in ihrer grauen, zu jener Zeit üblichen Rüstung einer nach dem andern in den Hörsaal herein, sahen sich zur Rechten und Linken mit halbzornigen und strahlenden Augen um, schüttelten die Köpfe und gingen wiederum wie zuvor nacheinander zur Thüre hinaus.

Doktor Faust wollte es dabei nicht bewenden lassen, sondern noch einen kleinen Schrecken hinzufügen, und klopfte deshalb noch einmal; bald that sich die Thür auf, zu welcher halb gebückt der ungeheure Riese Polyphemus eintrat, der an der Stirn nur ein Auge hatte, mit einem langen, zottigen, feuerroten Bart, der war so grausam und schrecklich anzusehen, daß ihnen allen miteinander die Haare zu Berge standen; worüber denn Doktor Faust genug lachte. Auch wollte er seine Zuschauer noch mehr ängstigen und schaffte, daß, als Polyphemus wiederum wollte zur Thür hinausgehen, er sich zuvor noch einmal umsah mit seinem erschrecklichen Gesichte und sich nicht anders gebärdete, als wollte er nach etlichen greifen, stieß zugleich mit seinem großen, ungeheuern Spieß wider den Erdboden, daß das ganze Gemach zu schüttern begann. Doktor Faustus aber winkte ihm mit dem Finger, da trat er auch hinaus, und so hatte denn Faust seine Zusage erfüllt. Die Studenten waren es alle wohl zufrieden; doch hatten sie genug und begehrten für die Zukunft keine solche Vorstellung mehr von ihm.

Ein Stadtjunker zu Erfurt beging damals seinen Namenstag und hatte dazu seine Gönner und guten Freunde, darunter auch den Doktor Faustus berufen. Dieser aber konnte nicht gegenwärtig sein, da er gerade nach Prag verreist war. Wie nun die Gesellschaft bis in die späte Nacht recht lustig beisammen war, wünschten sie sämtlich nichts mehr, als daß ihr guter Freund Faustus auch dabei wäre.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Während sie noch so hin und her redeten, siehe da pochte jemand stark an die Hausthür. Der Junker geht an das Fenster, zu schauen, wer da wäre; da stieg eben Doktor Faustus von seinem Pferde ab, das ein Knecht sogleich in den Stall führte. Faust wurde von allen Gästen aufs freundlichste empfangen und sprach nach der ersten Begrüßung: „Weil mich die Herren so sehr herbeigewünscht, mich auch öfters mit Namen gerufen haben, so wollte ich ihnen willfahren, und bin allhier erschienen, wiewohl ich nicht lange verbleiben kann, sondern bei anbrechendem Tage wiederum zu Prag sein muß!“ Darüber wunderten sich alle nicht wenig, waren jedoch fröhlich und guten Mutes, darunter nicht zum wenigsten der Doktor Faust, der schnell mit einer Kurzweil bei der Hand war. Deswegen spricht er zu den Gästen: ob sie nicht auch mal von fremden und ausländischen Weinen einen Trunk versuchen möchten, es wäre gleich Rheinwein, Malvasier, Spanischer oder Franzwein, worauf sie bald mit lachendem Munde sprachen: „Ja, ja, sie sind alle gut.“ Zur Stunde fordert Doktor Faustus von dem Diener einen Bohrer, fängt an auf die Seiten des Tischblattes vier Löcher nacheinander zu bohren, verstopft solche mit vier Zäpflein und hieß alsdann ein paar Gläser schwenken und herbringen; da diese gebracht waren, ziehet er ein Zäpflein nach dem andern aus: da sprangen die genannten Weine heraus in die Gläser, dessen sich die Gäste höchlich verwunderten, lachten und waren recht guter Dinge, versuchten auch die Weine mit großer Begierde. Mit solcher Kurzweil brachten sie die Nacht hin, daß der frühe Morgen bald begann anzubrechen, da that Faustus Pferd, welches eigentlich sein Geist Mephistopheles war, einen hellen, lauten Schrei, daß man es in dem ganzen Hause hören mochte. „Nun,“ sagte alsbald Faust, „ich bin citiert; ich muß fort!“ und nahm seinen Abschied von ihnen allen. Die Gäste gaben ihm das Geleit bis zur Hausthür, wo er sich auf sein Pferd setzte und bis zum Stadtthor ritt, das noch nicht geöffnet war; dessenungeachtet schwang sich sein Pferd in die Luft, daß, die ihm nachsahen, ihn bald aus dem Gesichte verloren; Faust aber kam noch bei frühem Tag in der Stadt Prag an.

Einst reisten einige Kaufleute mit Doktor Faust hinab gen Frankfurt auf die Messe und kehrten unterwegs in einem Bergschlosse ein, auf dem ein Vetter des einen Kaufmanns als Vogt hauste. Dort blieben sie über Nacht, wurden sehr wohl aufgenommen und nahmen erst anderen Nachmittags Abschied, da ein Gewitter ihr Fortkommen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

beschwerte. Nachdem dasselbe vorübergezogen, stand ein schöner Regenbogen am Himmel. Da Doktor Faustus das wahrnahm, ging er zum Fenster, sah hinaus und sagte: „Was soll es gelten, ich will mit meiner Hand diesen Regenbogen ergreifen?“ Die andern, denen die Kunst Doktor Faustus nicht so gar bekannt war, liefen sämtlich vom Tisch, diesem unmöglichen Ding zuzusehen. Da streckte Doktor Faustus seine Hand aus, und siehe, der Regenbogen ging gegen das Schloß zu, langsam bis an das Fenster; so daß er den Regenbogen mit der Hand augenscheinlich faßte und gleichsam hielt. Er sagte auch darauf, so die Herren möchten zusehen, so wollte er auf diesen Regenbogen sitzen und davonfahren; aber sie wollten nicht und verbaten es sich. Zur Stund zog Faust die Hand ab, da schwebte der Regenbogen hinweg und stand wiederum wie zuvor an seinem Ort.

Als Doktor Faustus eines Tages sich im Freien mit Spazierengehen erlustigt hatte und wieder in die Stadt zurückkehren wollte, ward er gleich hinter sich eines Bauern gewahr, der mit einem leeren Wagen mit vier Pferden bespannt gleichfalls der Stadt zufahren wollte. Diesen sprach Doktor Faust mit guten Worten an, er solle ihn auf den Wagen sitzen lassen, und ihn, weil er sehr müde wäre, bis an das Stadtthor führen. Der Bauer aber schlug es rund und auf grobe Weise ab. Wiewohl dem Doktor Faust seine Bitte nicht Ernst gewesen war, so verdroß ihn doch die unbillige Antwort des Bauern, und er dachte bei sich selbst: „Warte, du grober Esel, ich will dich mit gleicher Münze bezahlen!“ Alsobald spricht er etliche Worte, da sprangen die vier Räder zugleich vom Wagen und fuhren zusehends in die Luft hinweg; gleichermaßen fielen auch die Pferde nieder, als wären sie vom Blitz getroffen worden, und regten sich nicht mehr. Als der Bauer dies sah, erschrak er, wie leicht zu glauben, von Herzen, weinte und bat mit aufgehobenen Händen den Doktor Faust, er solle ihm Gnade erweisen und seine Barschheit verzeihen. Faust sprach: „Diesmal, grober Gesell, will ich deiner verschonen!“

Zugleich nahm er ein wenig Staub von der Straße, warf ihn auf die Pferde, und alsobald richteten sich diese wieder auf. „Damit du,“ fuhr Doktor Faust fort, „nicht gar leer ausgehst und ein Andenken an diese Stunde haben mögest, so gehe, um deine Räder wieder zu bekommen, der Stadt zu, bei den vier Thoren wirst du ein jegliches Rad finden und antreffen!“ Der Bauer brachte also den halben Tag zu, bis er seine Räder wieder bekam.

---

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Als Doktor Faust einst wieder auf Wittenberg zureiste, kam er auf den Abend unterwegs in ein Wirtshaus, wo er verschiedene andere Reisende antraf. Da sie nun zu Nacht gespeist und dem Weine reichlich zugesprochen hatten, stand der Wirtsjunge jederzeit hinter Doktor Faust und schenkte ihm aus Mutwillen das Glas stets ganz voll ein, womit denn Doktor Faustus nicht zufrieden war, vielmehr ihm drohete, wenn er es noch einmal thun würde, so wollte er ihn mit Haut und Haar fressen. Da nun der Junge seiner spottete und sagte: „Jawohl, fressen!“ und ihm darauf abermal zu voll einschenkte, sperrte Faust seinen Mund auf und schluckte ihn, zum Erstaunen aller, die an dem Tische waren, hinunter. Der Wirt, der indessen abwesend gewesen, und mit Schrecken das Abenteuer vernahm, eilte herzu und bat den Doktor Faust ernstlich, er solle ihm seinen Jungen wieder herschaffen. Da sagte Faust ganz ruhig: „Herr Wirt, gebt Euch zufrieden, und sehet hinter den Ofen!“ Da fand man dort in dem Schwenknapf den Jungen pudelnaß, voller Schrecken und Zittern, worüber denn die ganze Gesellschaft herzlich lachen mußte.

Um diese Zeit geschah es, daß Doktor Faust zu besserer Betreibung seines Zauberhandwerks sich einen Famulus beigesellte. Es kam nämlich zur rauhen Winterszeit ein junger Schüler vor Fausts Behausung, der sang nach dem Gebrauch jener Zeit das Responsorium; diesem hörte Faust eine Weile zu, und weil er sah, daß der arme Mensch übel gekleidet und sonst erfroren war, erbarmte er sich seiner, nahm ihn zu einem Famulus an und gewann ihn später sehr lieb, weil jener ganz verschwiegen war und keine Schalkheit seines Herrn offenbarte. Deswegen ließ ihn Faust einst seinen Geist in der gewöhnlichen Mönchsgestalt sehen, worüber jener nicht erschrak, sondern die Erscheinung bald gewohnt wurde. — — —

Einst besuchte Doktor Faustus wieder mit einigen Studenten die Leipziger Messe. Es kam aber eben damals auch daselbst aus Rom ein Kardinal, Namens Campegius, an, dem erwies der Magistrat der Stadt alle Ehre! Dieser fuhr anderen Morgens mit seinem Gefolge aus der Stadt an einen nahegelegenen Vergnügungsort, und weil nun Faust solches erfuhr, ging er mit seinen Freunden auch dahin, um vor dem Kardinal seine Kunst zu zeigen. So sprach er denn zu seinen Gesellen: „Liebe Herren, in Ermangelung anderer Kurzweil will ich diesem Fürsten zu Ehren eine sonderbare Jagd anstellen; ihr aber bleibet allhier stehen und sehet zu!“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Bald darauf zog sein Mephistopheles daher, von vielen Hunden begleitet, worauf Doktor Faustus sein Hörnlein ansetzte und blies. Zur Stunde sah man in der Luft bald einen Fuchs, bald einen Hasen daherfahren, welchen dann beide gleichfalls in der Luft, Mephistopheles mit den Hunden, Faust aber mit seinem Horn immer nachfolgten. Die Hunde ängstigten und trieben die Füchse und Hasen bald so weit in die Höhe, daß man sie kaum mehr sehen konnte, bald kamen sie wieder herab, und hatte der Kardinal, der ohnehin dem Jagen sehr ergeben war, darüber eine herzliche Freude. Dies währte fast eine Stunde; alsdann verschwanden die Jäger, die Hunde, die Füchse, die Hasen, und Doktor Faust fuhr wie aus der Luft herab an den Ort, wo seine Gesellen standen und zuschauten. Dies sah auch der Kardinal, ließ einen seiner Diener dahineilen und Faust zu sich entbieten. Als dieser erschienen war, empfing ihn der Kardinal überaus gnädig und versprach ihm, wenn er mit ihm nach Rom kommen wolle, daß er ihn dort zu einer hohen Würde befördern werde, denn er gedachte sich seiner als eines Wahrsagers zu bedienen. Faust aber bedankte sich höflich und setzte stolz hinzu: er habe Hoheit genug, denn ihm sei der Fürst der Welt unterthänig. Und damit nahm er Abschied von dem Kardinal.

Der Kaiser Maximilian kam auf einige Zeit mit seiner ganzen Hofhaltung nach Innsbruck, willens, einige Wochen dort zu verweilen. Weil nun Doktor Faustus auch dazumal seiner Kunst wegen bei Hof sich aufhielt, begehrte einsmals der Kaiser bei Gelegenheit eines kostbaren Bankettes, welches er einigen fremden Gesandten zu Ehren gab, und wobei auch viele Damen zugegen waren, eine Probe seiner Kunst. Faust war nicht säumig und brachte es durch seine Zauberei alsbald dahin, daß in den großen Saal dem Ansehen nach ein Gewölk hineinrauschte, etwas trübe, gleich als wenn es bald regnen wollte. Gleich darauf aber trennte sich dieses Gewölk, mit Weiß und Blau gemischt, also daß es herrlich anzusehen war. Der Himmel stand da ganz blau, und ließen sich die Sterne daran in voller Klarheit sehen, auch nahm man den Mond in vollem Scheine wahr; etwa eine Viertelstunde hernach überlief das Gewölk wieder, und die Sonne that einen starken Blitz, daß sich alle versammelten Gäste bekreuzten, bald aber einen schönen farbigen Regenbogen der kaiserlichen Tafel zuschweben sahen, der jedoch bald wieder verging. Als nun Doktor Faustus sah, daß bereits der Kaiser und mit ihm die vornehmsten Herren von der Tafel

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

aufgestanden waren, die Damen aber, sowie die Edelknaben, welche jene bedient hatten, sich noch etwas aufhielten, siehe da überlief das Gewölk durch einen starken Wind abermals und erschien sehr trübe, wobei es denn bald anfing zu blitzen und zu donnern, ja zu hageln und stark zu regnen, so daß alle, die in dem Saal zugegen waren, davonlaufen mußten. Alsobald wurde dieses Abenteuer dem Kaiser berichtet, der wohl merkte, daß das Wetter nur ein durch die Kunst des Doktor Faust zugerichtetes gewesen war. Und so hatte er ein besonderes Wohlgefallen an dieser Kurzweil.

Als einst die erfreuliche Fastnachtszeit herbeigekommen war, berief Doktor Faust etliche Studenten, bewirtete sie auf das beste, und dieses währte bis in die Nacht hinein. Obwohl nun kein Mangel an irgend einem Getränke war, gelüstete es doch den Doktor Faust, eine lustige Fahrt anzustellen, und weil ihm bekannt war, daß der Keller des Bischofs zu Salzburg mit den herrlichsten Weinen versehen sei, richtete er seine Gedanken gleich dahin und eröffnete sein Vorhaben den anderen, mit der Bitte, sie sollten mit ihm in jenen Keller fahren, er wolle ihnen für alle Gefahr gutstehen.

Die Herren Studenten ließen sich leichtlich zu der Fahrt bereden. Alsobald führt sie Doktor Faustus hinab in seinen Garten, nimmt eine Leiter, setzt einen jeglichen auf eine Sprosse und fuhr also mit ihnen davon. Um Mitternacht kamen sie in dem bischöflichen Keller zu Salzburg an, wo sie sogleich ein Licht anzündeten und ungehindert die besten Weine auszapften und versuchten. Als sie nun bereits über eine Stunde lustig und guten Mutes waren, siehe da kommt der Kellermeister, eröffnet, ohne Arges zu denken, die Thür des Kellers und will sich noch einen Schlaftrunk holen. So findet er die fremden Bursche zechend. Es war nun beiderseits Entsetzen und Furcht; der Kellermeister jedoch faßte zuletzt Mut und schalt sie Diebe, denen ihr Lohn bald werden sollte. Dieses verdroß nun den Doktor Faust gar sehr; er ermahnte daher seine Gesellen zum eiligen Aufbruch und befahl, es sollte ein jeder die Leiter ergreifen; er aber nahm den Kellermeister beim Schopf und fuhr mit allen zugleich davon. Als sie kurz darauf über einen Wald hinflogen, ersah Doktor Faust einen hohen Tannenbaum und setzte den vor Furcht und Schrecken halbtoten Kellermeister auf die Spitze desselben; er selbst aber kam mit seinen Gesellen wieder nach Hause, wo sie denn erst recht zechten, bis der Morgen graute.

Wie dem guten Kellermeister indessen während der Nacht auf

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

seinem Baum müsse zu Mut gewesen sein, ist leichtlich zu erraten. Als ihm endlich der sehnlich verlangte Morgen anbrach, kletterte er von dem hohen Stamme herab und begab sich nach der Stadt zurück, wo er klugerweise gegen jedermann Stillschweigen über sein Abenteuer beobachtete, denn er besorgte, für all seinen Schrecken zu guter Letzt noch ausgelacht zu werden.

Es verfügten sich die genannten Studenten in der Fastnacht am Dienstag abermals in des Doktor Fausts Behausung und hatten sich vorgenommen, den Abend in aller erdenklichen Kurzweil zuzubringen. Faust war geradezu bereit, die Gemüter seiner Gäste zu erlustigen, setzte aber zuerst einen schönen gebratenen Kalbskopf auf den Tisch und bat einen der Studenten, solchen zu zerlegen. Als nun dieser das Messer ansetzte, fing der Kalbskopf mit lauter Stimme an zu rufen: „Mordio, Helfio, Auweh, was hab ich dir gethan!“ daß die Studenten recht von Herzen darüber erschraken; weil sie aber sahen, daß Doktor Faust schier vor Lachen ersticken wollte, lachten sie zum Schluß auch mit.

Alsdann hörten sie in der Stube allerhand musikalische Instrumente, ohne jedoch solche zu sehen. Wenn also die Violine etwa einen lustigen Tanz machte, da sprangen und hüpften die Gläser und Becher auf dem Tisch, und so einer oder der andere den Becher, damit der Wein nicht verschüttet würde, mit der Hand festhalten wollte, mußte er auch mithüpfen, so daß ein großes Gelächter entstand. Nach solchem Scherze ließ Faust einen Haushahn im Hofe fangen, den stellte er auf den Tisch; als er ihm aber zu trinken gab, hub er an, ganz natürlich zu pfeifen und Tänze zu machen. Zum dritten richtete er wieder eine Kurzweil an und legte eine Harfe auf den Tisch; da kam ein alter Affe in die Stube herein, der machte viel gute Possen darauf und tanzte dazu sehr zierlich.

Weil nun mit solchen und anderen Späßen etliche Stunden verlaufen waren, so verspürten etliche Gäste wiederum Hunger, und namentlich gelüstete es sie nach einem Gericht Krammetsvögel. Da nahm Doktor Faust eine Stange, hielt sie zum Fenster hinaus und pfiff zugleich auf eine sonderbare Weise. Alsbald kamen viele Drosseln und Krammetsvögel hergeflogen, welche auf die Stange saßen, und die mußten bleiben. Diese nahm er denn herein, und die Studenten halfen solche rupfen, der Famulus aber briet sie.

Als am folgenden Tag, dem Aschermittwoch, Doktor Faust noch immer seine Fastnacht hielt, und die Studenten wieder bei einander versammelt waren, bewirtete er sie wiederum köstlich, fing auch seine

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Gaukelei von neuem an, und so kamen in die Stube herein dreizehn Affen, die sprangen immer einer auf den anderen, und tanzten wunderbarlich in einer Reihe um den Tisch herum, dann sprangen sie zum Fenster hinaus und verschwanden.

Weil aber gerade damals ein dicker Schnee lag, rüstete Doktor Faust mit Zauber einen schönen großen Schlitten zu, der hatte eine Gestalt wie ein Drache, auf dessen Haupt saß Faust selber, und mitten innen die Studenten. Dabei waren vier Affen, auf dem Schwanz des Drachen sitzend, die gaukelten aufeinander, ganz lustig anzusehen, unter welchen einer auf der Schalmei pfiff. Der Schlitten aber lief von sich selbst, wohin sie wollten; dies währte lang in die Nacht hinein, mit solchem Klappern, daß einer vor dem andern nicht hören konnte, und sie gedachten sämtlich, sie hätten in der Luft gewandelt.

Oben ist erzählt worden, wie Doktor Faustus einen jungen Menschen, der damals um Brot sang, jedoch einen verschmitzten Kopf hatte, mit Namen Christoph Wagner, zu einem Famulus angenommen, dem er auch, weil er seine Verschwiegenheit mehr als einmal erfahren, seine meisten heimlichen Sachen, Schriften und Bücher anvertraute; und weil jener sich wohl in seinen Herrn zu schicken wußte, ja zu dieser und jener Schalkheit treulich half, hat ihn sein Herr sehr geliebt und ihn als seinen Sohn gehalten.

Als sich nun die Zeit mit dem Doktor Faust ändern wollte, weil bald das vierundzwanzigste Jahr seiner Verschreibung zu Ende ging, berief er einen Notarius, daneben etliche gute Freunde und vermachte in deren Gegenwart seinem Famulus Wagner Haus und Garten, dazu seine sonstige Habe. Nachdem nun das Testament aufgerichtet worden, berief er nochmals seinen Famulus zu sich, hielt ihm vor, wie er ihn in seinem Testament wohl bedacht hätte, weil er sich in seinem Dienste gut gehalten und sonderlich seines Herrn Heimlichkeiten nicht geoffenbaret. Jedoch solle er noch überdies von ihm etwas erbitten, er wolle es ihm gewiß nicht abschlagen. Da begehrte der Famulus, seines Herrn Kunst und Geschicklichkeit zu erlernen. Darauf antwortete Doktor Faustus: „Wohlan', lieber Sohn, ich habe viele Bücher und Schriften, die ich mit Mühe und großem Fleiß zusammengebracht, diese nimm in acht und studiere fleißig darin, so wirst du außer allem Zweifel das lernen, was ich gekonnt und geleistet habe. Darnach sollst du, mein lieber Sohn, wissen, weil meine versprochenen vierundzwanzig Jahre binnen kurzem werden zu Ende gelaufen sein, daß alsdann mein

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Geist Mephistopheles mir weiter zu dienen nicht schuldig ist; deshalb kann ich auch dir solchen nicht verschaffen, wie gern ich es thäte; jedoch will ich dir einen anderen Geist zuordnen: halte dich nur nach meinem Tode fein bescheiden, sei verschwiegen und still, und ob man schon bei dir meine hinterlassenen Zauberbücher und Schriften von Obrigkeit wegen suchen wollte, so werden doch alle diejenigen, die solche zu suchen gesendet werden, also verblendet werden, daß sie deren keines nimmer finden."

Nach dreien Tagen fragte Doktor Faust seinen Famulus, den Wagner, ob er noch willens wäre, einen Geist zu haben, der um und bei ihm wohnen sollte und in welch einer Gestalt er ihn gern haben möchte? Wagner antwortete hierauf mit Ja: „mein Verlangen," spricht er, „ist nach einem seltsamen und unbetrüglichen Geist; auch daß er die Gestalt eines Affen an sich haben möchte." — „Wohlan," sprach Doktor Faustus, „so sollst du denn bald sehen!"

Zur Stund erschien ein Affe mittlerer Größe, der sprang behende zur Stube herein. Da sprach Doktor Faust zu dem Famulus: „Siehe, hier hast du ihn, nimm ihn hin, doch wird er dir erst nach meinem Tode recht zu Willen werden. Gieb ihm den Namen Auerhahn, denn also heißet er. Daneben bitte ich dich, daß du meine Kunst, Thaten und wunderliche Abenteuer, die ich bisher getrieben, wollest fleißig aufzeichnen, sie zusammenschreiben und in eine Historie bringen, dazu denn dir dein Geist Auerhahn treulich helfen wird."

Das Stundenglas hatte sich nunmehr umgewendet, war ausgelaufen, die bestimmten vierundzwanzig Jahre Doktor Fausts, oder die Endschaft seiner Verschreibung war nun am nächsten. Über dieser Rechnung brach ihm der bittere Angstschweiß aus und war ihm alle Stund und Augenblick gleich als einem Mörder, welcher der Strafe des Todes, die ihm bereits in dem Gefängnis ist angekündigt worden, gewärtig sein muß. Indem er nun solches beherzigte, gehet seine Stubenthür auf, und tritt herein Lucifer in selbsteigener Person, so ganz schwarz und zottig, gleich als ein Bär, der zeigte ihm seine Handschrift, darin er ihm mit seinem eigenen Blut seinen Leib und seine Seele verschrieben hatte, erhub seine gräßliche Stimme und sprach zu ihm: „Faust, du weißt dich wohl noch zu erinnern, wie verstockt, ehrgeizig, gottvergessen du im Anfang gewesen bist, hast dich an Gottes Gaben auch nicht lassen begnügen, sondern bist eben hinausgefahren, und hast uns keine Ruhe gelassen, bis du mich beschworest, dir in

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

allem zu Willen zu sein. Da mußt du nun selbst sagen und bekennen, daß deine Begehren dir durch mich reichlich sei erfüllt worden: ich bin dir in aller Gefährlichkeit beigestanden, du hast mehr gesehen und erfahren, denn je einer erfahren hat. Weil nun aber deine bestimmte Zeit der vierundzwanzig Jahre um ist, so kündige ich dir jetzt meinen Dienst auf; halte du mir nun auch treulich, was du mir versprochen hast. Dein Leib und Seele ist jetzt mein, darin gieb dich nur willig, und ob du schon wolltest hierüber unwillig werden, so beschwerest und kränkest du nur dein Herz desto mehr. Und so lade ich dich denn vor das Gericht Gottes, da gieb du Rede und Antwort, weil ich an deiner Verdammnis nicht schuld habe, und wenn morgen zur Nacht deine bestimmte Zeit sich wird verlaufen haben, so will ich mein verschriebenes Unterpfand holen und dich hinwegführen." Nach diesen schlimmen Worten verschwand der Teufel.

Wie dem Doktor Faust hierüber müsse zu Mute gewesen sein, läßt sich leichtlich denken; es kam das Bereuen, Zittern, Zagen und seines Herzens Bangigkeit mit aller Macht über ihn, er wandte sich hin und her, klagte sich selbst an ohne Unterlaß wegen seines abscheulichen und greulichen Thuns, weinte, schrie und grämte sich die ganze Nacht über. In solchem erbärmlichen Zustand erschien ihm sein bisheriger Geist Mephistopheles zur Mitternachtszeit, sprach ihm freundlich zu, tröstete ihn und sagte: „Mein Fauste, sei doch nicht so kleinmütig, daß du von hinnen fahren mußt; gedenke doch, daß du doch ohne das sterben müßtest, es sei über kurz oder über lang; und ob du schon als ein Verdammter stirbst, so bist du es doch nicht allein; gedenke an die Heiden, Türken und alle Gottlosen, die in gleicher Verdammnis mit dir sind. Sei beherzt und unverzagt, denke doch an die Verheißung unseres Obersten, der dir versprochen hat, daß du nicht leiden solltest in der Hölle wie die anderen Verdammten." Mit solchen und anderen Worten wollte der Geist ihn beherzt machen und ihn etwas aufrichten. Da nun Doktor Faustus sah, daß es nicht anders sein konnte, und daß der Teufel sicher sein Unterpfand nicht würde fahren lassen, sondern auf die folgende Nacht es gewiß holen, stehet er früh morgens auf, spazieret etwas vor die Stadt hinaus, und nach Verlauf von etwa anderthalb Stunden, nachdem er wieder nach Haus gekommen, befiehlt er seinem Famulus, daß er die Studenten, ehedem seine vertrauten Freunde, noch einmal zu ihm in das Haus berufen sollte, er hätte ihnen etwas Notwendiges anzukünden.

Als die Studenten bereitwillig angekommen waren, bat er sie, daß sie sich doch sämtlich wollten gefallen lassen, mit ihm noch einmal in

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

das Dorf Riemlich, welches nahe bei Wittenberg gelegen ist, zu spazieren, denn daselbst wolle er sich mit ihnen lustig erzeigen, welches er etliche Zeit bisher unterlassen hätte.

Die Studenten waren dies wohl zufrieden und spazierten miteinander dahin, hatten unterwegs allerlei Gespräche, und nachdem sie daselbst angelangt, ließ Doktor Faust ein gutes Mahl zurichten, versuchte auch möglichst fröhlich mit ihnen zu sein, so daß sie beisammen recht lustig waren bis auf den Abend, wo sie alle, ausgenommen Faustus, wieder nach Hause begehrten. Doktor Faust aber bat sie gar freundlich, daß sie doch wollten nur dieses einzige Mal die Nacht über in dem Wirtshaus bei ihm verharren, es wäre doch schon die Zeit zur Heimkunft zu spät, worauf sie denn alsobald ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gaben.

Als nun das Mahl und der Schlaftrunk vorbei waren, bezahlte Doktor Faustus den Wirt und bat die Gäste, sie sollten ein wenig mit ihm in die nächste Stube gehen, er hätte ihnen etwas Wichtiges zu sagen, welches er bisher hätte verborgen gehalten, das betreffe sein Heil und seine Seligkeit. Mit solcher Vorrede, ohne fernere Umschweife, fing er an und sprach: „Liebe und vertraute Herren, daß ihr heute morgen diesen Spaziergang mit mir hierher gemacht habt, auch auf meine Bitte bei mir zur Nacht verharren wollet, dafür sage ich euch schuldigen Dank; wisset aber zugleich, daß es um keiner anderen Ursache willen geschehen ist, als um euch zu verkündigen, daß ich mich von meiner Jugend an, aus Ehrgeiz und frevelhafter Hoffart, auf die Schwarzkunst gelegt habe, in welcher ich mit der Zeit so hoch gekommen bin, daß ich einen Spiritus familiaris, namens Mephistopheles, als meinen Diener erlangte. Jedoch solche Vermessenheit geriet mir bald zum Bösen und zu einem solchen Fall, wie er dem Lucifer selber widerfahren ist, als er um seiner Hoffart willen aus dem Himmel verstoßen wurde. Denn als der Satan mir willig in allem meinen Vorhaben war, setzte er mir zuletzt zu, daß, so ich würde einen Bund mit ihm aufrichten, und mich mit meinem eigenen Blute verschreiben, ich nach Verlauf von vierundzwanzig Jahren sein wollt sein mit Leib und Seele, dazu Gott absagen, denselben nimmermehr in Nöten und Anliegen anrufen, auch alle diejenigen anfeinden, welche mich von meinem Vorhaben abwendig machen und bekehren wollten: daß ich alsdann nicht allein mit hohen trefflichen Künsten begabt sein, sondern auch Geister um mich haben sollte, die mich in aller Gefährlichkeit schützen würden; dazu sollte mir Geld, gutes Essen und Trinken und tägliches Wohlleben nimmermehr mangeln, ja Lucifer wollte mich so

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

hoch ergötzen nach meines Herzens Begierden, daß ich das ewige Leben nicht für das zeitliche annehmen würde. Mit solchen Verheißungen erfüllte er mir das Herz, also daß ich einen gottlosen und verdammlichen Bund mit ihm aufgerichtet, Gott und der heiligen Dreifaltigkeit abgesagt und mich ihm mit Leib und Seele verschrieben habe.

Es hat aber der Teufel, wie ich es bekennen muß, mir eine geraume Zeitlang alles dasjenige erfüllt und geleistet, was mein Herz begehrte, doch aber hat er zuweilen gefehlt und mich in etlichen Sachen stecken lassen, mit Vorwänden, ich sollte selbst durch meine Kunst mich fortbringen; und da ich mich darüber beklagte, so hat er nur ein Geschölt mit mir getrieben. Also bin ich aus Vermessenheit in solchen Jammer geraten, zum ewigen Schaden meiner armen Seele, daraus mir nimmermehr kann geholfen werden. Nun aber ist meine Zeit auf diese Nacht abgelaufen, da wird denn der Teufel sein Unterpfand holen und mit mir ganz erschrecklich umgehen; das alles wollte ich jedoch gerne ausstehen, wenn nur die Seele erhalten würde. Ich bitte euch nun, liebe Herren, ihr wollet nach meinem Tode alle diejenigen, welche mich geliebet und wegen meiner Kunst wert gehalten haben, freundlich grüßen und ihnen viel Gutes wünschen, ihr selbst wollet euch jetzt miteinander zur Ruhe begeben, sicher schlafen und euch nichts anfechten lassen; auch so ihr ein Gepolter und ungestümes Wesen im Hause hören werdet, wollet ihr euch nicht darüber entsetzen, auch nicht vom Bett aufstehen, denn euch soll kein Leid widerfahren. Allein dieses möchte ich zu guter Letzt noch von euch erbeten haben, daß, so ihr meinen Leib findet, ihr solchen zur Erde bestatten lasset. Gehabt euch ewig wohl, ihr Herren, und nehmet ein Exempel an meinem Verderben. Gute Nacht, es muß geschieden sein!"

Auf solches Lebewohl traten die Gäste einer nach dem anderen zu Doktor Faust, hatten ein herzliches Mitleiden und sprachen mit erschrockenem Herzen: „Herr Doktor, hiermit wünschen wir Euch auch eine gute Nacht, und zwar eine bessere, als Ihr vermeinet; wir bitten euch sämtlich, Ihr wollet Eures Heils und Eurer Seele Wohlfahrt noch in der letzten Stunde wahrnehmen; und weil Ihr glaubet, der Teufel werde diese Nacht Euern Leib hinwegnehmen, so rufet den heiligen Geist um Beistand an, damit er Eure Seele möge regieren, und zu einem unzweifelhaften Glauben an Christum bringen. Diesem befehlet alsdann Euren Geist in seine barmherzigen Hände mit reuigem Herzen, und sprecht mit König David: ‚Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung ist bei Ihm.'" Darauf sagte Doktor Faustus

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

heftig weinend: „Ach, liebe Herrn, ich will in meinem Herzen seufzen und ächzen, ob etwa Gott mich Verlorenen wieder möchte zu Gnaden aufnehmen; aber ich befürchte leider, daß der Himmel mich verwirft, denn meiner Sünden sind zu viel."

Unter solchen Reden sank er gleich einem Ohnmächtigen hin auf die nächste Bank, worüber sie alle erschraken und sich bemüheten, ihn aufzurichten. Auf einmal hörten sie im Hause ein großes Poltern, weswegen sie sich schier entsetzten und zu einander sprachen: „Laßt uns von dannen weichen und zu Bette gehen, damit uns nichts Arges widerfahre." Niemand von ihnen aber konnte aus Furcht und Entsetzen den Schlaf finden.

Als nun die Mitternachtsstunde erschienen, da erhob sich plötzlich ein großer, ungestümer Wind, der riß und tobte, als ob er das Haus zu Grund stoßen wollte. Wem war nun ängstlicher und bänglicher zu Mute als den Studenten? Sie wünschten zehn Meilen von da zu sein und sprangen aus den Betten mit großer Furcht, indem sie kurz darauf in der Stube, in welcher Doktor Faustus liegen geblieben war, ein greuliches Zischen und Pfeifen vernahmen, als ob lauter Schlangen und Nattern zugegen wären. Noch mehr aber wurden sie bestürzt, als sie das Stoßen und Herumwerfen in der Stube, dazu den armseligen Doktor Faust ‚zetermordio' schreien hörten, bald aber nichts mehr. Und es verging der Wind und legte sich und ward alles wieder ganz still. Kaum brach die Morgendämmerung an, da waren die Studenten auf und gingen miteinander ganz erschrocken in die Stube, um zu sehen, wo Doktor Faustus wäre, und was es für eine Bewandtnis diese Nacht über mit ihm gehabt hätte. Sie kamen aber kaum dahin, so sahen sie bei Eröffnung der Stube, daß die Wände, Tische und Stühle voll Blutes waren; die Zähne lagen auf dem Boden, und den Körper fanden sie, gräßlich zerschmettert, in einer Ecke liegen. — Alles Anzeichen, wie der Teufel den armseligen Faust müsse von einer Wand zu der anderen geschleudert und daran zerschmettert haben. — —

Als die Studenten des Doktor Fausts Leichnam gefunden und auf ein Bett gelegt hatten, beratschlagten sie, wie sie es nun anfangen sollten, damit seiner letzten Bitte gewillfahret und sein Leichnam zur Erde möchte bestattet werden. Zuletzt beschlossen sie, daß sie dem Wirt ein Geschenk machen wollten, damit er schwiege und mit ihnen übereinstimmte, daß Doktor Faustus eines schnellen Todes wäre gestorben. Danach näheten sie mit Beihilfe des Wirtes den Toten in ein Leintuch ein und meldeten dem Pfarrer des Dorfes, daß sie einem fremden Studenten hätten das Geleit gegeben, welcher diese Nacht durch einen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Schlagfluß auf der Stelle seines Lebens beraubt worden sei; sie bäten daher den Herrn Pfarrer um die Erlaubnis, den Toten allhier zu begraben, wobei sie alle Unkosten tragen wollten. Dieses wurde denn auch am selbigen Nachmittag ins Werk gesetzt. Es hat aber der Wind damals, als man den Leichnam begrub, sich so ungestüm gezeigt, als ob er alles zu Boden reißen wollte, trotzdem daß weder vor noch nachher ein Luftzug verspürt worden war; woraus denn die Studenten schließen mochten, welch ein verzweifeltes Ende Doktor Faust müsse genommen haben.

Aber nachdem Doktor Faust tot und begraben war, hatte seine arme Seele auf Erden noch keine Ruhe. Sein Geist regte sich, erschien oftmals seinem Diener Christoph Wagner und hielt mancherlei Gespräche mit ihm. Die Nachbarn aber gewahrten den Geist Doktor Faustus bei Nacht vielmals in seiner Behausung im Fenster liegend, sonderlich wenn der Mond schien. Er ging auch in dem Hause herum, ganz leibhaftig, in Gestalt und Kleidung wie er auf Erden gegangen war. Denn Doktor Faustus war ein höckriges Männlein von dürrer Gestalt und hatte ein kleines graues Bärtlein. Zu Zeiten fing sein Geist im Hause ganz ungestüm an zu poltern, was viele Nachbarn mit erschrockenem Herzen hörten. Sein Famulus aber beschwor den Geist und verhalf ihm auf Erden zu seiner Ruhe. Und jetzt ist es in diesem Hause ganz friedlich und still.

Griseldis.

In Piemont liegt eine herrliche Landschaft, über welche vor manchen Jahren ein Markgraf namens Walther herrschte. Er war ein Mann schön von Gestalt, jung an Jahren und reich begabt mit Verstand. Aber alle seine Neigung war so sehr der Jagd zugekehrt, daß er das andere darüber vergaß und sich der Regierung seines Landes gänzlich entschlug. Dieses Verfahren ihres Herrn verdroß die Unterthanen sehr, namentlich hätten sie es gar gerne gesehen,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

wenn ihr Graf eine glückliche Ehe eingegangen und Erben seiner Güter hinterlassen hätte. Die Vornehmsten der Grafschaft erschienen deswegen eines Tages insgesamt vor dem Markgrafen und baten ihn in aller Ehrerbietung, dem Lande eine fürstliche Herrin zu schenken. Auf diesen Vorschlag schwieg der Graf eine Zeitlang nachdenklich still. Endlich entschloß er sich, so schwer es ihm ankam, seine Freiheit zu opfern, dem Begehren seiner Unterthanen zu willfahren. Doch nahm er ihnen das Versprechen ab, daß niemand je über die Wahl seines Weibes klagen dürfe, vielmehr seine künftige Ehegemahlin von jedem wie die Tochter eines römischen Fürsten geehrt werden müsse.

Hierüber waren die versammelten Ritter und Vasallen des Grafen hoch erfreut, und sie versprachen mit einem feierlichen Gelübde, der Frau, die er erwählen würde, unterthänig zu sein. Der Graf aber beschloß nach ihrer Verabschiedung, keine stolze Erbin, sondern ein bescheidenes Mädchen zu erkiesen, und befahl seinem Haushofmeister, alles zur bevorstehenden Hochzeit fertig zu machen. Noch aber wußte niemand außer dem Grafen, welche Jungfrau die Braut sein sollte. Wie nun der bestimmte hochzeitliche Tag herbeigekommen und die geladenen Gäste in großer Menge gegenwärtig waren, so fehlte niemand mehr als die markgräfliche Braut. Da entstand eine große Verwunderung unter allen Anwesenden; der Graf aber getröstete seine Gäste, sie sollten ohne Sorge sein, die Braut sei schon auf dem Wege. So begaben sich denn alle geladenen Herren und Frauen zum Schlosse hinaus, und vor ihnen her ritt der Markgraf im hochzeitlichen Kleide. Neben ihm fuhren in festlichen Wagen einige Edelfrauen, welche die Brautkleider mit sich führten. Der hochzeitliche Festzug war auf diese Weise in das nächste Dorf gekommen, und keiner wußte, wohin er weiter gehen sollte. Nun lebte in diesem Dorfe ein armer Bauer mit Namen Janikula, der eine einzige Tochter hatte, welche Griseldis hieß; so arm sie war, so schön war sie von Gestalt und tugendsam von Sitten. Dieses Bauernmädchen hatte der Markgraf im Vorüberreiten vielmals mit Augen gesehen, und schon lange trug er zu ihr eine aufrichtige Neigung im Herzen, so daß er entschlossen war, sich mit ihr zu vermählen.

Zu der Zeit nun, da die Hochzeitsgäste in das Dorf kamen, war die gute Griseldis zum Brunnen gewesen, und als sie jetzt auf dem Rückwege ihrem Hause nahete, trat ihr unversehens der Graf entgegen und sprach zu ihr: „Griseldis, wo ist dein Vater?“ Das Mädchen neigte sich gar tief und sprach mit großer Ehrerbietung: „Er ist zu Hause, gnädiger Herr.“ Da nahm der Graf Griseldis bei der

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Hand, ging mit ihr ins Haus zu ihrem Vater und ließ indessen die Hochzeitsgäste draußen in höchster Verwunderung stehen. In der Hütte aber sprach der Graf in Gegenwart des erstaunten Bauers mit freundlichen Worten zu dessen Tochter: „Meine liebe Griseldis, ich habe dich vor allen Weibern der Erde zu meiner Braut auserkoren, und wenn du darein willigest, so werde ich mich noch heute mit dir vermählen.“ Griseldis neigte sich in Demut und antwortete: „Gnädiger Herr! ich erkenne mich zwar so großer Ehre ganz und gar unwürdig, gleichwohl, wenn es Eures Herzens Meinung ist, so darf ich mich meinem Herrn nicht widersetzen.“ Darauf sprach der Graf mit ernster Miene: „Ehe ich dich denn zur Ehe nehme, frage ich dich Griseldis, ob du mit freiwilligem Herzen bereit seiest, mir in allem gehorsam zu sein; so daß du alles, was ich mit dir thun werde, ohne ein saures Gesicht und ohne ein rauhes Wort tragen wollest?“ — „Gnädiger Herr Graf,“ erwiderte die Jungfrau, „wenn mir die große Ehre werden soll, Eure Gemahlin zu sein, so verspreche ich, nichts übel aufzunehmen, und solltet Ihr mich auch sterben heißen.“ Diese Worte gefielen dem Grafen wohl. Freudig nahm er das Mägdlein an der Hand, führte sie zum Hause hinaus und zeigte sie allen Anwesenden als seine liebe Braut. Und nun befahl er den Edelfrauen, daß sie die Magd alsbald mit den herrlichen Brautgewanden zieren sollten. Die Frauen nahmen das Mädchen wieder in die Hütte und zierten sie so schön, daß man sie kaum wieder erkennen konnte, worauf sie die Braut dem Grafen zuführten. Der Markgraf ließ sie nun auf ein schneeweißes Pferd setzen und geleitete sie mit Ehren und Freuden nach seinem gräflichen Schlosse, wo die Trauung noch an demselben Tage vollzogen und die Hochzeit mit großer Feierlichkeit abgehalten wurde. Darnach lebte das Ehepaar in solcher Liebe und Einigkeit, daß beide ihren Untertanen das schönste Vorbild der Tugend und der Frömmigkeit gaben.

Ehe ein Jahr zu Ende gegangen war, wurde das gräfliche Paar mit einem gar schönen Fräulein beschenkt, worüber das gesamte Land sich höchlichst erfreute. Nur der Graf selbst bezeigte über diese Geburt einen sonderbaren Verdruß und Widerwillen. Nun merkte zwar die gute Gräfin, daß ihr Herr sich nicht mehr so gütig als bisher gegen sie erwies, aber dennoch litt sie dieses mit großer Geduld, und befleißigte sich gegen ihn mit doppelter Freundlichkeit. Der Graf aber gedachte durch seine Handlungsweise die Treue seines Weibes auf die Probe zu stellen. Als das Kind zwei Jahre alt war, berief er Griseldis allein zu sich in sein Zimmer und sprach zu ihr in unfreundlicher Gebärde: „Du weißt Griseldis, daß du mir lieb und angenehm bist, aber meine

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Freunde haben ein großes Mißfallen an dir, und meine Unterthanen wollen dir als einer armen Bäuerin auch nicht unterworfen sein, zumal alle einen Erben meiner Herrschaft erhofft hatten. Ich sehe mich daher genötigt, dir Übeles anzuthun, was meiner Natur ganz zuwider ist."

Griseldis war über diese Rede sehr erschrocken, doch sprach sie standhaft also: „Du bist mein gnädiger Herr, thue deshalb mit mir als deiner Leibeigenen, was dir gefällt." Über diese Antwort wurde der Graf innerlich so bewegt, daß er sich der Thränen kaum erwehren konnte. Dennoch blieb er äußerlich ganz ernst, und mit strenger Miene davongehend, beauftragte er einen treuen Diener, zu seiner Gemahlin hinzugehen und von ihr das kleine Töchterlein zu fordern, damit er es nach dem Willen des Grafen zum Scharfrichter trage, der es umbringen solle. Der Diener erschrak über diesen Befehl heftig und bat mit beweglichen Worten um Gnade für das unschuldige Kind; aber der Graf hieß ihn mit zornigen Worten thun, wie er befohlen. So ging der Diener denn zu der Gräfin und richtete voll Trauer seinen bösen Auftrag aus. Wer hätte nicht erwartet, Griseldis werde über diesen grausamen Befehl in lauten Jammer ausbrechen? Sie aber bewies in diesem schweren Augenblicke die ganze Stärke ihres Gemütes. Ohne Widerrede nahm sie ihr liebes Töchterlein aus der Wiege, küßte es recht herzlich und gab es dann dem Diener mit freundlicher Gebärde hin. Dieser trug das Kind zu seinem Vater, dem er genau erzählte, wie bereitwillig Griseldis ihr Töchterchen hergegeben; daher sich der Graf nicht wenig über so hohe Tugend seines Weibes verwunderte.

Demnach wollte er ihren Gehorsam noch weiter auf die Probe stellen. Er hatte nämlich keineswegs im Sinne, dem Kind ein Leid zuzufügen, vielmehr wollte er dasselbe seiner Schwester, die mit einem Grafen zu Bologna vermählt war, heimlich zuschicken, was er auch durch denselben Diener ausführte. Die Gräfin nahm das Kind ihres Bruders mit bestem Willen entgegen, hörte den Bericht des Dieners an und verhielt sich für die Zukunft gegen das Mägdlein wie seine leibliche Mutter.

Inzwischen glaubte Griseldis nicht anders, als daß das unglückliche Kind getötet worden sei. So unsäglich sie dieses schmerzte, zeigte sie doch gegen ihren Herrn allezeit ein freundliches Angesicht, als wenn sie gar nichts Widerwärtiges von ihm erfahren hätte, so daß sie der Graf je länger, je mehr liebte.

Unterdessen vergingen vier Jahre, da ward die Gräfin abermals von Gott mit einem überaus schönen Sohn beschenkt, worüber sich alle

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Unterthanen höchlich erfreuten; die fromme Gräfin aber sollte dadurch in größeres Leid als zuvor geraten. Als nämlich das Kind zwei Jahre alt geworden, da trat der Graf, der das beständige Gemüt seiner Gemahlin noch schärfer in der Geduld prüfen wollte, abermal zu ihr in das Zimmer und sprach mit betrübten Worten: „Mein liebes Weib, ich habe geglaubt, unsere Unterthanen würden sich wegen des neugeborenen Sohnes völlig vergnügen. Leider aber sind sie jetzt übler zufrieden als zuvor, erheben sich wider mich und wollen den Enkel des Bauern Janikula nicht zum Herrn haben. So nötigen sie mich, um im Frieden mit ihnen zu leben, daß ich das unschuldige Blut heimlich um sein Leben bringen lasse!“

Von diesem harten Streiche ward das Herz der Gräfin tötlich getroffen. Gleichwohl sprach sie mit unerschrockenem Gemüte zu dem Grafen also: „Mein hoher Herr! Ich kenne meine Pflicht gegen Euch und habe keinen eigenen Willen. Was Ihr deswegen mit mir und meinem Söhnlein zu thun gesonnen seid, das möget Ihr ohne Hindernis frei vollbringen.“

Der Graf, ganz bewegt über diese unglaubliche Standhaftigkeit seiner Gemahlin, ging schnell von ihr hinaus und vergoß, als er allein war, viele bittere Zähren. Damit jedoch die hohe Tugend seines Ehegemahls allen Frauen zum Vorbild an den Tag kommen möchte, bezwang er sein Herz und schickte den Diener wieder zur Gräfin, um ihr abermals das Kind abzunehmen. Die fromme Gräfin trat ohne Zaudern zu der Wiege, nahm das liebe Söhnlein in ihre Arme und küßte es innig auf den roten Mund; dann übergab sie es in die Hände des Dieners und sagte: „Nimm hin dieses unschuldige, liebe Kind und trage es zu seinem Vater. Ich opfere auch diesen Schatz dem höchsten Gott, von dem ich ihn aus Gnaden empfangen habe.“ Der Diener nahm das Kind von ihr, kam bitterlich weinend zu seinem Herrn und erzählte ihm voll Mitleid, wie starkmütig die Gräfin sich betragen habe. Der Graf konnte es danach kaum über sich gewinnen, seine Gemahlin weiter zu betrüben. Dennoch that er seinem Herzen Gewalt an, küßte sein liebes Söhnchen voll väterlicher Liebe und befahl dem Diener, es wohlverwahrt zu seiner Schwester nach Bologna zu tragen. Je mehr nun der Graf sein Weib in allen Dingen beständig erfand, desto mehr kam ihn die Begierde an, sie weiter auf die Probe zu stellen. Daher fing er an, sich öffentlich ganz unfreundlich gegen sie zu erweisen, und dazu ließ er gefliſſentlich das Gerücht verbreiten, als wolle er sich von seinem Weibe scheiden und ein ihm ebenbürtiges Edelfräulein heiraten. Dieses Gerücht blieb der Gräfin nicht verborgen; sie aber litt alles

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

mit großer Geduld, indem sie es der Fürsehung des allmächtigen Gottes empfohlen.

Bald darauf berief der Graf die vornehmsten Hofleute zu sich und setzte ihnen die ganze Angelegenheit auseinander, worauf er einigen Dienern befahl, seine Gemahlin vor die versammelten Herren zu führen. Als nun Griseldis voll Schamhaftigkeit vor den Herren stand, da redete sie der Graf Walther auf folgende Weise an: „Meine liebe Griseldis, ich bin bis hieher deiner treuen Liebe gegen mich wohl inne geworden, dennoch gebietet mir meine Herrscherpflicht, an deiner Stelle eine andere mir ebenbürtige Gemahlin zu nehmen. So sollst du denn von dieser Stunde an meinen Hof meiden und nicht mehr mit dir wegnehmen, als du mir zugebracht hast."

Was meint ihr wohl, was die geduldige Griseldis auf diese arge Rede des Grafen geantwortet habe? — In ihrem Antlitz wurde gar keine Verstörung sichtbar; sondern sie sprach voll Demut also zu ihm: „Mein hoher Herr! Wiewohl Ihr mich in diesem gräflichen Hause zu einer gnädigen Frau eingesetzt habt, so bezeuge ich es dennoch vor Gott, daß ich allezeit eine Magd gewesen bin; weshalb ich auch bereitwillig in das arme Haus meines Vaters zurückkehre. Wenn Ihr mir aber befehlet, daß ich nicht mehr mit mir hinausnehmen soll, als was ich hergebracht habe, so ersehe ich daraus leichtlich, daß ich nichts mit mir tragen soll, als meine Treue. In Demut vollziehe ich Euren Befehl!"

Nach solchem Worte zog sie in Gegenwart aller der Herren ihre köstlichen Kleider, eins um das andere aus und behielt nur das letzte Gewand. Dieser klägliche Anblick nötigte allen Gegenwärtigen Thränen ab. Auch das harte Herz des Grafen bewegte er so sehr, daß er vor überfließenden Thränen kein Wort mit ihr reden konnte. Dennoch hielt er sich mit Gewalt zurück und ließ sie in solchem Aufzuge von sich gehen. Alle Anwesenden wunderten sich über diese Hartherzigkeit des Grafen und verließen das Schloß mit weinenden Augen.

So ging die arme Griseldis barfuß und fast ganz entkleidet zum Schloßthor hinaus, und alles Gesinde im Schlosse folgte ihr trauernd und weinend nach. Sie wohnte nun wieder bei ihrem Vater in Geduld und Ergebenheit; mit keinem Worte klagte sie über den Grafen und ihr eigenes Unglück.

Der Graf aber hatte sein Weib hinreichend geprüft. Er schickte daher alsbald einen Diener nach Bologna ab mit der Einladung an seinen Schwager, mit seiner Schwester zu ihm nach Piemont zu kommen und ihm seine, des Grafen, leibliche Kinder zurückzubringen. Inzwi-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

schen ließ er das Gerücht verbreiten, als wenn seine neue Braut schon unterwegs wäre. Die Hochzeitsgäste waren auch schon geladen und ein Tag zuvor, ehe der Schwager des Grafen aus Bologna ankam, auf dem Schlosse versammelt. Jetzt ließ Graf Walther seine vorige Frau Griseldis aus ihrem Dorfe auf das Schloß holen und verlangte von ihr, daß sie zur morgigen Ankunft seiner Braut das ganze Schloß reinigen und ausschmücken möge. Die fromme Frau war in ihrer Demut hierzu sogleich bereit, ergriff einen Besen und scheuerte das ganze Schloß von oben bis unten; darauf schmückte sie die Zimmer aus und gebärdete sich in allem als eine eifrige Magd.

Am anderen Nachmittage langte der Graf mit seiner Frau und der vermeintlichen neuen Braut aus Bologna an. Letztere war ein Fräulein von überaus schöner Gestalt, aber noch ganz jung von Jahren und gar zartem Gliederbau. Sie wurde mit großer Festlichkeit in das Schloß geleitet und von allen Bewohnern desselben bewillkommt. Weil denn Griseldis noch im Schlosse war, so kam auch sie herzu, die letzte unter allen, und küßte in ihren Bauernkleidern der Braut demütig die Hand, indem sie ihr für die Zukunft Glück und Segen wünschte.

Als Graf Walther diese unbegreifliche Demut und Geduld seiner Gemahlin sah, da beschloß er, ihrem Elend ein Ende zu machen. So sprach er denn zu ihr: „Was dünket dich, Griseldis, von meiner neuen Braut. Schaue sie einmal recht an und besinne dich, ob du sie nicht kennest?“ Griseldis that ihre Augen weit auf und blickte das Fräulein lange an, vermochte jedoch nicht, sich ihrer zu entsinnen. Da sprach der Graf: „Griseldis, kennst du deine Tochter nicht mehr, welche der Himmel uns vor zwölf Jahren geschenkt hat? So wisse denn: jene vermeinte Braut ist deine und meine Tochter, und dieser Knabe ist dein und mein geliebter Sohn; du aber bist meine geliebteste Gemahlin, außer welcher ich keine andere je zu haben begehre.“ Mit diesen Worten fiel er seiner Griseldis um den Hals und küßte sie unter vielen Zähren. Griseldis aber ward vor innerer Wonne von ihren Sinnen verlassen. Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, fiel sie ihren Kindern um den Hals und sprach unter Freudenthränen: „Nun will ich gerne sterben, seit ich meine geliebten Kinder wieder lebendig gesehen!“ Der Graf Walther aber faßte seine Gemahlin an der Hand und sprach vor allen Anwesenden feierlich also: „Meine geliebteste Griseldis! ich bezeuge vor Gott, daß ich nicht aus bösem Willen Euch so viel Leiden bereitet habe; vielmehr geschah es, um Eure hohen Tugenden der Welt kundbar zu machen. Hinfort will ich Euer treuer Gatte, ja Euer demütiger Diener sein und bleiben!“ Hiermit steckte er ihr den Trauring

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

wieder an den Finger und gelobte ihr aufs neue eheliche Treue, während alle Anwesenden in ihrer Herzensfröhlichkeit Heil und Segen wünschten.

Der Markgraf lebte danach mit seiner Gemahlin in großer Liebe und Einigkeit noch viele Jahre und hinterließ seinem Sohne das ganze Erbe von stattlichen Gütern und Herrschaften, ihre Tochter aber heiratete einen angesehenen Grafen.

Kaiser Oktavianus.

Zur Zeit als der König Dagobert in Frankreich regierte, war zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiser, Oktavianus genannt. Dieser besaß eine liebliche und tugendsame Gemahlin, welche ihm zwei liebliche Söhnlein geschenkt hatte. Der Kaiser und seine Gemahlin wohnten glücklich und freundlich bei einander; aber des Kaisers eigene Mutter war der Schwiegertochter spinnefeind. Deshalb lag sie ihrem Sohne so lange mit falschen Anklagen und Hetzereien in den Ohren, bis er Zweifel an der Liebe und Treue seiner Gemahlin faßte und sie, ungeachtet dieselbe ihre Unschuld mit vielen bitterlichen Zähren beteuerte, aus seinem Reiche verbannte. Kaum war dieses harte Urteil gesprochen, so kam es auch zur Ausführung. Ein starkes, wohlgesatteltes Pferd wurde der Kaiserin vorgeführt; hundert Kronen gab man ihr zur Zehrung mit, und dann mußten sie fünf fromme Ritter aus dem Lande führen und in einem wilden Walde an der Reichsgrenze sich selbst überlassen. Als die Ritter von ihr geschieden waren, und die Kaiserin ihnen noch einen letzten Gruß an ihren lieben Herrn und Gemahl mitgegeben hatte, zog sie, ihre beiden Knäblein im Arm, in Gedanken fort durch die Wildnis und gelangte endlich zu einem schönen Brunnen, dessen klares Wasser mitten aus einer Felswand hervorsickerte. Hier stieg die Kaiserin von ihrem Pferde, erlabte sich durch einen Trunk und legte derweilen ihre

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

zwei Kindlein in das weiche Gras. Sie selbst, nachdem sie ihren Durst gelöscht hatte, setzte sich zu ihnen nieder und überdachte ihr großes Leid; aber sie war so müde vom Reisen und vom Trauern, daß sie bald einzuschlafen begann. Nun hielten sich in jenem Walde viel wilde Tiere auf. Als daher die Kaiserin mit ihren beiden Kindern eingeschlafen war, kam von ungefähr ein großer und starker Affe, der sah die Kinder so lieblich schlummern. Da bekam er große Lust, das eine Kind zu stehlen, schlich deswegen ganz still zu den Kleinen heran und erwischte behend das eine. Mit dem eilte er durch den Wald, so lange, bis er zu einem grünen Platze kam; daselbst setzte der Affe es nieder, grinste es freundlich an und meinte, das Kind sollte auch gegen ihn lachen. Aber das Kind fing statt dessen an zu weinen und laut zu schreien.

Nun fügte es Gott, der das Kind behüten wollte, daß ein männlicher Ritter mit seinen Dienern sich auch in dem Walde verirrt hatte. Der Ritter kam getrabt, und als er nun den Affen gewahr wurde, der ein Kind mit seinen Tatzen handhabte, sprengte er hinzu und schrie mit lauter Stimme: „Ei, Meister Affe, laß das Kind liegen, denn du darfst es nicht mit dir tragen!“ Sobald der Affe den Ritter sah, verließ er das Kind, machte einen grausigen, wohl zehn Schuh hohen Satz auf den Ritter zu und wollte ihn vom Pferde zerren. Der Ritter aber, der ein starker und beherzter Mann war, führte einen so sicheren Streich, daß er dem Affen den Kopf abhieb. Darauf nahm er das Kind, und nachdem er es in seinen Mantel gewickelt, ritt er mit seinem Diener weiter durch den Wald, obwohl sie Straße und Fußpfad verloren hatten. Endlich gerieten sie unter eine Rotte Räuber, die schrieen dem Ritter zu, er sollte das Kind herausgeben, denn er habe es gewiß einem mächtigen Fürsten gestohlen; der Ritter aber sprach: „Nein, ihr Bösewichter! wisset, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, den ich vorerst töten mußte!“ Jetzt meinten die Räuber erst recht, es müsse eines großen Herrn Kind sein, weil der Ritter so albern lüge; sprengten daher auf ihn ein und wollten eher sterben, als das Kind dahinten lassen, so daß der Ritter und seine Diener, nachdem sie sich lange Zeit mannhaft gegen die große Übermacht gewehrt hatten, sich genötigt sahen, das Kind zu verlassen und davonzureiten. Die Räuber aber beratschlagten, was sie mit dem Kinde beginnen sollten und kamen zuletzt überein, sie wollten es bis an das Gestade des Meeres bringen und dort an Schiffsleute verkaufen.

Indem nun die Räuber dem Meeresufer zugingen, fanden sie am Ende unterwegs den Affen tot liegen und erkannten nun wohl, daß

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

der Ritter die Wahrheit gesagt habe. Schnell eilten sie ans Gestade, wo sie wirklich ein Handelsschiff antrafen und den Seefahrern das Kind zum Kauf anboten. Nun war in diesem Kaufmannsschiffe ein frommer Pilger, Clemens genannt, der sah sich das Kleine an und faßte eine solche Liebe zu ihm, daß er den Räubern dreißig Kronen für dasselbe gab. Eine Minute darauf wollte ihm zwar der teure Handel leid werden, doch dachte er wieder: „Gott hat mir das Kind beschert, so will ich es annehmen, habe ich doch daheim nur einen einzigen Sohn bei meinem Weibe.“ Tag und Nacht hatte er nun keine Ruhe, bis er mit dem Kinde in seine Heimat zurückkam, welche in Frankreich die Stadt Paris war. Dort in der Vorstadt St. Germain hatte er seine rechte Wohnung. Bei seiner Ankunft wurde ihm von seiner Hausfrau große Ehre bewiesen. Die gute Frau meinte, das Kind gehöre einem großen Herrn in Frankreich, welcher es ihrem Manne zur Erziehung anbefohlen habe. Sie fragte auch nicht weiter danach, sondern sie lebten freundlich miteinander, ließen das Kind taufen und Florens nennen und zogen es in Zucht und Tugenden neben ihrem eigenen Knaben, welcher Claudius hieß, auf. Indes aber letzterer seiner stillen Gemütsart folgte und in die männlichen Jahre gelangt, das Geschäft eines Kaufmanns und Wechslers betrieb, hatte sich Florens, trotz des Zuredens seines Pflegvaters, zu einem solchen friedfertigen Berufe noch nicht entscheiden können und versuchte sich derweilen in allerlei ritterlichen Künsten. Doch von ihm sei für jetzt genug gesagt. — — —

Wir haben gehört, wie die Kaiserin bei dem Brunnen eingeschlafen war, und das eine Kind von dem Affen gestohlen wurde. Auf einmal nun erwachte sie von einem Geräusch und sah eines ihrer Söhnlein in dem Rachen einer Löwin, die leise herzugeschlichen war und den Raub nun ihren Jungen zutragen wollte. Bei diesem Anblick fing die Kaiserin jämmerlich an zu weinen und nach Gott zu schreien, denn sie meinte nicht anders, als die Löwin hätte das andere Kind schon gefressen. Gebrochenen Herzens nahm sie das weidende Pferd, setzte sich darauf und ritt der Löwin nach, die aber so schnell vor ihr her rannte, daß die Kaiserin das Tier aus den Augen verlor. Doch bekam diesem seine Beute auch nicht gut. Denn sowie die Löwin das Ende des Waldes erreicht hatte, ward sie von einem gewaltigen Greifen erblickt, der mit aller Kraft auf sie hinunterstieß, sie samt dem Kinde mit seinen Klauen packte und, sein Gefieder mächtig schwingend, über Wald und Wasser davonflog. Die Löwin aber wollte nicht von dem Kinde lassen, denn Gott hütete es, und so behielt sie es in ihrem Rachen, bis sich der Greif auf einem meerumflossenen Eilande nieder-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

ließ. Als die Löwin sich auf der Erde fühlte, legte sie das Kind in den Sand und ergriff den Vogel Greif so grausam bei dem Hinterfuße, daß dieser entzweibrach. Der Greif fiel zur Erde nieder voll Schmerz und wehrte sich mit Flügeln und Klauen, aber die Löwin zerriß ihn im grimmigen Zorn und legte sich dann neben dem Kinde nieder, wobei ihr Euter zufällig die Lippen des Kindleins berührte. Da griff dieses mit seinem Mäulchen herzhaft zu, was sich die Löwin willig gefallen ließ. Hierauf kratzte die Löwin eine tiefe Grube in den Sand, trug das Kind hinein und blieb acht Tage und Nächte bei demselben. Während dieser ganzen Zeit tränkte sie das Kind, indes sie sich selbst von des Greifen Fleisch nährte.

Nun begab es sich durch Gottes Veranstaltung, daß ein Fahrzeug ungünstigen Windes halber an der Meeresküste landen mußte, wo eben die Kaiserin ihr Kind und die Löwin suchte. Sie eilte herzu, und da sie hörte, daß die Seefahrer nach Jerusalem schifften, so bat sie dieselben inständigst, sie mitzunehmen, bis der Patron ihr die Mitreise gestattete. Als nun das Ungestüm des Meeres sich gelegt hatte, fuhren sie weiter. Die Pilger wurden der schönen Frau bald geneigt und staunten über ihre wunderbaren Schicksale, die jene ihnen ohne Hehl erzählte.

Sie waren indessen eine gute Weile geschifft und eben der Insel gegenüber, auf welche die Löwin mit dem Kinde von dem Greifen getragen worden war, als der ungünstige Wind sie wieder ergriff und am Eilande ihre Anker auszuwerfen zwang. Auf das Zureden der Pilger betrat die Kaiserin das Land, um sich ein wenig zu ergehen, und kam dabei vor die Höhle, worin jene Löwin lag. Da erblickte sie ihr Kind, welches mit der Löwin spielte und fröhlich war. Ohne jegliche Furcht lief die Kaiserin auf die Grube zu, neben der Löwin vorbei, die freundlich mit dem Schweife wedelte, umarmte ihr Kind, welches sie wieder und wieder küßte, und trug es auf den Armen von dannen nach dem Schiffe. Die Löwin folgte ihr wie ein zahmer Hund nach und wollte mit in die Galeere; die Pilger aber fürchteten sich sehr und stießen schnell vom Lande ab. Da sprang die Löwin in das Wasser und schwamm so lange neben dem Schiffe her, bis sie ganz entkräftet war. Nun fühlten selbst die Pilger Mitleid mit dem treuen Tiere und hielten an, damit es an Bord klettern könnte. Die Löwin that dies alsbald und ging mitten durch alle Pilger hindurch, wie ein gehorsames Haustier, bis sie zu der Kaiserin mit dem Kinde kam, der sie sich zu Füßen legte. Die Kaiserin aber hatte das treue Tier auch sehr lieb, trug große Sorge für dasselbe und ließ ihm am Essen und Trinken nichts mangeln, denn sie teilte ihre Zehrung mit ihm.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Endlich kam das Fahrzeug beim gelobten Lande an. Die Kaiserin trat mit ihrem Kinde aus dem Schiffe, die Löwin sprang ihr nach. Dann segnete sie die Pilger, ließ sich auf ihr Pferd setzen, das die Seefahrer gleichfalls mit ins Schiff genommen hatten, und reiste nach der heiligen Stadt Jerusalem. Hier ging die Kaiserin alsbald zu Gottes Tempel und betete am heiligen Grabe. Darauf verließ sie den Tempel und ritt durch die Stadt, Tritt auf Tritt gefolgt von der Löwin, so daß die Leute, die solches sahen, große Furcht ankam. Indem begegnete der Kaiserin ein fremder Edelmann, den redete sie freundlichst um Herberge an, denn sie sah wohl, daß er fromm, tugendreich und aus edlem Stamm entsprossen war. Der Edelmann empfing sie würdig in seinem Hause und befahl, man sollte sie pflegen und ihr dienen, wie ihm selbst und seiner Hausfrau. Dies nahm die Kaiserin mit großem Danke an und blieb eine Zeitlang bei dem Edelmann mit ihrem Kind und der Löwin, die so zahm war, daß sie niemand etwas zuleide that.

Wir müssen uns nun auf einen neuen Schauplatz versetzen. Es entspann sich nämlich zu dieser Zeit wieder ein Krieg zwischen Dagobert, dem König von Frankreich, und den Ungläubigen, welche vordem Herren dieses Landes gewesen waren. Der Sultan von Babylonien rüstete gewaltig, und ihm zogen zu Hilfe die Könige aus Arabien und Persien mit großer Macht, dann der König der Riesen mit dreißigtausend Mann, dann der König aus Äthiopien, aus Merach und Krypte. Diese miteinander brachten an zwanzigtausend Mann. Dazu führte der Admiral oder Emir aus Persien, des Sultans Bruder, diesem einen großen Haufen zu, so daß in dreißig Tagen an hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß beisammen waren. Diesen allen zog der Sultan entgegen und hieß sie willkommen, worauf mit aller Schnelligkeit die Schiffe, zweitausend an der Zahl, zugerüstet wurden, um das Heer alsbald nach Frankreich zu verbringen.

Als die Zeit der Abfahrt gekommen war, da trat die Tochter des Sultans von Babylonien, welche eine wunderbar schöne und holdselige Jungfrau war, vor ihren Vater und bat ihn freundlich, sie mit über das Meer fahren zu lassen, denn sie hätte ein großes Verlangen, Frankreich zu sehen. Auch sprach sie: „Da Ihr willens seid, mich zu vermählen, so kann ich nun sehen, welcher König streitbar ist; denn fürwahr, dem, der am ritterlichsten ficht, dem will ich meine Gunst zuwenden. Dann rächet den Schaden, den Euch Frankreich angethan hat, als Ihr aus dem Lande vertrieben worden seid, und wenn es Euch gefällig ist, so schenket mir das Haupt des Königs Dagobert.“ — „Ja, bei Mahomed, das sollst du haben,“ sprach der Sultan, und darauf

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

ging er mit seiner Tochter und all' den Fürsten und Herren zu Schiff.

Indessen fertigte der König Dagobert von Frankreich, sobald er die feindliche Absicht der Heiden erfahren hatte, nach allen Richtungen Boten ab an die Heere der Christenheit und vor allen an den Kaiser Oktavianus zu Rom, die überbrachten an alle Fürsten die Bitte, mit ihrer Heeresmacht ihm zu Hilfe zu kommen. Von allen erhielt er gute Botschaft, und während er sich selbst rüstete, trafen seine Bundesgenossen schon allmählich ein. Der König von Holland kam übers Meer her und brachte vierzehntausend Mann; der König aus Irland brachte fünfzehntausend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England kam mit einer Macht, die nicht zu beschreiben ist. Der König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen und dankte ihnen aufs freundlichste für ihre Hilfe.

Jeder König lagerte sich vor einem anderen Thor, und da die Heiden schon herangekommen waren und nicht ferne von der Stadt ihr Lager hatten, so fiel, noch ehe der König seine Erlaubnis dazu erteilt hatte, hier und dort ein Scharmützel vor. Endlich kam auch der mächtige Kaiser Oktavianus mit seinen Römern auf einem andern Weg gar stark herangezogen, bis an die Stadt Paris. Der Kaiser hatte seine Gemahlin und seine Kinder noch nicht vergessen, und um seines Kummers sich zu entschlagen, war er selbst mit dem Heere nach der Stadt Paris aufgebrochen. Dort lagerte er sich in der Vorstadt St. Germain, und zufällig hatte er sein eigenes Quartier gerade dem Hause gegenüber, welches der Pflegevater von Florens, der Bürger Clemens, bewohnte.

Am Tage nach des Kaisers Ankunft kam ein Herold aus dem Lager der Heiden, ritt durch die französischen Heerhaufen und rief mit heller Stimme: „Wo ist Dagobert, der König von Frankreich? Ich bringe ihm Botschaft von meiner gnädigen Frau, der Tochter des Königs von Babylon!" Als die Franzosen dies hörten, führten sie ihn vor den König, zu dem der Herold, indem er auf die Kniee niederfiel, also sprach: „Meine gnädigste Herrin Marcebylla, Prinzessin von Babylon, thut Euch, Herr König, kund und zu wissen, daß morgen zur rechten Tageszeit ihr Freier, der Riesenkönig, vor der Stadt Paris erscheinen wird und mit dem mannlichsten Ritter, den Ihr unter den Eurigen finden möget, zu fechten bereit ist." Der König erwiderte: „Lieber Freund! hat dein Riesenkönig Lust zu streiten, so soll ihm dieses gewährt sein, und er wird morgen zur rechten Stunde seinen Gegner auf dem Kampfplatze finden." Da sagte der Herold dem König großen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Dank, ritt aufs schnellste zurück und meldete seiner Herrin den günstigen Erfolg seiner Botschaft.

Am anderen Tage vor Sonnenaufgang wappnete sich der Riesenkönig, begehrte jedoch als Waffe einzig und allein sein Heidenschwert. Ebenso wollte er auch auf kein Roß sitzen, sondern frei und ledig zu Fuße gehen, denn er war bei zwölf Fuß lang. Wie er vor die Stadt gekommen war, zog er sein Schwert aus und schrie mit lauter Stimme: „Ich streite, ich streite für meine Herzenskönigin. Wer da Lust hat, komme heran, so will ich sein nicht fehlen!“ Die Einwohner der Stadt Paris hatten dies Geschrei gehört, liefen eilig auf ihre Mauern, und als sie den entsetzlichen Riesenkönig sahen, erschraken sie dermaßen, daß sich keiner vor die Mauern hinauswagen wollte. Einzig und allein ein junger, edler Ritter aus Frankreich sprach: „Bringet mir Roß und Waffen, denn ich habe große Lust, mit diesem Riesen zu streiten.“ So wurde der Ritter in Eile gewaffnet, dann nahm er Urlaub vom Könige, der eine große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor öffnete sich ihm. Sobald er im freien Felde war, rannte er ohne Säumen mutig auf den Riesen los, also daß dessen Panzer durchstochen ward, doch drang der Speer nicht in den Leib, und der Riese stand unerschütterlich wie ein Turm. Dabei lauerte er auf seinen Vorteil, und ehe sich der Ritter es versah, geriet dem Riesen ein Griff, daß er seinen Feind erwischte, aus dem Sattel hob und wie eine Feder auf seine Achsel nahm und mit ins Lager trug, wo er ihn der Jungfrau Marcebylla zum Geschenk machte. Der junge Ritter meinte nicht anders, als daß er auf der Stelle sterben müßte; aber die Königstochter erbarmte sich seiner, denn sie war den Christen im Herzen nicht feind und nahm ihn vorläufig in ihr Gefolge auf.

Am anderen Morgen waffnete sich der Riese abermals zum Streite. Bald darauf hörte man ihn hart am Thore vor Paris mit lauter Stimme gräßlich schreien: „Hier stehe ich alle Stund zum Streite bereit. König Dagobert, dir soll es übel ergehen, wenn du die Stadt Paris nicht übergeben willst! Denn du wirst keinen Ritter mehr finden, der mit mir streiten mag!“ Und wirklich waren alle Fürsten und Herren arg erschrocken, und keiner von ihnen empfand eine Lust, mit dem Riesen zu kämpfen.

Indem spazierten der Bürger Clemens und sein Sohn Florens zufällig am königlichen Schlosse vorüber und hörten dort die Schildwache reden, daß man drinnen soeben den frommen König Dagobert zum Kampfe wider den Riesen waffne, da keiner seiner Ritter den

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Streit bestehen möge. Kaum vernahm Florens diese für die Ritterschaft so beschämende Kunde, so fing er an, seinen Vater inständig zu bitten, daß er ihn gegen den Riesen streiten lassen wolle. Clemens mahnte lange seinen Sohn ab, konnte aber zuletzt dessen Flehen nicht mehr widerstehen und sprach ganz ärgerlich: „So fahre hin und lebe nach deinem Willen! Ein gutes Roß kann ich dir geben, doch meine Rüstung wird wohl arg verrostet sein!“ Jetzt war Florens vergnügt, und bald hatte er sich mit dem rostigen Harnisch gewaffnet. Sodann gürtete er sich seines Pflegevaters großes Kreuzschwert um, schwang sich auf das ihm vorgeführte Roß und rief: „Wo ist der Riesenkönig? Nun gebt mir noch den Speer!“ Der Vater reichte ihm auch den und sprach: „Nun fahre hin lieber Sohn, Gott wolle dir Gnade verleihen, daß du an diesem Tage Ehre einlegest. Je größere Streiche du dem Riesen versetzest, je lieber wirst du mir sein!“ — „Vater“, sagte Florens, „ich hoffe dem König Dagobert noch am heutigen Tag das Haupt des Riesen in die Hände zu liefern!“ Mit diesen Worten nahm Florens Urlaub von den Seinigen und ritt davon durch die Gassen von Paris bis ans Thor.

Zur selben Stunde hub auch der Riesenkönig vor dem Thore abermal zu schreien an: „Ihr Pariser, ihr Christenhunde, wollet ihr nicht das Thor aufthun? sonst müsset ihr alle von meinen Händen sterben, und euern König Dagobert hänge ich an den Galgen!“ Florens, als er den Riesen so schreien hörte, hatte keine Ruhe mehr und ließ sich das Thor öffnen. Da lief in Paris alles auf die Mauern, denn jetzt merkten sie, daß der rostige Ritter mit dem Riesen streiten wolle. Der gute alte Clemens saß rittlings auf die Mauerzinne und rief seinem Sohne den Segen hinab. Indem sprengte Florens auf den Riesen zu. Als dieser ihn kommen sah, rief er ihm entgegen: „Wahrlich, du glänzender Ritter, du magst dem wohl billig Dank sagen, der dich gewappnet hat. Beim Gott Mahomeds, mit einem so rostigen Ritter zu fechten wäre mir Schande!“ Bei diesen schmählichen Worten zitterte Florens vor Zorn und sprach zum Riesen: „Ich merke wohl, daß du mein spottest, aber ich will dich bald besser reden lehren!“ Hierauf rannte Florens gegen den Riesen und sprach ein leises Gebet. Da stand ihm Gott bei, also daß er den Riesen mit dem Speer auf den Boden rannte, und ihm den Rücken so durchstach, daß das Blut wie ein Bach zur Erde floß. Der Riesenkönig war durch den Stoß schwer erzürnt raffte sich auf und holte mit seinem gewaltigen Schwert aus. Aber Florens sprang mit dem Pferde ein wenig beiseite und faßte den Streich mit seinem Schwert auf. Dann holte er selbst zum

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Streiche aus, so sicher und stark, daß er dem Riesen den linken Arm abschlug, so daß dieser vor ihm nieder auf die Erde fiel.

Der Riese trauerte um seinen Arm und sprach in großem Zorn: „Du Bösewicht, meinest du, du habest mich damit überwunden? Nein, beim Gotte Mahomeds, und wenn du fünfzehn der stärksten Ritter bei dir hättest, so müßten sie alle mit dir sterben!“ Florens antwortete: „Du lügst, mit mir ist der lebendige Gott!“ Damit faßte er sein Schwert mit beiden Händen und that einen so harten Streich auf den Riesen, daß er ihm den Helm vom Kopfe schlug. Der Riese aber war auch nicht unbehende, er schlug ernstlich zu und traf mit seiner Faust das Roß des Gegners auf den Kopf, daß es zur Erde fiel. Wohl schwang sich Florens behende auf seine Füße, doch war er in großen Sorgen, denn er fürchtete den Fußkampf mit dem Riesen nicht auszuhalten. Dieser aber, seinen Vorteil ersehend, trat auf Florens zu und sagte zu ihm: „Nun hast du deinen letzten Tag erlebt; nun will ich Frankreich in dir überwinden!“ Dabei schlug er mit seinem Schwert gräßlich auf Florens los, strauchelte aber in der Hitze über einen Stein und that einen Fall, von dem der ganze Platz erzitterte. Jetzt sprang Florens ohne Säumen hinzu und gab dem Riesen so manchen harten Streich, daß er über und über blutend seinen Sieger um Gnade anflehen mußte. Aber Florens sprach: „Falscher Heide, du mußt sterben!“ und mit diesen Worten hieb er dem Riesen sein Haupt ab. Dieses aber war so groß, daß es Florens mit aller seiner Stärke kaum an seinen Sattel zu binden vermochte, denn sein Roß war während des Fußkampfes von dem Stoße wieder genesen und hatte sich neben seinem Herrn aufgestellt.

Nun sprangen Clemens und alle, die auf der Mauer waren, mit lauter Freude hinab und rannten zum Thor hinaus, Florens entgegen, um ihn in die Stadt zu geleiten. Aber Florens hatte ein anderes Anliegen. Er gab ihnen das ungeheure Haupt des Riesen und befahl ihnen, dasselbe dem König Dagobert zum Geschenk zu bringen. Ihn selbst mußten sie des Weges reiten lassen; denn er hatte sich selbst einen Schwur gethan, nimmermehr nach Paris zurückzukehren, er hätte denn zuvor des Königs Tochter aus Babylonien gesehen, deren Schönheit Freund und Feind pries. Beim Berge Montmartre fand er endlich Marcebyllas und ihrer Jungfrauen Lager aufgeschlagen, und der Zufall wollte es, daß die Königstochter selbst sich gerade vor ihrem Zelte im Grünen erging. Da sah sie von ferne einen Reiter, den sie für einen der ihrigen hielt, auf ihr Zelt zueilen und blieb verwundert stehen, um zu erfahren, was der rostige Ritter wohl begehren möchte.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Florens that, wie wenn er ihrer gar nicht achtete, als er aber an ihrer Seite war, wandte er plötzlich sein Pferd, faßte sie beim Arm und schwang sie mit aller Geschicklichkeit zu sich auf den Sattel. So ritt er mit ihr davon. Der Fürstin Marcebylla aber war kläglich zu Mute. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber war, ob Christ oder Heide. Darum rief sie jammernd: „O Gott Mahomeds! ist denn kein wackrer Held da, der mir zur Hilfe komme?!“ Auf ihren Hilfeschrei eilten die Heiden herbei, schwangen sich auf ihre schnellen Pferde und waren bald dem Florens auf den Fersen, der sich zur Wehre setzen mußte und wohl merkte, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte. Darum wurde er gar traurig und ließ sie vom Sattel mit großem Unmut auf die Erde gleiten, wobei ein Ärmel ihres kostbaren Gewandes in seinen Händen blieb. Kaum aber behielt er Zeit, das Beutestück unter seinem Harnisch zu bergen, denn schon hielten ihn mehr denn hundert Heiden umringt und schlugen mit großem Geschrei grimmig auf ihn ein. Da feierte er auch nicht und fuhr unter sie mit seinem Schwerte, daß bald zwölf Heiden tot oder sterbend auf dem Boden lagen, darunter zwei Könige und der Admiral aus Persien. Als aber immer mehr neue Feinde heraneilten, da mußte Florens endlich die Flucht ergreifen. Auf seinem Wege sah er seinen Vater Clemens mit zweihundert wohlgerüsteten Franzosen, die der König Dagobert ihm zur Hilfe ausgeschickt hatte, ihm entgegenreiten. Nun kehrte Florens um, und sie alle miteinander schlugen die Feinde und jagten sie bis nach Dampmartin, in das Hauptlager des Sultans. Auf dieser Flucht erschlugen die Franzosen an zweitausend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden und führten bei sechstausend Mark Goldes als Beute nach Paris.

Marcebylla aber, die sich nach ihren Zelten gerettet hatte, fand die ganze Nacht keinen Schlummer, denn sie konnte den fremden Ritter nicht vergessen, der sie mit so hoher Kühnheit hatte entführen wollen.

Nach dem glorreichen Siege über die Heiden zog nun Clemens mit den Franzosen freudig und reich an Beute in die Stadt Paris ein. Dem Florens ward sein Schwert vorangetragen. Die Fürsten und Herren ritten ihm mit großen Ehren entgegen und geleiteten ihn in den Palast des Königs. Hier trat er vor den König Dagobert und wollte vor ihm niederknieen; aber der König gab dies nicht zu, sondern umarmte ihn mit großer Freude und sprach: „Florens, es ist mein königlicher Wille, daß du sogleich zum Ritter geschlagen werdest.“ Da kam zuerst Kaiser Oktavianus, den eine besondere Zuneigung zu Florens trieb, und legte ihm den mit göldenen Spangen köstlich verzierten Harnisch an. Dabei wußte der Kaiser nicht wie ihm war, aber

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

er mußte an Weib und Kinder denken, er konnte sich nicht enthalten, sondern gab Florens einen Kuß. Nächstdem trat der Fürst von Österreich herzu und wappnete den jungen Helden mit Armzeug und Beinschienen; der König aus Irland schnallte ihm die goldenen Sporen an, und der König von Spanien setzte ihm den Helm auf. Zuletzt schlug ihn der König von Frankreich mit seinem Schwert zum Ritter. Und nun ertönten die Fanfaren der Trompeter und luden zur köstlichen Tafel ein, bei welcher Florens zwischen dem König Dagobert und dem Kaiser Oktavianus den Ehrenplatz einnahm.

Da nahm Kaiser Oktavianus des Augenblicks wahr und sprach zu dem jungen Helden: „Lieber Florens, saget mir die lautere Wahrheit. Ist der alte Clemens Euer rechter Vater von Geburt?“ — „Erhabener Kaiser,“ erwiderte Florens, „Clemens hat mich stets als ein leiblicher Vater gehalten; aber seine Hausfrau hat anderen Leuten gesagt, er habe mich einst am Gestade des Meeres gefunden und nach Paris gebracht. Ob sie recht hat, oder mich verleugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei Euch, Herr Kaiser, so wohl zu Mut, als ob Ihr mein rechter Vater wäret.“ — „Habt Ihr Eure rechte Mutter gekannt?“ sprach der Kaiser. „Ich habe sie mit Wissen nie gesehen,“ erwiderte Florens. Da erkannte der Kaiser Oktavianus, daß Florens sein leiblicher Sohn sei. Das Herz im Leibe wollte ihm zerspringen, und doch wollte er seine eigene Sünde nicht offenbaren; so schwieg er still. Inzwischen wurde das Mahl aufgetragen, und der köstlichen Speisen wollte kein Ende werden. Erst da die Nacht anbrach, schieden die Gäste aus dem Schlosse und suchten die Ruhe auf.

Aber Florens konnte nicht schlafen, sondern mußte immerdar an den heidnischen Sultan und sein schönes Töchterlein Marcebylla denken. Da stand er mitten in der Nacht auf, befahl dem Diener sein Roß zu satteln und wappnete sich mit Hilfe seines Kämmerlings. Darauf setzte er sich zu Pferd und ritt um Mitternacht davon bis ans Thor, das ihm der Thorhüter, sobald er den Ritter erkannt hatte, ehrerbietig öffnete. Also ritt Florens fröhlich fort und machte noch vor Tag die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sultans. Und als der helle Tag anbrach, war er nicht mehr weit von den heidnischen Zelten, von denen dasjenige des Sultans einen hellen Schein von sich gab, weil es mit Gold und Edelsteinen bedeckt war. Florens hieb jetzt einen Zweig von einem Ölbaum, hing sich den vor seine Brust und dachte sich als einen Boten auszugeben, der mit dem Sultan zu verhandeln hätte. So befahl er sich dem Allmächtigen und ritt auf das feindliche Lager zu. Dies hatten einige gewaffnete Heiden gesehen, und da sie

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

in ihm einen Christen erkannten, so rannten sie auf ihn zu in der Absicht, ihn niederzuhauen. Als sie jedoch den Ölzweig an seiner Brust gewahr wurden, der auch bei den Heiden ein Zeichen des Friedens ist, ließen sie ihn ungekränkt bis an das Zelt des Sultans ziehen. Da stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein.

Er fand den Sultan, der einen ellenlangen schneeweißen Bart hatte, in großer Majestät auf einem goldenen, mit haselnußgroßen Rubinen, Smaragden und Saphiren gezierten Stuhle sitzen, und um ihn waren im Kreise sechzehn Könige gelagert. Florens staunte über all der Macht; da faßte er sich, zog den Helm ab, um verständlicher reden zu können und sprach mit männlichem Stolze zu dem Sultan: „Mein gnädiger Herr, der König Dagobert von Frankreich läßt dir also entbieten: Du sollst vor seiner königlichen Krone erscheinen und von ihr Gnade begehren, weil du den Frevel gewagt hast, in unser Land einzufallen. Thust du dieses nicht, so kommst du mit deinem Volke nimmermehr in die Heimat. Danach magst du dich richten!“ Der Sultan war über diese trotzige Rede fast von Sinnen gekommen. Er ergriff ein scharfes Messer und warf es nach Florens, dieser aber wich behende dem Wurf aus, und das Messer fuhr drei Finger tief in einen Zeltpfosten. Alsbald aber gereute den Sultan, was er gethan hatte, weil Florens ein Bote vor seinen Augen war. Daher sagte er: „Nimm für den Schrecken einen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück zu deinem Könige Dagobert und sage ihm meine Antwort: Wenn er unseren Gott Mahomed nicht anbeten will, so werde ich nimmermehr über das Meer zurückkehren, ehe denn ich ihn getötet und ein Land unterwürfig gemacht habe.“

Der Sultan hatte eben diese Rede vollendet, als seine Tochter Marcebylla eintrat, um ihrem Vater den Morgengruß zu bringen. Da beim Erblicken des fremden Ritters wich alle Farbe von ihr, denn sie hatte ihn auf der Stelle wiedererkannt, doch fing sie an, mit verstellten Worten mit ihm zu sprechen: „Sag an, du Christenmann, kennest du nicht einen Ritter am Hofe deines Königs, der in einen rostigen Harnisch den Riesenkönig zu Tode geschlagen hat?“ Florens erwiderte mit Ehrerbietung: „Ja, gnädigste Fürstin, ich kenne jenen Ritter sehr gut und weiß, daß er Euch von Herzen hold ist. Zum Zeichen führt er auf seinem Helm den rechten Kleidärmel, den er Euch vordem entrissen hat.“

Jetzt erkannte Marcebylla den Ritter Florens erst recht gewiß und hätte gerne noch lange mit ihm geredet, wenn sie sich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Florens aber setzte sich wieder auf sein Roß und rief in das Zelt hinein, dem Sultan zu: „Ich fahre diesmal wieder davon, aber du hast unredlich nach mir mit dem Messer geworfen, darum sei dir gesagt, in kurzer Zeit soll es dich reuen, dein Leben steht auf der Spitze meines Speeres!“ — „Was sagst du schändlicher Bube,“ rief der Sultan; „du giebst dich für einen Boten aus und verrätst dich doch durch schnöde Drohworte?“ Und mit lauter Stimme schrie er: „Liebe Könige und Herren, schlagt mir den Schelmen tot!“ Als das die Heiden hörten, rannten sie dem Florens nach und wollten ihn umbringen. Doch Florens zog sein Schwert und schlug unter sie, daß bald zwei Könige tot auf dem Boden lagen, und drei andere Heiden lahm gehauen wurden. Dann wandte er sein Pferd und sprengte so schnell er konnte der Stadt Paris zu.

Die Heiden nahmen indes die zwei toten Könige und trugen sie unter lautem Wehklagen in des Sultans Zelt. Dieser wurde bei dem kläglichen Anblicke ganz rasend, versammelte sogleich alles Volk und sprach: „Liebe Herren und gute Freunde, rüstet euch alle zur Wehr, denn die Stadt Paris muß zerstört werden. Achtzigtausend Mann will ich davor schicken, und kommt der König Dagobert und sein Bote in meine Gewalt, so müssen sie eines grausamen Todes sterben.“

Die Jungfrau Marcebylla vernahm aus den Reden ihres Vaters, daß dem Florens kein Leid widerfahren sei, darüber freute sie sich und bat den Gott Mahomeds, daß er ihn schirmen möge.

Der Sultan aber that, wie er geschworen hatte. Er schickte all sein Kriegsvolk vor Paris, es aufs härteste zu belagern. Allein auch König Dagobert hatte alle seine Leute aufgeboten, zog mutig aus der Stadt und griff die Heiden im Sturme an. Der mutigste Kämpfer war der König von Frankreich; alle Streiche, die er schlug, saßen fest, sei es auf Roß oder Mann. Auch Kaiser Oktavianus wollte nicht säumen. Er rannte mit seinem Speer durch die Heiden hin und her, und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Österreich, der König von Spanien und andere Fürsten brachten unzählige Feinde ums Leben. Aber keiner war über Florens; vor dem konnte kein feindlicher Held standhalten, sie flohen, sowie er nur gegen sie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, sie schlugen sich noch so männlich um den Sieg, daß zuletzt der König Dagobert von ihnen umringt wurde. Manch harter Streich traf ihn; zuletzt wurde sein Roß unter ihm erstochen. Da rief er in der Not: „Ach Gott und du heiliger Dionysius!“ Diesen Ruf hörte Florens, der nicht weit von dem Könige

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

war, und drang zu ihm, indem er eine lange Gasse vor sich her machte. Der erste, den er zu Grunde stach, war der König von Persien. Dessen Roß nahm er, setzte den König von Frankreich darauf und sprach zu ihm: „Seid unerschrocken Herr, wir wollen unsere Feinde bald dämpfen.“ Jetzt aber fing die Schlacht erst recht von neuem an, und auf beiden Seiten wurde viel Blut vergossen. Endlich aber hielten die Heiden den Anlauf nicht länger aus, sondern fingen an zu fliehen, und Florens samt dem Kaiser Oktavianus und dem Könige von Spanien setzten ihnen nach auf zwei Meilen Weges, und auf der Flucht erstachen sie über fünftausend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, mancher halbtot vor der Stadt Paris; Äcker und Wiesen waren von Toten bedeckt; das Blut floß wie ein Bach. Am Ende waren der Heiden auf dreißigtausend Mann erschlagen. Der König mit seinem Volke zog wieder ein in Paris und lobte Gott. Die Heiden aber flohen in das Lager vom Dampmartin zu ihrem Sultan und klagten ihm, was geschehen. Da sprach der Sultan: „Bei unserem Gott, der Tod unseres Volkes darf nicht ohne Rache bleiben; seid zum Streite gerüstet, vierzigtausend tapfere Streiter vermag ich noch, die müssen zum zweitenmale die Stadt belagern!“ Dann rief er sieben Könige, die ihm übrig waren, und übergab ihnen dieses Heer. Auch schwur er, wenn er den Boten bekäme, so wolle er ihn durch vier starke Pferde in Stücke zerreißen lassen. Diese Drohungen hörte die Jungfrau Marcebylla wohl und betete heimlich zu ihrem Gotte, daß er den Ritter nicht in die Hände ihres Vaters fallen lassen wolle. Aber zum Sultan sprach sie: „Vater, wenn Ihr meinem Rate folgen wollet, ich glaube, ich könnte das Wagnis unternehmen und ihn in Euere Gewalt bringen.“ — „Wie sollte das möglich sein, liebe Tochter?“ fragte der Sultan. — „Ich will es Euch sagen,“ erwiderte die Jungfrau. „Mit meinen Gespielinnen will ich mit den sieben Königen ziehen; auf der grünen Matte vor der Stadt Paris, am Gestade des Seineflusses, will ich mein Lager aufschlagen. Sobald der Schändliche meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann sollen ihn meine Ritter bewältigen und sein Haupt Euch zum Geschenke bringen.“

„Wohl geredet, schöne Tochter,“ sprach der Sultan, „deinem Rate soll in allen Stücken gefolgt werden.“

So zogen die Heiden noch einmal mit vierzigtausend Mann vor Paris. Aber in der Stadt war man auf sie gefaßt, alles lief auf die Mauern, schoß Pfeile und warf Steine auf die heranstürmenden Feinde. Am Gestade des Seinewassers aber war Marcebylla gelagert und

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

schärfte ihren Blick auf Florens. Dieser wußte gar nichts von ihr; er war zu Hause, rüstete sich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler, ihm vertrauter Ritter zu ihm und sprach: „Wisset, tapferer Florens, die Jungfrau, die Euch so wohl gefällt, hat ihr Lager am Gestade des Stromes errichtet.“ Florens, als er dieses hörte, umarmte den Ritter vor Freuden und machte sich unverweilt auf den Weg nach der Seine. Da sah er von weitem Marcebylla, und auch sie erkannte den Ritter von ferne, denn um den Helm trug er den Ärmel geknüpft, den er ihr einst abgenommen hatte. Florens hatte jetzt keine Ruhe mehr. Mit Helm und Harnisch angethan, sprang er zu Roß in den Seinefluß, durchschwamm ihn und war bald auf der anderen Seite des Wassers, wo der Jungfrauen Zelte standen. Hier ritt er auf Marcebylla zu, die ihn mit lieblicher Gebärde begrüßte und sich jetzt ganz willig von ihm gefangen nehmen ließ. Nachdem Florens seine holde Beute vor sich auf dem Sattel geborgen hatte, schwamm er ohne Säumen wieder über das Wasser und erreichte ohne Unfall die Stadt. Dort führte er seine Braut in das Haus seines Vaters Clemens, und bestellte zwanzig Edelknaben, die ihrer warten sollten; er selbst nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebylla aber befahl ihn mit großem Seufzen dem wahren, allmächtigen Gott, denn von Mahomeds Gott wollte sie nichts mehr hören.

Florens ritt indessen mit großen Freuden wieder in die Schlacht. Im Treffen begegnete er bald dem überaus tapferen Heidenkönig Alamphatin, den rannte er mitsamt seinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann stürzte er sich immer tiefer in die Haufen und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter sie kam und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert und kam ihm zur Hilfe. Auf einer anderen Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiser Oktavianus und der Sultan gegeneinander, der Speer des Kaisers Oktavianus prallte an dem Harnisch des Sultans ab, und dieser schrie seinem Heidenvolk zu: „Wird der schändliche Verräter nicht von euch gefangen, so bin ich euch nimmermehr günstig!“ Nun schlugen alle Heiden auf den Kaiser zu, und sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen. Nur Florens allein sah des Kaisers Not im wüsten Getümmel, eilte zu ihm hin und brachte mit seinen männlichen Streichen manchen Heiden um. Zuletzt aber, nachdem sein Roß unter ihm erstochen, wurde er doch müde, und so mußte er sich samt dem Kaiser den Heiden gefangen geben, die sie beide hart mit Stricken schnürten und zu des Sultans Zelt führten.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Vergebens suchte der König Dagobert in der Schlacht nach seinen beiden Freunden; niemand wußte von ihnen zu sagen. Da ergrimmte er und schwur, die Heiden zu verderben. Mit unwiderstehlicher Gewalt rückte er gegen die Schlachtordnung der Feinde an, daß deren Reihen sich verwirrten, und an zehntausend durch die Franzosen erschlagen wurden. Da kehrten die Heiden um und ergriffen die Flucht. Als der Sultan wieder in sein Zelt gekommen war, erhielt er die Nachricht, daß seine Tochter Marcebylla gen Paris geführt worden sei. Da brach er in ein lautes Jammergeschrei aus und sprach zu seinen Heerführern: „Verwünscht sei die Stunde, wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die Christenhunde werden uns alle umbringen! Sehet aber zu, daß die zwei gefangenen Bösewichter wohl verwahrt sind und führet sie über das Meer mit in unser Land, wo ich sie eines grausamen Todes sterben lassen will."

So wurden Octavianus und Florens schimpflich mit Stricken gebunden, von dem fliehenden Heere der Heiden hinweggeführt. — — —

Nun lassen wir Florens und seine wunderbaren Thaten und kehren uns zu seinem Bruder Lion und der Kaiserin, seiner Mutter. Als diese zu Jerusalem bei dem redlichen Edelmann Herberge machte, nahm derselbe sich des kleinen Kindes an und erzog es zu einem ritterlichen Jünglinge.

Es geschah aber um diese Zeit, daß der türkische Kaiser wider den König von Akron Krieg führte und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Fürst Lion an den Hof dieses Königs und begehrte in seine Dienste zu treten. Der schöne und starke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen und erhielt einen guten Harnisch samt voller Rüstung zum Geschenke. Lion war ein Christ, denn die Kaiserin hatte ihn zu Jerusalem taufen und seinen Namen nach der treuen Löwin, die immer ihre Hausgenossin war, nennen lassen. Auch wich die Löwin von dem Knaben nimmer, und so zog sie auch mit in diesen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zusammenkamen, schlugen sie sich ritterlich. Lion focht mitten unter den Heiden, und seine Löwin half ihm streiten; er erschlug, sie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu sagen, flohen die Feinde. Der türkische Kaiser wurde gefangen und ihm das Haupt abgeschlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Lion mit angesehen hatte, ließ ihn rufen und fragte nach seiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige, was er von seiner Mutter gehört hatte. Sogleich wurde nach der Mutter gesandt, welche bald vor des Königs Angesicht erschien. Da sprach der König zu ihr: „Würdige Frau, ist's Euch nicht zuwider,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

so sagt mir, von welchem Geschlecht Ihr seid.“ Da sprach die Kaiserin: „Herr König, mein Geschlecht ist Oktavianus, der Kaiser zu Rom.“ Und damit erzählte sie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geschick.

Als der König dieses vernahm, ward er erstaunt und betrübt und sprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! Ihr habt unrecht gethan, daß Ihr so manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne mir Euer Elend zu wissen zu thun. Nun aber seid fröhlich, was ich habe und vermag, das will ich mit Euch teilen.“ Die Kaiserin dankte dem Könige vielmal; Lion aber sprach zu ihm: „Unüberwindlicher Herrscher, meine Bitte an Euch lautet, daß Ihr mich aus Euren Diensten entlassen wollet; denn es ist mein Vorhaben, zu dem König von Frankreich übers Meer zu fahren; vielleicht, daß er als Freund des Kaisers seinen Einfluß darauf verwendet, meine Mutter in ihre Würde und Ehre wieder einzusetzen.“ Der König antwortete: „Eure Bitte ist gewährt, schon um der großen Hilfe willen, die Ihr mir gegen die Türken geleistet habt. Deswegen sollt Ihr auch von mir eine ehrliche Summe Goldes zum Geschenk erhalten und tausend wohlgewappnete Ritter, die Ihr von dem Gelde ernähren möget.“

Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten sich mit ihren Rittern auf, zogen durch das Land und fuhren über das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an, wo sie von dem Einfall der Heiden in Frankreich hörten. Ohne Säumen eilten sie nun weiter und waren noch nicht lange unterwegs, als sie auf viele tausend Heiden zu Roß und zu Fuße stießen. Unter ihnen befand sich auch der Sultan; er war mit seinem ganzen Volke nach jener Schlacht vor Paris auf der Flucht und im Begriffe, nach Babylon zurückzukehren.

Inzwischen rückte Lion mit seinen Rittern so nahe auf die Heiden, daß er ihren wirren Zustand erkannte. Darum sprach er zu den Seinigen: „Seid unerschrocken. Es sind die Heiden, die gegen das Christenblut toben. Seht, dort führen sie zwei vornehme Gefangene, die werden hart von ihnen geschlagen! Es sind gewiß Fürsten. Laßt sehen, was das alles ist!“ Seine Genossen erklärten sich bereit, in allem seinem Willen zu folgen, und führten die Kaiserin an einen sicheren Platz, bis das Treffen vorüber wäre. Dann fiel Lion mit seinen Rittern unter die Heiden, die nichts dergleichen erwarteten, erwürgte ihrer in kurzer Zeit die Hälfte und nahm mit Hilfe seiner ungeheuern Löwin, die manchen Heiden zerriß, auch den Sultan gefangen.

Die Schlacht war vorüber, und alle ruhten vom heißen Kampfe aus. Da trat Lion zu den beiden Gefangenen, und als er hörte, daß

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

einer von ihnen der Kaiser Oktavianus sei, konnte er vor großer Freude kaum an sich halten. „Herr Kaiser," sprach er, „wenn Eurer Majestät Gemahlin Euch vor die Augen gestellt würde, vermeintet Ihr sie zu erkennen?" — „Fürwahr, sehr wohl," erwiderte der Kaiser; „aber, Gott erbarms, ich bin wohl sicher, daß ich sie nie mehr sehen werde." Da nahm Lion den Kaiser bei der Hand, winkte dessen Genossen Florens, und sprach zu ihnen: „Folget mir nach, beide Herren!" Und nun führte er sie dem Orte zu, wo seine Mutter vor der Schlacht geborgen war. Sobald die Kaiserin von ferne ihren Gemahl sah, erkannte sie ihn und mußte vor Freuden weinen. Auch Oktavianus durfte die edle Frau nicht lange ansehen; er erkannte sie alsbald, empfing sie mit weinenden Augen und nahm sie in seinen Arm. Da mochte man große Freude sehen. Dann fragte der Kaiser die fromme Frau, ob der Jüngling Lion ihr Sohn sei? Und da sie dies bejahte, fiel er seinem Sohne Lion um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den anderen. Die Kaiserin aber sah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber junger Ritter, sagt mir, von wannen seid Ihr? Denn wahrlich, Ihr und mein lieber Sohn Lion seid einander gar ähnlich von Angesicht und Gebärden!" Florens sprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; dies aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris am Meeresgestade gekauft hat." Die Kaiserin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn sein müsse; ihr Blut kam in heiße Regung, und sie sprach schnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich Eure Mutter bin und der Kaiser Euer Vater. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns miteinander zu König Dagobert nach Paris ziehen."

Alle waren in großer Freude und Erwartung, und so rückte der ganze Heerhaufe, Kaiser Oktavianus und die Kaiserin, Florens und Lion samt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botschaft von der Erlösung des Kaisers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte sie für tot verloren gegeben. Sogleich nach seiner Ankunft in Paris wurde der Sultan von dem jungen Fürsten Lion dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geschah kein Leid. An einem und demselben Tage wurden er und seine Tochter Marcebylla durch den Bischof von Paris getauft und der edle Florens mit seiner Braut zur Kirche geführt und vermählt.

Jetzt schickte König Dagobert auch zu dem Bürger Clemens, welcher den Florens so lange erzogen hatte, und sprach zu ihm: „Clemens, höret mir zu! Bei dem Eide, den Ihr mir als guter Unterthan zu-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

geschworen habt, saget mir, ist der Jüngling Eures Geschlechtes?“ Clemens erschrak vor dem Ernste des Königs und erzählte, wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen. Sobald die Kaiserin die Rede vernahm, rief sie: „Ja, es ist wahrlich mein Sohn; er ist mir in dem wilden Walde gestohlen worden!“ lief auf Florens zu und küßte ihn mit klopfendem Herzen. Dem Kaiser, als er seine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahete sich ihm und bezeigte ihm seine große Freude. Da sprach Kaiser Oktavianus: „Ja, es ist eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu teil geworden ist. Darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe.“ So leid es dem König Dagobert that, konnte er hiergegen nichts einwenden, und somit verließ drei Tage später der Kaiser mit den Seinigen die Stadt Paris, und der König mit sämtlichen Rittern gaben ihnen das Geleite. Florens aber wollte seinen lieben Pflegvater, dessen Hausfrau und seinen vermeinten Bruder Claudius nicht hinter sich lassen, sondern sie mußten alle drei mit ihm nach Rom ziehen. Die Römer empfingen ihren Kaiser herrlich, und als Oktavianus in seiner Stadt angekommen war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt, und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides um so eher, als die Mutter des Kaisers keine weiteren Bosheiten an ihr verüben konnte; denn diese war schon vor langer Zeit gestorben. Der Kaiser aber schlug seinen lieben Sohn Lion zum Ritter und verheiratete ihn mit der schönen Rosamunde, der Tochter des Königs von Spanien, worüber alles Volk große Freude hatte.

Dies ist die Geschichte vom Kaiser Oktavianus und seinen zwei Söhnen.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Herzog Ernst.

(Mit Bild.)

Als im römischen Reiche Kaiser Otto mit ganzer Gewalt herrschte, und ihm der bittere Tod seine Gemahlin genommen hatte, gedachte er zu einer neuen Ehe zu schreiten, und warb um die fromme und tugendsame Witwe des Herzogs von Bayern und Oesterreich. Aber die Herzogin, welche Adelheid hieß, hatte sich vorgesetzt, in ihrem ehrbaren Witwenstande zu verharren, und erst als sie von ihrem jungen, ritterlichen Sohne, dem Herzog Ernst und dessen bestem Freunde und Vetter, dem Grafen Wetzel, heftig mit Bitten bestürmt wurde, willigte sie endlich in die Heirat mit dem Kaiser Otto, und so ward die Hochzeit in der Stadt Mainz mit kaiserlicher Pracht begangen; wobei auch der junge Herzog Ernst zugegen war und dem Kaiser alle Ehrfurcht und Unterthänigkeit als ein gutwilliger Sohn erwies. Auch Kaiser Otto hatte ein herzliches Wohlgefallen an dem frommen und ritterlichen Stiefsohne und beschenkte ihn mit herrlichen Kleinodien, ehe er ihn wieder in sein Herzogtum entließ.

Aber dieses friedliche Leben währte nicht lange. Denn es war einer am Hofe, der Pfalzgraf Heinrich genannt, ein ungetreuer, falscher Mann, der die Einigkeit, welche den Kaiser mit seinem Stiefsohne verband, nicht mit ansehen konnte. Darum dachte er, wie er bösen Samen darein säen könnte, und sprach einsmals voll Tücke zu dem Kaiser Otto: „Allergnädigster Herr! ich habe eine Rede vor Eure kaiserliche Majestät zu bringen von Euerm Sohne, dem Herzog Ernst, den Ihr so lieb habt, und vor anderen Räten ehret. Dieser Fürst trachtet früh und spät Euerm Leben ein Ende zu machen, um das ganze Reich allein besitzen zu können. Darum sehet Euch vor, daß Ihr solches abwehret, ehedenn es zu spät ist!“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Da der Kaiser solche Worte von dem Pfalzgrafen vernommen hatte, ward er gar traurigen Muts und sprach zu dem Verleumder: „O, mein lieber Heinrich, wenn dem also ist, so will ich, während derselbe gen Regensburg geritten ist, insgeheim und ohne der Kaiserin Wissen ein Heer sammeln, an dessen Spitze du in Bayern einfallen und das Land besetzen mögest, bis Herzog Ernst selbst sich uns zur Haft gestellt hat.“ Und also geschah es. Der arge Pfalzgraf zog wider Österreich und Bayern, schlug viel Volkes zu Tode und hauste grimmig mit Sengen und Brennen. Herzog Ernst aber war über diesen bösen Anschlag seines Stiefvaters in großer Kümmernis und sagte unter bitteren Thränen zu seinem Freunde Wetzel: „O allmächtiger Gott! welche Verleumdung mag zu des Kaisers Ohren gekommen sein, daß er es über sich vermocht hat, mich zu verderben!“

Da er sich jedoch unschuldigen Herzens fühlte, so feierte der kühne Herzog auch nicht, sondern sammelte seine Ritter und sein bestes Kriegsvolk, wohl an viertausend streitbarer Männer, und zog mit dem Heere Bamberg zu, um den Feind aus dem Lande zu schlagen. Wie das Heinrich, der Pfalzgraf, vernahm, zog er mit seiner Macht dem Herzog Ernst entgegen und da ihre Scharen zusammentrafen, schlugen sie einander auf beiden Seiten viel Volks zu Tode. Zuletzt behielt Herzog Ernst das Feld und tötete den verleumderischen Pfalzgrafen mit eigener Hand, indem er ihn mit seinem Schwerte durchbohrte.

Als die böse Zeitung vor den Kaiser kam, wurde er ergrimmt und sprach: „Das will ich nicht ungerächt lassen; von aller seiner Habe soll mein Sohn verjagt werden.“ Und jetzt nahm er viel Kriegsvolk und eroberte eine Stadt nach der anderen, da der gute Herzog Ernst so großer Übermacht nicht stand zu halten vermochte. Zuletzt mußte er sich mit seinem Gesellen Graf Wetzel und weniger Ritterschaft in eine starke österreichische Feste werfen. Dort schickte er sich an, das Land zu verlassen, und indem er fünfzig seiner allerbesten Ritter zusammenberief, sprach er zu ihnen: „Liebe Herren, ich bitte euch getreulich, daß ihr mir wollet einen Zug vollbringen helfen nach dem heiligen Grabe. Ihr sehet ja meines Vaters Zorn; dazu habe ich kein Schloß und keine Stadt mehr und will nicht, daß um meinethalben noch mehr Blut vergossen werde.“ Die Ritter gelobten dem jungen Fürsten, die Reise vollbringen zu helfen, und wie er nun mit ihnen von seinem Lande schied, da hub er an zu weinen und sprach: „Nun erbarme es Gott, daß ich so elendiglich aus meiner Väter Lande fliehen muß!“ Darauf zogen sie die nächste Straße nach Ungarn und von dort auf Konstantinopel zu, wo sie der griechische Kaiser gar schön em-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

pfing und ihnen große Ehre anthat. An diesem Hof blieb Herzog Ernst mit seinem Gefolge wohl drei Wochen lang, bis daß ein überaus großes Schiff kam, welches der Kaiser seinen werten Gästen zur Fahrt überließ, und auf dem diese in Gottes Namen dahinfuhren. Sechs Wochen waren sie mit gutem Wege unterwegs; da erhub sich in der Nacht ein furchtbarer Sturmwind, unter dessen grausamen Stößen die Planken des Schiffes erzitterten, und der sie so weit ab von ihrer Straße trieb, daß die Schiffsleute nicht wußten, in welcher Gegend sie waren. Zuletzt waren sie wohl schon vierzig Wochen auf dem Meere gefahren und hatten nichts gesehen als Himmel und Wasser; deswegen flehten sie brünstig zu Gott, daß er sie dem Lande zuführen wolle; sie litten großen Mangel, und wären sie noch einen halben Monat auf dem Wasser gefahren, so würden sie Hungers gestorben sein.

Endlich erblickten sie eine Küste, steuerten mutig zu und erreichten in kurzer Zeit das Land, wo sie von ferne eine Stadt erschauten, die mit ihren Mauern und gewaltigen Basteien vor ihnen lag.

Die Völker, die in diesem Lande wohnten, hießen die Agrippiner. Ihr König war eben mit seinen Unterthanen ausgezogen, weil er gehört hatte, daß eines Königs Tochter aus Indien durch sein Land reisen werde, welche sich mit einem fremden Königssohne vermählen wollte; dieser Braut wollten sie die Straße verlegen, und als die Herren kamen, welche sie dem Königssohne zuführen sollten, erschlugen sie alle und nahmen die Jungfrau mit sich.

Inzwischen war Herzog Ernst aus dem Schiffe gestiegen, hatte sich zu Rosse gesetzt und ritt nun mit seiner Ritterschaft um die Stadt, zweifelte jedoch, ob er hineingehen sollte. Endlich betraten sie die Stadt, aber kein Mensch war darin. Lange ritten sie hin und her in den Gassen, gelangten dabei vor ein schönes Schloß, stiegen von ihren Rossen, gingen hinein und kamen bald in einen hohen Saal. Da fanden sie schön zugerüstete Tische, die mit Essen und Trinken reichlich versehen waren. Ohne Säumen setzte sich Herzog Ernst mit seiner ganzen Ritterschaft danieder, erlabte sich mit ihnen nach dem langen Fasten und befahl zuletzt, daß man das Schiff mit Lebensmitteln versehen solle. Als dies geschehen, begaben sich alle wieder auf das Schiff und blieben die ganze Nacht auf demselben. Wie der andere Tag anbrach, ging Herzog Ernst zu seinem Freunde Wetzel und bat ihn nochmals, mit ihm die Stadt zu besuchen. Das that er willig, und bald gelangten sie wieder in das Schloß, dessen überaus kostbare Einrichtung sie bewunderten. Beim Lustwandeln kamen sie endlich auch in einen Garten mit einem gar schönen Brunnen, der sprang in zwei goldene Tröge.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Da sprach Herzog Ernst: „Lieber Freund Wetzel, wir wollen uns ausziehen und baden.“ Das thaten sie und erfrischten sich köstlich. Als sie damit fertig waren, wandten sie sich nach dem Speisesaal zurück, denn sie verspürten nach dem Bade einen kräftigen Hunger. Auf einmal sieht Graf Wetzel ein großes Heer daherziehen, und wie er es sich näher betrachtet, was muß er sehen? Alle Leute desselben waren so gestaltet, daß sie von unten bis an den Hals ganz schön waren; oben aber hatten sie Kranichshälse. „Liebster Herr,“ sprach Wetzel zu seinem Freund Ernst, „sehet Ihr nicht dieses ungeheuere Volk, das dort herzieht?“ Da ward es auch Herzog Ernst gewahr und rief: „Was sollen wir thun? Ich denke, wir verbergen uns, damit wir sehen, was sie anfangen!“ So verbargen sich die zwei Helden hinter der Thür in einem Winkel und sahen da zu, was die Agrippiner thaten.

Diese zogen feierlich in die Stadt und ihr König betrat das Schloß. Er hatte eine schöne Jungfrau bei sich, die von königlichem Stamme war; es war eben die, welche der König mit seinen Unterthanen den Brautfahrern abgenommen hatte. Nun setzte sich der beschnabelte König mit seinem Volke zu Tische; sie aßen und tranken sich voll, fingen an zu schnattern und zu singen und trieben gar wunderliche Abenteuer mit Springen, Tanzen und Gaukeln. Der König saß bei der schönen Jungfrau, deren große Traurigkeit die beiden Herren hinter der Thüre sahen; weshalb Herzog Ernst leise sprach: „Wie könnten wir doch die Jungfrau erretten. Ich denke, Freund Wetzel, wir springen hervor und stechen den König tot!“ — „Nein,“ sprach Wetzel, „wir wollen achtgeben, wenn sie die Jungfrau fortführen; dann ist es Zeit!“ Dieser Rat gefiel dem Herzog. Wie nun das Mahl ein Ende hatte, ging alles nach Hause; das schnabelige Gesinde war trunken und schnalzte wie die Enten; der König aber befahl, die Jungfrau in eine Kammer zu bringen, die aller Orten mit lauterem Golde geziert war. Als nun zwei Diener mit ihr dahin unterwegs waren, kamen Ernst und Wetzel aus ihrem Schlupfwinkel ihnen nachgefolgt, sprangen hervor und schlugen dem einen Diener den Kopf ab; der andere entrann ihnen, kam zu dem Könige und schrie: „Die Indianer sind da und wollen die Jungfrau wieder nehmen!“ Da schnalzte der König, sprang auf und der Jungfrau entgegen. Diese stach er mit seinem spitzen Schnabel so gewaltig in die Seite, daß sie alsbald tot zur Erde fiel. Als die beiden Helden dies sahen, wurden sie grimmig wie Löwen. Herzog Ernst sprang auf den König zu und durchstach ihn mit dem Schwert, daß er zu Boden stürzte. Nun wurden sie aber von den Agrippinern umringt, welche nach ihnen schlugen und stachen.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Die Ritter wehrten sich gar männlich, schlugen ihrer viel zu Tode und machten sich eine Bahn bis zum Stadtthore; aber dieses war zugeschlossen. Jetzt standen sie erst recht in Ängsten und riefen Gott und den Heiland um Hilfe an.

Da schickte es Gott, daß ihre Ritter das Schiff verließen und nach ihren Herren sehen wollten. Sie ritten bis ans Thor und fanden es zu. Nun hörten sie großes Rauschen und Schlagen in der Stadt; da erschraken sie, schlugen das Thor mit Streitäxten entzwei und kamen so zu ihren Herren hinein. Jetzt schöpften diese wieder Mut, stachen und hieben grausam in die Feinde, bis sie in guter Ordnung, wenn auch hart bedrängt, ihr Schiff erreichten und davonsegelten. Die Kranichsleute aber, welche die Helden hartnäckig bis an das Schiff verfolgt hatten, kehrten unter grimmigem Wehklagen über den großen Verlust ihres Volkes nach der Stadt zurück, wo sie ihren erstochenen König begruben.

Vier Tage schon schifften Herzog Ernst und seine Ritterschaft auf dem ungestümen Meere dahin und dankten Gott von ganzem Herzen, daß er sie von den Kranichsköpfen erlöst hatte! Aber ihrer wartete weiteres Unglück. Denn am fünften Tage fing der Wind an aus Süden zu blasen und erregte ein großes Ungewitter. Der Steuermann wußte nicht, in welcher Gegend sie wären; denn es war finstere Nacht. Als der Tag anzubrechen begann, ging der oberste Schiffsmann hinaus aufs Verdeck und sah sich um. Da erschrak er gewaltig und rief mit lauter Stimme nach dem Schiffsraum hinunter: „Herr Herzog, kommet herauf und bittet Gott mit allen den Eurigen um Gnade. Wir sind ganz nahe beim Magnetenberg und können nicht mehr davon kommen. Alle diese Schiffe, die ihr da sehet, sind schon verdorben!“ Herzog Ernst rief ihm zu: „Schiffsmann, versuche, ob wir das Schiff nicht mit Gottes Hilfe wenden können!“ Aber der Schiffer sprach: „Das ist unmöglich, wir vermögen nichts wider Gottes Gewalt!“ Bei diesem traurigen Bescheide fielen alle auf die Kniee und beteten, sich in des Allmächtigen Willen ergebend, um ein seliges Ende.

Da begann die Kraft des Berges das Schiff an sich zu ziehen, daß es in Stücke ging, und nur sieben Ritter, darunter Herzog Ernst und Graf Wetzel, vermochten sich unter tausend Ängsten auf eines der am Berge liegenden zertrümmerten Schiffe zu retten. In diesem fanden sie viele Tote; dieselben legten sie oben auf das Schiff. Da kamen die Greifen angeflogen, nahmen die Leichname hinweg und brachten sie ihren Jungen zum Fraße. Nun erscholl ein jämmerlich Geschrei; die

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Lith. Anst. v. M. Geeger, Stuttgart.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Ritter schrieen und weinten, und irrten traurig auf dem Schiffe hin und her. Da kam Wetzel von ungefähr in eine Kammer, in der er viel Ochsenhäute bei einander liegen sah. Er ging zu Ernst zurück und sprach, „Allerliebster Herr! sollen wir hier so elendiglich unseren Tod abwarten? Da wir doch unser Leben wagen müssen, so wäre es viel besser, wir ließen uns in die Ochsenhäute nähen, deren ich viele hier im Schiffe gefunden habe, und dann auf das Schiff legen. Wann nun die Greifen kommen, so meinen sie, es sei irgend ein Leichnam; alsdann tragen sie uns ihren Jungen ins Nest. Vielleicht daß uns Gott dann ein weiteres Mittel schickt, wodurch wir mit dem Leben davonkommen!"

Herzog Ernst war dies zufrieden. Beide legten demnach ihre Rüstung an, damit sie die Greifen mit ihren spitzigen Klauen nicht beschädigen möchten. Dann ließen sie sich von ihren betrübten Dienern in zwei Häute nähen und oben auf das Schiff tragen. Kaum lagen sie eine Stunde da, so kam ein grausam großer Greif, der nahm beide mit und führte sie in die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahin trüge!

Da nun der Greif in seinem Neste war, legte er sie nieder, schwang sich wieder in die Luft und ließ die zwei Abenteurer bei den jungen Greifen liegen. Als sie sich allein fanden, fing Herzog Ernst an, sich aus der Ochsenhaut zu schneiden, und als er aufgestanden, schnitt er seinen Freund Wetzel auch heraus! Da alle beide los waren, sahen sie die jungen Greifen an: die waren so groß als Kälber, wagten sich aber an die geharnischten Männer nicht heran. Nun stiegen diese aus dem Nest, sahen sich um und wurden gewahr, daß sie der Greif über das große Meer geführt hatte. Aus Furcht vor seiner Rückkehr kletterten sie eilig von dem hohen Berge hinab, auf dem das Greifennest sich befand, und wie sie hinunter gekommen waren, liefen sie in einen großen Wald und beklagten ihre fünf Diener sehr, die sie in dem Schiffe verlassen hatten.

Nun aber berieten sich eben in dieser Zeit die Ritter in dem Schiff und wußten nicht, was sie thun sollten. Zuletzt sprach einer von ihnen: „Meine Meinung wäre, daß ihr viere euch auch in eine Ochsenhaut nähen ließet, und das wollte ich thun, so ich hoffe auf Gott den Allmächtigen; hat er unseren beiden Herren davongeholfen, so wird er euch auch helfen. Dann will ich allein in dem Schiff bleiben, so lange mir Gott das Leben vergönnt!" Diesem Rat folgten die vier und zogen ihre Rüstung an, da nähte sie der eine Genosse in vier Ochsenhäute. Dann mühte er sich lange mit ihnen ab, bis er sie auf das Verdeck brachte; wie sie nun eine Zeitlang gelegen waren, kamen

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

die beiden Greife im schnellen Fluge, nahmen sie in ihre Klauen und trugen sie über das Meer zu ihrem Nest.

Als nun der eine Diener sah, daß er ganz allein in dem Schiffe war, fing er an ganz traurig zu werden, aber mehr um seiner Genossen, als um seiner selbst willen. Bald hatte er nichts mehr zu essen, konnte auch von keiner Seele mehr Trost empfangen, und so mußte er elendiglich in dem Schiffe sterben und allda den großen Tag der Zukunft Christi erwarten. Inzwischen waren die vier anderen Gesellen im Neste des Greifen gelegen, bis sie von dem schnellen Fluge wieder zur Besinnung kamen. Auch sie schnitten sich, als sie merkten, daß die alten Greife hinweggeflogen, mit vieler Mühe aus der Ochsenhaut und kamen in den Wald, wo sie zwei Tage lang in großen Sorgen nach ihren Herren umhersuchten, bis sie dieselben endlich, an einem Quell sitzend, auffanden. Des wurden alle von Herzen froh und empfingen einander mit großer Freude. Dann gingen sie zusammen im Walde fort; da sahen sie einen tiefen Grund, in dem ein reißendes Wasser floß; hier stiegen sie mit großer Anstrengung über die Felsen, bis sie zu dem Wasser kamen. Daran schritten sie entlang, in der Hoffnung, irgend einen Weg zu finden; aber es war vergebens. Zuletzt verlor sich das Wasser in eine tiefe Kluft; und da sie über die unersteiglichen Steinklippen nicht zurückkonnten, wußten sie jetzt nicht, was sie thun sollten. Endlich kamen sie überein, aus Baumstämmen ein Floß zu erbauen. Das thaten sie, befahlen sich Gott dem Allmächtigen und bestiegen dann das Floß, das wie ein Pfeil dahinschoß. Als sie nun in die Felsenkluft hineingekommen waren, wurde es stockfinster; dazu brauste das Wasser so sehr, daß keiner hören konnte, was der andere sprach. Dieses ungestüme Fahren trieben sie wohl einen halben Tag; da kamen sie wieder an einen Berg, der leuchtete so hell, daß es schimmerte wie Feuer. Als sie ganz nahe waren, schlug Herzog Ernst ein Stück davon los; und diesen Stein heißt man auf Latein Unio, und zu deutsch Karfunkel. Ihn hat Herzog Ernst seinem Vater mitgebracht, und dieser ließ ihn in seine Krone setzen. — —

Nachdem die kühnen Abenteurer nun durch den dunklen Berg gefahren waren, kamen sie an einen großen Wald, und hinter diesem sahen sie viel schöne Städte und Schlösser, worüber sie von Herzen froh waren, da sie nun hoffen durften, ihren harten Hunger bald zu stillen. Deswegen arbeiteten sie sich mit dem Floße an das Land, gingen miteinander nach einer großen Stadt und stellten sich unter das Thor. Da kamen Völker gegangen mit einem Auge, das hatten sie über der Nase; diese heißt man zu Latein Cyklopen und sie wohnen in Indien,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sonst nennt man das Volk auch Arimasper. Viele derselben kamen herbeigelaufen, besahen Herzog Ernst mit seinen Leuten und verwunderten sich sehr, daß es Menschen gäbe, die zwei Augen hätten; darum gingen sie fort und zeigten ihrem Könige an, es seien Leute vor dem Thor mit zwei Augen. Als der Beherrscher das vernahm, erstaunte er nicht wenig und ließ sie zu sich rufen. Wie nun Ernst mit seinen Rittern vor den König kam, wurden sie von ihm aufs beste empfangen und bewirtet, und dieser gewann sie in der Folge gar lieb. Sie waren eine gute Zeit bei dem Könige gewesen, als dieser einmal auf die Jagd ritt und seine neuen Freunde mit ihm. Wie sie eine kleine Weile geritten waren, sieht der König mit den Seinen, daß die Sciapoden wieder ins Land gefallen waren, denn sie hatten eine Stadt abgebrannt. Ernst fragte ihn, was das für Feinde wären; da sprach der König: „Es sind unüberwindliche Feinde, Leute, die aus Morgenland kommen und nur einen einzigen Fuß haben; mit dem hüpfen sie so geschwind, daß sie niemand erreichen kann, zumal wenn sie auf das Meer kommen, da springen sie noch viel geschwinder als auf dem trockenen Lande.“ Da antwortete Herzog Ernst dem Könige: „Gnädiger Herr! gebt mir einige streitbare Männer, dann will ich mit Gottes Hilfe diese Einfüßler bald zu Tode schlagen.“ Hierzu war der König gern bereit, und ritt Herzog Ernst mit seinem Volke an das Meergestade; hier schickte er einige Krieger den Feinden entgegen, die sie bis an das Meer trieben. Nun meinten die Einfüßler auf dem Wasser entfliehen zu können, aber der Herzog Ernst brach mit seinem verborgenen Volke hervor und schlug fast alle zu Tode; nur einen fing er und diesen führte er zum Könige, der den tapferen Sieger mit großer Freude bewillkommnete.

Bald nach diesem Streit kamen andere Völker, Panochen genannt, und forderten Zins von dem König der Arimasper. Diese Völker haben so große Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen. So wurde der König aufs neue von seinen Feinden betrübt, allein Herzog Ernst riet ihm, den gewohnten Zins nicht zu zahlen, vielmehr ihm selbst wiederum Kriegsvolk zuzuwenden. Letzteres geschah, und als nun Ernst merkte, daß die Feinde in einem Walde versammelt waren, umlegte er den Ort mit seinem Volke und zündete ihn auf der einen Seite an. Als die Feinde nun den Wald brennen sahen, liefen sie zerstreut und wollten entfliehen; aber Herzog Ernst hatte ihnen den Weg verlegt und schlug sie fast alle zu Tod, außer zweien, die nahm er gefangen und führte sie mit sich in das Königreich der Arimasper zurück. Hier wurde er nach errungenem Siege wieder aufs feierlichste empfangen.

Aber das Königreich der Arimasper hatte großes Unglück, denn

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

es war von vielen Völkern hart angefochten. Es kamen die Riesen, die in der Gegend der Cananeer wohnten, und forderten ebenfalls Tribut von dem König. Der Riesenbote, welcher vor ihn kam, war nahezu zwölf Schuh hoch, und das Volk, das ihn sah, entsetzte sich vor seiner Größe. Dieser sprach mit trotzigen Worten zu dem König: „König, du sollst wissen, daß du uns den Zins zu geben schuldig bist, wenn du dies nicht bald thust, so werden wir dein Land bis auf den Grund verderben!“ Über solch frecher Rede erschrak der König sehr, aber Herzog Ernst getröstete ihn und schickte den Boten mit dem Bescheide heim, daß die Arimasper von nun ab den Riesen keinen Tribut mehr zahlen würden. Ob solcher schnöden Botschaft ergrimmten die Riesen, machten sich auf und fielen in das Gebiet der Arimasper ein. Aber Herzog Ernst fürchtete sich nicht, sondern zog mit seinem Volke den Riesen entgegen, und da er sie in einem Walde gerade beim Mittagsmahle betraf, überfiel er sie und stach so viele zu Tod, daß sie am Ende weichen mußten. Dabei machte er einen Riesen, der verwundet war, zum Gefangenen und ritt mit demselben zum Könige zurück, der den tapferen Helden vor allem Volke mit Freudenthränen umarmte.

Da Herzog Ernst nun mancherlei Leute bei einander hatte, so wünschte er auch, sich noch einen oder zwei Männlein von dem Zwergenvolke, das in Indien wohnt und in stetem Streite mit den Kranichen liegt, zu erbeuten. Er bestieg deshalb mit seinen Gesellen ein Schiff, fuhr den nächsten Weg nach Indien und nahm dort die Straße nach den Pygmäen oder dem Zwergvolke. Als diese den Herzog mit seinem Gefolge sahen, erschraken sie vor den großen Leuten und baten sie um Frieden, den ihnen Herzog Ernst nicht nur zusicherte, sondern sie auch von ihren geflügelten Feinden zu befreien versprach. Mit Tagesanbruch kamen die Kraniche wie immer geflogen und stachen mit ihren spitzen Schnäbeln der Zwerge viele zu Tod. Herzog Ernst aber ritt mit etlichen Dienern hinzu, schlug und schoß der Vögel eine solche Menge zusammen, daß das Feld voller Kraniche lag und die Bewohner auf ein ganzes Jahr von ihrem Fleisch zu essen hatten. Darnach beurlaubte sich Herzog Ernst wieder von den dankbaren Zwergen, die ihm zwei kleine Männlein als Diener verehrten, und fuhr mit seinem Volke nach dem Arimasperlande zurück, wo ihm der König fünf große Städte und Schlösser geschenkt hatte.

Einmal ging Herzog Ernst zu seiner Lust ein wenig am Meeresgestade spazieren; da sah er ein Schiff ans Land kommen. Neugierig ging er hinzu und fragte die Leute, von wannen sie wären. Der Patron sprach: „Wir sind Christenleute, kommen aus Indien und sind

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

vom Winde hergetrieben worden.“ Da besann sich Herzog Ernst nicht lange, sondern machte mit dem Patron einen Vertrag, daß dieser ihn mit seinem Gefolge zurücknehmen solle, da er sein Leben nicht unter den Heiden beschließen möge. So nahm er, als die Nacht kam, seine wunderbaren Leute, bestieg mit ihnen und seinen Gesellen das Schiff und fuhr ohne Urlaub aus dem Königreiche der Arimasper weg.

Ein guter Wind trieb ihr Schiff nach Indien, wo der König den Herzog Ernst mit großer Achtung empfing und seinen Beistand gegen den Sultan in Babylon erbat, der gedroht hatte, das Königreich Indien mit Krieg zu überziehen. Das versprach Herzog Ernst gerne, und als der König den Heiden entgegenzog, wurde dem Herzog die Ehre zu teil, das Panier tragen zu dürfen.

Bald standen beide Heere in Schlachtordnung einander gegenüber, und als man zum drittenmal zum Angriffe blies, da hub sich ein Spießkrachen an und ein Geschrei, daß man es auf eine Meile hätte hören können. Die Heiden wagten es, dem Herzog das Panier streitig zu machen, aber das wurde ihnen übel gelohnt; denn Graf Wetzel stand mit seinen Rittern nahe an demselben und schlug so tapfer unter die Heiden, daß es um ihn her voll von Toten lag. Besonders der Riese, den Herzog Ernst mit sich gebracht hatte, der schlug mit seiner Keule so wacker um sich, daß ihm kein Heide mehr standhalten wollte. Der Sultan von Babylonien sah das große Gemetzel um Herzog Ernsts Banner, er jagte in Eile auf ihn zu, als wollte er ihn niederreiten; aber Graf Wetzel unterlief ihn und versetzte ihm mit seinem guten Schwert einen so harten Schlag, daß der Sultan mitsamt dem Rosse zu Boden fiel und sich gefangen geben mußte. Da wurden die Heiden verzagt und fingen an die Flucht zu ergreifen. Jetzt bekamen die Indier erst ein Herz, rannten ihnen mit aller Gewalt nach, schlugen und stachen darauf los, so daß der Heidenhunde nur wenige davonkamen. Eine ganze Meile Wegs sah man nichts als Leichname.

Herzog Ernst berief jetzt seine Ritter zusammen, ritt zu dem König von Indien zurück und nahm Urlaub, denn er wollte nun ohne Säumen gen Jerusalem ziehen. Der König von Indien war über dieses Vorhaben sehr betrübt und redete dem Herzog auf das allerfreundlichste zu, daß er doch bei ihm bleiben möchte; aber der Herzog schlug es ihm ab und ritt mit seinen Dienern eine lange Zeit, bis sie nahe bei Jerusalem waren.

Als sie in die heilige Stadt einritten, erschrak das Volk sehr vor den wunderlichen Leuten und brachte die Kunde ihrer Ankunft vor den König, der alsobald zu Herzog Ernst in die Stadt ging, ihn voll Hoch-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

achtung in seinen königlichen Palast führte und sich desselben wunderbare Abenteuer erzählen ließ. Lange Zeit verblieb der fromme Herzog Ernst in der heiligen Stadt, endlich aber zog ihn sein Herz nach dem Vaterlande zurück. Er verabschiedete sich deshalb von dem Könige und fuhr mit seinem Volke nach Frankreich. Dorten hielt er sich nirgendswo auf, sondern ritt geradeswegs auf die Stadt Nürnberg zu, wo er auch eines Nachts unerkannt mit seinem seltsamen Gefolge anlangte und heimliche Herberge nahm. Denn er hatte erfahren, daß der Kaiser Otto einen Reichstag zu Nürnberg mit seinen Fürsten und Herren abhalten wolle.

Bald kam auch der Kaiser mit seiner Gemahlin und allen seinen Herren in die Stadt, und als die Kaiserin am heiligen Christmorgen die Kirche besuchte, wagte sich Herzog Ernst an sie heran, indem er sich wie ein Bettler anstellte und in Unterthänigkeit zu ihr sprach: „Gebet mir doch ein Almosen, um Christi willen, von wegen Eures Sohnes Ernst!“ Da blickte die Kaiserin den vermeintlichen Bettler wohl eine Minute lang wie im Zweifel an und sprach sodann mit bebender Stimme: „Gewiß seid Ihr selbst mein Sohn Ernst!“ Da entgegnete Herzog Ernst: „Mutter, ich bin Euer Sohn; darum helfet mir, daß ich wieder zu Gnade kommen möge.“ Wie nun die Kaiserin inne ward, daß ihr Sohn wirklich vor ihr stand, schossen ihr die Freudenzähren in die Augen, und schluchzend sprach sie zu ihm: „O du mein geliebter Sohn, da wir nicht Zeit haben, jetzt miteinander zu reden, so komme morgen hier in die Kirche, falle dem Kaiser zu Füßen und bitte ihn, dir um Christi willen zu verzeihen. So hoffe ich, daß sich sein Herz erweichen werde.“

Herzog Ernst nahm mit großem Trost im Herzen Abschied von seiner Mutter, ging wieder zu seinem Genossen Wetzel und erzählte ihm alles.

Anderen Tages saß der Kaiser auf seinem Stuhl ganz herrlich in der Kirche und die Kaiserin neben ihm. Da trat Herzog Ernst herzu, hatte seinen Mantel um sein Gesicht geschlagen, fiel vor dem Kaiser nieder auf seine Kniee und sprach: „Allergnädigster Herr und Kaiser, ich bitte Eure Majestät, daß Ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit sich wider Euch vergangen hat, aber Gott weiß doch wohl, daß er in der Hauptsache unschuldig ist!“ Der Kaiser hörte die Bitte an und sprach zu ihm: „Je nachdem die Ubelthat ist, wegen der du dich entschuldigst, so kann ich dir verzeihen!“ Da stand die Kaiserin von ihrem Stuhle auf und sagte: „Gnädiger Herr, vergebet diesem armen Menschen, weil er Euch an einem hohen Feste so inständig bittet!“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Der Kaiser antwortete; „Um Eurer Fürsprache willen soll ihm verziehen sein; doch will ich wissen, wer er ist!“

Nun warf Herzog Ernst den Mantel zurück, und der Kaiser erkannte ihn erst und entfärbte sich vor Überraschung; dann aber sprach er: „Lieber Sohn, wo ist denn dein Freund, Graf Wetzel, hingekommen?“ Da rief Herzog Ernst seinen treuen Gesellen herzu, und der Kaiser gab ihnen beiden den Kuß des Friedens. So blieben sie in der Kirche bis zum Ende des Gottesdienstes und gingen dann mit großer Freude heim in das kaiserliche Quartier, wo das Mittagsmahl unter vieler Ergötzung und allerhand erfreulichen Gesprächen eingenommen wurde. Dann schickte Herzog Ernst, als die Mahlzeit vorüber war, einen seiner Diener in die Herberge, und ließ das wunderliche Volk herbeiholen, das er mitgebracht hatte. Als sie in dem Saale waren, sagte Herzog Ernst: „Lieber Vater, diese Leute hier habe ich dem Könige der Arimasper ganz unterthan gemacht; der Mensch mit dem einen Auge aber ist in jenem Königreich zu Hause. Einen Agrippiner konnte ich nicht mitbringen, deren König habe ich erstochen; diese Leute haben Kopf und Hals wie Kraniche. Von ihnen schifften wir weiter und kamen an den Magnetberg, da ging unser Schiff zu Stücken, und sieben von uns retteten sich auf ein anderes Schiff; dort nähten wir uns in Ochsenhäute und der Greif trug uns ans Land in sein Nest. Gott half uns in einem Walde zu einander, da fuhren wir auf einem Floß zu Wasser durch einen großen Berg und kamen an leuchtendem Gestein vorüber; von dem habe ich dieses Stück abgeschlagen.“ Damit zog Herzog Ernst den Karfunkelstein heraus und gab ihn seinem Vater. Dann erzählte er noch weiter alle seine Abenteuer.

Der Kaiser konnte des Staunens gar nicht müde werden. Endlich sprach er zu Herzog Ernst: „Mein lieber Sohn, weil du so vielfältig versucht worden bist, sollst du all dein Land wieder haben, und noch mehr Städte will ich dir dazu schenken!“ Das that der Kaiser auch. Alles schied fröhlich voneinander. Die Kaiserin lobte Gott in ihrem Herzen; Herzog Ernst mit seinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in sein Land und regierte dort in guter Ruhe.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Die schöne Melusina.

Zu Poitiers in Frankreich saß ein Graf namens Emmerich, der war gar reich an Gütern, hatte aber nur einen Sohn und eine Tochter, die er beide inniglich liebte. Der Sohn hieß Bertram, die Tochter Blaniferte. Nun gab es in dieser Landschaft überaus große Wälder, darunter ein Holz, welches man den Kürbisforst nannte. In diesem lebte zu der nämlichen Zeit ein Graf aus demselben Geschlechte derer von Poitiers, mithin des Grafen Emmerich leiblicher Vetter; aber arm an Habe und mit vielen Kindern gesegnet.

Deswegen hatte der Graf Emmerich, um seinem Vetter, dem Graf vom Forste, seine Last teilweise zu erleichtern, dessen jüngsten Sohn, Raimund, an Kindesstatt angenommen und erzog ihn zu allem Guten. Das junge Herrlein aber erwies sich in seinen Diensten vor allen anderen angenehm und wurde daher von seinem Vater recht innig geliebt.

Als nun einmal Graf Emmerich seiner Gewohnheit nach auf der Jagd war, und die Seinigen einem wilden Schwein nachjagten, blieb allein Raimund bei ihm zurück, zumal es nach und nach spät Abend geworden war. Da sie nun endlich nicht mehr hoffen durften, ihr Gefolge wiederzufinden, beschlossen sie, für die Nacht im nächsten Bauernhofe einzukehren. Also fingen sie an quer durch das Holz zu reiten, wobei ihnen der Mond gar hell leuchtete, und fanden zuletzt ein schwachglimmendes Feuer, das hatten die Herren, die im Gefolge des Grafen gewesen, im Holze gelassen. Deswegen stieg Raimund vom Pferde und raffte kleines Holz zusammen, womit er das Feuer unterhielt, denn es war kalt. Der Graf, sein Vetter, stieg auch ab und wärmte sich; aber es war ihm zum Tode. Denn in diesem Augenblicke hörten

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sie durchs Holz etwas daherbrechen. Kaum hatten sie sich zur Wehr gefaßt gemacht, da kam ein großes Schwein auf sie daher mit wildem Grunzen. Der Graf, als ein entschlossener Held, setzte sogleich seinen Spieß ein, ging dem Schwein entgegen und versetzte ihm einen Fang, aber das Schwein schlug den Stoß, der zu schwach war, ab und warf seinen Feind ergrimmt zur Erde hin. Nun rückte geschwind auch Raimund mit seinem Spieße hervor, um seinen Vetter zu retten; allein er fehlte zu allem Unglück, der Spieß glitt ihm an dem Schweine ab, und fuhr dem auf dem Boden liegenden Grafen tief in den Leib hinein. Raimund zog ihn zwar gleich wieder heraus, verfolgte das Schwein und fällete es auch; bis er aber zurückkehrte, fand er den Grafen in seinem Blute schwimmend und tot. So hatte Raimund ohne Vorsatz seinen allerbesten Freund, den Beförderer seines Glückes, ums Leben gebracht.

Mit höchster Betrübnis floh er von dem Orte und ließ sein Pferd gehen, wohin es selbst wollte. So kam er zu einem Brunnen, der Durstbrunnen genannt. Bei diesem standen drei Jungfrauen von überaus schöner Gestalt, die er vor Leid und Jammer ganz übersehen hatte. Von diesen trat die schönste und jüngste zu ihm an den Weg hervor und sprach: „Mein Freund, Ihr seid ziemlich unbescheiden für einen Ritter, daß Ihr den Frauen keine Höflichkeit zu erzeigen wisset, sondern ohne Gruß und Anrede vorbeireitet."

Jetzt faßte Raimund die wunderschönen Nymphen ins Auge und erschrak, denn er wußte nicht, ob ein Gespenst mit ihm rede. Indem nun die Nymphe Melusina — denn so hieß die jüngste von ihnen — bemerkte, daß er vor Überraschung ganz erblaßt war, fing sie an ihn noch mehr zu versuchen und beschuldigte ihn noch heftiger großer Unfreundlichkeit, weil er nicht mit ihr redete. Dem Raimund aber fiel die unvergleichliche Schönheit der Nymphe immer mehr und mehr ins Angesicht. Er sprang daher schnell vom Pferde zur Erde und sprach: „Ach, erhabene Göttin, ich bin in solcher Betrübnis befangen, daß ich mit sehenden Augen blind war. Damit ich aber wegen meiner Unhöflichkeit Buße thun möge, so befehlet Eurem Diener, was er für Euch vollbringen soll!" — „Nicht also mein Raimund!" hub die holdselige Nymphe an. „Die Reue über einen so kleinen Fehler ist schon Strafe genug. Wisset, daß ich Eure Not und Klage kenne; wollet Ihr aber meiner Lehre folgen, so werde ich dafür sorgen, daß Ihr an Gut, Ehre und Glück nimmermehr Mangel leidet!"

Durch solchen Zuspruch gewann Raimund allgemach wieder Trost in seinem bekümmerten Herzen. „Schönste Nymphe," sprach er dem-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

nach, „alle meine Kräfte sollen Euern Befehlen gewidmet sein. Ich vergehe fast vor Verlangen, den Inhalt meines Glückes von Euren klugen Lippen anzuhören.“ — „Wohl denn, begieriger Raimund! so höret,“ sprach sie. „Vor allem dürfet Ihr mich für kein verstelltes Engelsbild, sondern vielmehr für eine gute Christin ansehen. Nachdem Ihr mich demnach auf christliche Weise zu Eurer ehelichen Gemahlin erhoben haben werdet, sollt Ihr an jedem Sonnabend ganz und gar nicht mit mir reden, mich auch nicht sehen, sondern mich gänzlich in Ruhe lassen. Dagegen gelobe ich Euch hinwieder, daß ich mich am gedachten Tage in meinem Frauengemache ganz stille, züchtig und verschlossen halten werde. Sollte es aber je geschehen, daß Ihr mir untreu würdet, so wisset, daß Ihr nicht nur mich unfehlbar von Stund an verlieren und nimmermehr zu Gesichte bekommen, sondern auch Euch und Euren Erben Unglück zuziehen würdet.“

Als Raimund solches vernahm, schwur er alles getreu und unverbrüchlich zu halten. „Wohlan,“ versetzte die Nymphe, „so reiset hin nach Poitiers und meldet, daß Ihr Euren Vetter im Walde verloren habt. Dann werden sie ihn eiligst suchen und mit großer Klage nach Poitiers bringen. Nach seiner Beerdigung werden sich die Edlen des Landes einfinden, um von seinem Sohne als ihrem jetzigen Herrn die Lehen zu empfangen. Damit sollt Ihr Euch auch in Demut melden und bitten, daß er Euch für Eure treu geleisteten Dienste ein Stück Landes bei dem Durstbrunnen schenken wolle, wäre es auch nur soviel Land und Wald, als Ihr mit einer Hirschhaut umschließen könnet. Diese ehrerbietige Bitte wird der Graf sogleich gewähren und durch Brief und Siegel bestätigen. Alsdann nehmet eine Hirschhaut, zerschneidet sie zu einem ganz schmalen, fadendünnen Riemen, gehet hin und fanget von dem Brunnen an zu messen. Solches wird Euch eine ganze Tagreise Landes im Umkreise bis wieder an die Stelle verschaffen, von welcher Ihr ausgegangen seid, und niemand wird Euch dies streitig machen können.“

So entließ die schlaue Nymphe mit listigem Rat ihren Liebling, der alsobald auf Poitiers zuritt und ihren Anschlag auszuführen gedachte. Auch handelte er ganz nach ihrem Sinne, indem er in der Stadt aussagte, daß er den Grafen im Walde verloren habe, und niemand war da, der ihn irgendwie beargwohnt hätte.

Inzwischen kamen alle Diener der Grafen von der Jagd einzeln nach Hause geritten bis auf zwei, welche noch aus waren. Diese beiden brachten desselbigen Abends den Grafen tot mit sich, und erzählten, wie sie ihn in seinem Blute entseelt bei dem wilden Schwein auf der

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Erde liegend gefunden; da sah man in dem ganzen Schlosse nicht als verzweifeltes Händeringen, besonders von Seiten der vaterlosen Kinder und der Wittwe.

Als nun Graf Emmerich unter großer Trauer bestattet war, fanden sich die Edeln des Landes bei seinem Sohne, dem Grafen Bertram, ein und empfingen von ihm ihre Lehen. Da trat auch Raimund hervor, brachte seine Bitte an, und der Graf versprach ihm auf der Stelle solches zu gewähren, bestellte auch sofort einige Räte, die mit Raimund nach dem Brunnen ritten. Da fanden sie, daß Raimund eine Hirschhaut zu den allerschmalsten Riemen zerschnitten hatte, und verwunderten sich höchlich über die List, konnten ihm aber ihr Lob für seine Klugheit nicht versagen. Nachdem die Ausmessung geschehen war, ritten die Räte nach Poitiers zurück und erzählten ihrem Herrn alles, was sich begeben. Da dieser die seltsame Begebenheit vernommen, konnte er sich nicht genugsam verwundern. Doch gönnte er dem Raimund als seinem lieben Vetter und Freund alles Gute mit dem Wunsch, daß es ihm dabei glücklich ergehen möchte.

Kaum waren Graf Bertrams Räte davon geritten und hatten Raimund allein beim Brunnen zurückgelassen, so erschien diesem alsobald, aus dem Gebüsch hervortretend, seine liebe Verlobte, die unvergleichlich schöne Melusina, und rief ihm mit holden Blicken zu: „Seid mir gegrüßt, mein Raimund! Ihr habt aufs weislichste vollzogen, was Euch zu thun oblag; lasset uns nun dem gütigen Himmel unsern demütigen Dank sagen!“ Mit diesen Worten faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn zu einer abgelegenen Waldkapelle. Als sie in diese eingetreten, erblickte Raimund einen Haufen des schönsten Volkes, Ritter und Bürgersleute, Frauen und Jungfrauen, auch Priester, die den Gottesdienst verrichteten. Er wußte nicht, ob er unter Menschen oder Geistern sich befinde. Melusina aber sprach zu ihm: „Wundert Euch nicht, mein Verlobter, diese Leute sind alle meine Unterthanen, die Euch künftig ihren Herrn heißen sollen. Uns, mein Raimund, bleibt jetzt nur noch die Zeit zu bestimmen, wann unsere eheliche Verbindung vollzogen werden soll. Ihr müsset zu der Hochzeit ansehnliche Gäste laden, diese selbst aber muß, wenn Ihr anders glücklich sein wollt, am Morgen des achten Tages von heute ab geschehen.“

Raimund bewilligte Melusinen all ihr Begehren, schwang sich ungesäumt auf sein mutiges Roß und begab sich nach Poitiers zu seinem Vetter. Dieser war begierig, sein neues Anliegen zu vernehmen. Siehe, da war Raimund sein eigener Hochzeitbitter. Der Graf hörte die Einladung artig an und ließ alsobald höchst neugierig die

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Frage fallen, wer denn wohl seines Vetters Braut sei. „Sie ist eine edle, reiche und mächtige Dame," versetzte Raimund, „deren Herkunft ich übrigens selbst noch nicht eigentlich weiß und auch nicht eher, als bis nach der Trauung erfahren werde." Graf Bertram konnte sich ob solcher Rede der Verwunderung nicht enthalten, doch versprach er, mit seiner Mutter auf Raimunds Hochzeitsfeste am Durstbrunnen sich rechtzeitig einzufinden.

So schied Raimund mit der Zusage des Grafen. Der gewünschte Montag kam herbei, und mit dem frühesten Morgen machte sich Graf Bertram samt seiner verwitweten Mutter und allem Hofgesinde von Poitiers auf, seines Vetters Ehrenfest mit begehen zu helfen.

Unterwegs hatten sie immer die kurzweilige Sorge, daß bei dem verrufenen Durstbrunnen ein gespenstisches Gaukelspiel und Blendwerk vorgehen könnte, worüber sie denn genug lachen und den Bräutigam zu necken nicht vergessen wollten. Nun ging die Reise dem Walde zu nach Colombiers, und von da gegen den Felsen, welcher auf einer Höhe gelegen war. Da erblickten sie in dem jenseitigen grünen Grunde eine Anzahl buntbewimpelter Zelte, wurden auch viel Volks ansichtig, lauter unbekannte Leute, und dies bestätigte sie in der Meinung, daß das alles nichts anders sein könne, als eine Gespenstererscheinung, besonders auf einer solchen Einöde, wo sonst kein Mensch anzutreffen war.

In diesen Gedanken wurden sie durch die Ankunft einer Menge von jungen Rittern, an ihrer Spitze Raimund selbst, unterbrochen, die in schönstem Schmucke daherritten, um Graf Bertram zu bewillkommnen. Da es aber bereits Zeit zu der Trauung war und in die Kirche geläutet wurde, verfügten sich alle Herrschaften nach der Kapelle, welche mit Kleinodien auf das beste geschmückt war. Die Braut endlich war so wohl angethan an Schönheit wie an Kleiderschmuck, daß sie einem Engelsbildnis glich. Die Gewande schimmerten und spielten von Gold, Perlen und Edelsteinen wie der gestirnte Himmel.

Der Graf von Poitiers, sobald er in die Kapelle hineintrat, wandte sich zu der Braut und beglückwünschte sie mit aller Ehrerbietung. Nach geendigter Messe wurde zur Trauung geschritten. Die Braut stand mit Raimund unter einem köstlichen Thronhimmel, und so wurden beide am Altare vom Priester eingesegnet. Nach verrichteter Trauung setzte man sich in den Zelten zu Tische; die köstlichsten Gerichte wurden auf goldenen Schüsseln aufgetragen, und bei allem eine Pracht angewendet, daß es fast königlich anzusehen war. Auf die Tafel folgte ein ergötzliches Turnier, und am späten Abend erst wurde

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

das Brautpaar mit vielen Fackeln und Windlichtern zu seinem Zelte begleitet. Anderen Morgens begrüßten sich die Gäste wieder, die Fröhlichkeit ging von neuem an, und so währten die Hochzeitsfreuden fünfzehn Tage lang. Zuletzt kam auch der Abschiedstag herbei. Zwar hätte Graf Bertram gar gerne gefragt, welchen Ursprungs die junge Frau doch sei, weil er sie immer noch nicht für etwas recht Natürliches halten wollte. Allein er fürchtete den Zorn, in welchen Raimund über solchen Verdacht geraten könnte; deswegen unterließ er es, und so schieden alle in Liebe voneinander.

Die nächste Zeit brachten Melusina und ihr Gemahl damit hin, daß sie auf dem hohen Felsen, welcher ihr Gebiet begrenzte, ein gewaltiges, festes Schloß erbauen und von ihren Werkleuten mit einer sehr starken Ringmauer umschließen ließen. Dann ward es mit Leuten und Kriegszeug also besetzt, daß es schwer zu gewinnen oder zu stürmen war. Melusina nannte es nach ihrem Taufnamen: Lusinia. Hierauf baute sie wieder ein Schloß, das sie Favent nannte, und den Turm Mervent. Dann erbaute sie der Mutter Gottes zu Ehren ein schönes Kloster, welches sie Mallieres nannte. Zuletzt endlich ließ sie das Schloß und die Stadt Portenach ausbessern und erneuern.

So floß eine lange Reihe von Jahren dahin, und während derselben beschenkte der Himmel Melusina nach und nach mit zehn Söhnen, die hießen: Uriens, Gedes, Gyot, Antonius, Reinhard, Geoffroy, Freimund, Horribil, Dietrich und Raimund, der infolge Graf vom Forst wurde. Diese Knaben hatten bis auf die beiden jüngsten alle Merkmale an ihren Körpern, die sie voneinander unterschieden, da sie sich sonst zum Verwechseln ähnlich sahen. Der stärkste unter den Brüdern war der sechste Sohn, den man Geoffroy mit dem Zahne hieß, weil er einen großen Zahn auf die Welt brachte. Dieser wurde überaus kräftigen Leibes und zeigte auch mehr als seine anderen Brüder fremde und wilde Sitten. Der älteste Sohn, Uriens genannt, war indessen herangewachsen und ins männliche Alter getreten; ihm stand sein Sinn nach nichts sehnlicher, als nach hoher Kriegsehre. Deswegen nahm er einige Galeeren, bestellte auch viel Volkes und erwählte aus besonderer Zuneigung seinen jüngeren Bruder Gyot zum Reisegefährten. Melusina freute sich über den löblichen Vorsatz ihrer Söhne und ließ sie in des Himmels Geleite nach dem Königreiche Cypern dahinfahren.

Daselbst trafen sie die beste Gelegenheit, ritterliche Thaten zu vollführen. Denn der König von Cypern war in seiner Stadt Famagusta von dem mächtigen Heidensultan selbst mit mehr als hunderttausend

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Mann belagert. Kaum hatte Uriens die Kunde vernommen, als er sich mit seiner Flottenmacht der Stadt hinwendete und sein köstlich in Seide gesticktes Panier flattern ließ. Das sahen die Christen in der Stadt, erkannten daran Glaubensbrüder und rüsteten sich fröhlich zum Streite, indem sie die rote Blutfahne aussteckten. Die Thore wurden aufgeschlossen, und das ganze Volk zog mutig gegen die Heiden hinaus. Nur die Prinzessin Herminia, seine schöne Tochter, ließ der König in der Stadt zurück. Da erhub sich ein strenger Kampf. Die Heiden widerstanden mit großer Macht, viel fromme Christen wurden erschlagen; ja der König von Cypern selbst wurde durch das vergiftete Geschoß eines Heiden tötlich verwundet. Daher mußten die Cyprier, wenn auch mit bewehrter Hand, wieder abziehen.

Unterdessen war Uriens mit seinem Bruder Gyot und ihrer Heerschar gelandet und jählings auf die Heiden losgerückt. Sie fielen voll Heldenmut in die Reihen derselben und verbreiteten einen solchen Schrecken um sich, daß die Heiden sich endlich auf die Flucht machten. Der tapfere Uriens aber und sein Bruder eilten ihnen nach, erlegten ihrer ohne Erbarmen eine unglaubliche Menge, darunter den Sultan selbst, dem Uriens mit seinem Schwerte das Haupt bis auf die Zähne spaltete, und trugen so den Sieg davon.

Wie die Schlacht zu Ende war, fertigte der todkranke König von Cypern eine Gesandtschaft an Uriens ab mit dem höflichen Ersuchen, doch zu ihm in seine Stadt Famagusta und an seinen Hof zu kommen. Uriens nahm solches Anerbieten mit vielem Danke auf, machte sich alsobald mit seinem Bruder Gyot auf und langte an dem Hofe des Königs an. Uriens grüßte den König mit höflicher Verneigung und beklagte ihn sehr wegen seiner Wunden. Jener hingegen versetzte: „Mein Freund, Ihr habt mit Eurer ritterlichen Hand uns und der ganzen Christenheit gedient, so daß Ihr vor aller Welt billig Preis und Ehre davontraget. Wisset denn noch, daß unsere Tochter Herminia, die einzige Erbin dieses Königreichs, bald eines Schutzes und dies Reich selbst eines heldenmütigen Thronfolgers bedarf, indem es den heidnischen Grenzen gar zu nahe liegt. Darum begehren wir von Euch, daß Ihr unsere Tochter und dieses Reich zusammen übernehmet und vor allem Anfall der Feinde beschützet."

Uriens erschrak vor großer Freude darüber nicht wenig und sprach: „Großmächtigster König, ich erkenne mich viel zu gering, die Erbin einer Königskrone als Gemahlin heimzuführen, jedoch Eure unvergleichliche Gnade auszuschlagen und den Schluß des Himmels zu verwerfen, würde vielmehr Vermessenheit als Demut heißen. Deswegen kann ich

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

nicht anders, als Euch Gehorsam leisten." Der König, über diese kluge Antwort von Herzen erfreut, versetzte: „Nun preise ich den gütigen Himmel, daß ich noch vor meinem Ende Tochter und Reich nach meinem Wunsche versorgt habe!"

Zur Stunde wurden sodann Uriens und Herminia im Angesichte des sterbenden Königs vermählt, und alsobald verschied der König. So ward die Hochzeit mit vielem Leid und Jammer begangen; kein Tanz wurde gehalten, kein Saitenspiel ertönte; der verstorbene König aber wurde mit großem Gepränge zur Erde bestattet. Übrigens lebten Uriens und Herminia in vollkommener Liebe miteinander und erfuhren viel Freude an ihren Kindern, die ihnen der Himmel schenkte.

Nun starb auch der König von Armenien, Herminiens naher Verwandter, der leibliche Bruder ihres Vaters, und hinterließ eine einzige schöne Tochter, welche Floria hieß und noch ohne Gemahl war. Da traten die Landesherren zusammen und hielten Rat, was zu thun wäre, und infolge ihrer Beratung schickten sie eine Gesandtschaft an den König von Cypern ab und baten, weil die verstorbenen Könige von Cypern und Armenien leibliche Brüder gewesen wären, so möchte der neue König, Herr Uriens, seinen Bruder Gyot zu ihnen abschicken und ihn der Prinzessin Floria zum Gemahle gönnen, dann wollten sie ihm huldigen und ihn zum König krönen. Da besann sich Gyot nicht lange, sondern machte sich auf die Reise und kam nach Armenien, wo er die schöne Floria antraf. Ohne vielen Verzug wurde er unter den größten Festlichkeiten zu ihrem Könige gekrönt und regierte in Zukunft gar klug und mächtig, that auch dem Heidenvolke kräftigen Widerstand.

Als inzwischen Raimund und Melusina durch sichere Botschaft in Erfahrung gebracht hatten, daß ihre beiden Söhne durch so tapfere Thaten zu hohen Ehren gekommen und sogar auf Throne erhoben worden wären, wurden sie sehr fröhlich und voll inniglicher Herzensfreude. Zum andachtsvollen Danke gegen diese Fügung des Himmels ließ Melusina eine herrliche Kirche in Portenach aufbauen, und es wurde in derselben bald darauf ihr junger Sohn Horribil begraben, der an einem hitzigen Fieber gestorben war. Dieses Kind war von Geburt an schwächlich gewesen, hatte auch nur ein Auge mit zur Welt gebracht, weswegen sein früher Tod eigentlich als ein Glück angesehen werden mußte.

Danach vermählte Melusina ihren zweiten Sohn, den Gedes, an eine Tochter des Grafen von der Mark. Indessen wurde auch ihr

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Sohn Reinhard sehr stark, wuchs gar frisch heran und entschloß sich mit seinem Bruder Antonius, gleich seinen beiden älteren Brüdern in die Fremde zu gehen und daselbst durch ritterliche Thaten Ehre einzuholen. So zogen sie miteinander in Begleitung einer trefflichen Heerschar von Lusinia ab und wandten sich gen Luxemburg, welches eben der König von Elsaß mit großer Macht belagert hielt, indem er entweder die Herzogin von Luxemburg, welche eine betrübte und hilflose Waise war, zur Gemahlin, oder Schloß und Stadt mit Gewalt von ihr haben wollte.

Auf die Nachrichten von dieser Gewaltthätigkeit sandten die Brüder einen Herold zu dem König von Elsaß, kündigten wegen so ungerechten Verfahrens ernstlich den Krieg an und steckten zum Beweise dessen ihr Banner auf. Ungesäumt rückten sie dann mit ritterlicher Unverzagtheit auf den Feind los und griffen ihn so männlich an, daß man bald sah, wie sich der Sieg ihnen zuneigte. Während des Streites geriet der junge Held Antonius ganz in die Nähe des feindlichen Herrschers und focht ritterlich mit ihm, so daß zuletzt der König sich gefangen geben mußte und ihm sein Schwert willigliche darbot. Als nun das rheinische Volk seinen Herrn in der Gewalt des Feindes sah, da ergriff es die Flucht. Die Lusinier aber eilten ihnen nach und thaten ihnen noch großen Schaden.

Nachdem nun der Feind völlig aus dem Felde geschlagen war zogen die zwei Brüder mit ihrem königlichen Gefangenen in die Stadt, und überantworteten ihn der Erbin von Luxemburg zum Zeichen des Sieges. Die Prinzessin erinnerte sich dabei der Drangsale, die ihr der Gefangene zugefügt hatte. Kein Wunder, wenn ihr die Rache des Himmels und ihre eigene Errettung tief zu Herzen ging. Sie sprach daher zu den beiden Brüdern: „Meine tapferen Ritter und sieghaften Erlöser! Ihr habt mir hier meinen mächtigen Feind in die Hände geliefert, und ich kann an ihm den Wankelmut des Glückes erkennen. Der Himmel, welcher alle gerechte Sache zu einem erwünschten Ende führt, hat mir, einer verwaisten Fürstin, starke Geduld, euch aber heldenmütige Kräfte, solches Werk auszuführen, verliehen. Ich danke euch nicht nur für eure getreue Hilfe, sondern überlasse euch auch, nach Willkür mit eurem Gefangenen als seine Überwinder zu verfahren.“ Die Brüder erwiderten mit lauter Stimme: „Durchlauchtigste Fürstin, wir nehmen zwar das Geschenk einer Siegesbeute mit ehrfurchtvollem Danke an, erklären aber, daß wir kein Lösegeld verlangen, sondern beiderseits auch unserem Gefangenen die Freiheit zum Geschenke machen, wenn er Euch für alle Bedrängnisse ernstliche Abbitte thun will.“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Dies that der gefangene König auf der Stelle mit Freudigkeit und unter tiefer Kniebeugung. Sodann ging er erst noch mehr in sich und erwog die huldvolle Behandlung, die er von den beiden tapferen Helden erfahren hatte, weswegen er ihnen aus Dankbarkeit treue Freundschaft versprach. Dann wandte er sich an die Herzogin, dankte auch dieser und riet ihr, sich mit dem Helden Antonius zu vermählen. Diese Rede nahmen nicht nur die Räte und Edeln des Landes mit großem Wohlgefallen auf, sondern auch die kluge Herzogin selbst erwog in den nächsten Tagen reichlich, daß des Königs Wunsch, wenn er erfüllt würde, ihrem eigenen Lande nur von großem Nutzen sein könnte. Als daher inzwischen der Held Antonius selbst um sie geworben hatte, wurden eiligst alle Vorbereitungen zu der Hochzeit gemacht und diese selbst gefeiert. Der König von Elsaß mußte dabei die Stelle eines hohen Ehrengastes bekleiden, allein seiner Fröhlichkeit war bald ein jähes Ende gemacht. Denn als er sich nach der Tafel eben verabschieden wollte, siehe da kam an ihn ein Eilbote vom Könige von Böhmen, seinem Bruder, mit der bösen Meldung, daß die Stadt Prag von dem türkischen Großsultan mit einer gewaltigen Heeresmacht belagert sei. Der König in Böhmen ersuchte daher seinen Bruder um schleunige Hilfe. Der König von Elsaß erschrak heftig über diese Botschaft und bat die beiden Heldenbrüder Antonius und Reinhard, zum Kennzeichen ihrer neugeschlossenen Freundschaft seinem bedrängten Bruder, ihm zur Seite mit vereinigter Heeresmacht zuzuziehen. Da besannen sich die tapferen Helden nicht lange, sondern versprachen, von innerlichem Mitleiden getrieben, auf der Stelle mit einer stattlichen Anzahl tapferer Streiter aufzubrechen. Die Herzogin weinte zwar sehr, daß sie ihren lieben Gemahl so bald schon von sich lassen sollte, gab sich jedoch auf sein freundliches Zureden zuletzt zufrieden. Der getröstete König von Elsaß aber brach vor großer Freude in das Versprechen aus: sein Bruder in Böhmen habe eine einzige Tochter, so wolle er selbst es denn vermitteln, daß Reinhard durch seine Hilfeleistung die königliche Prinzessin Eglanting und nach ihres Vaters Tode die Krone von Böhmen davontrage. Die Herren von Lusinia sagten ihm dafür ehrerbietigen Dank und waren nun so begieriger, Sieg und Ehre einzulegen. Von Stund an boten sie allem Volke auf, eilten über den Rhein und hatten keine Ruhe, bis sie vor Prag und im Angesichte der Heiden anlangten.

Der König von Böhmen, welcher in der Stadt Prag eingeschlossen war, als er sich nun einerseits von so mächtigen Feinden, ja dem türkischen Sultan selbst mit einem so gewaltigen Kriegsheere beängstigt,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

andrerseits mit schutzfertigen Freunden, dem König von Elsaß und den zwei Herren von Lusinia mit ihrer gesamten Macht umgeben und getröstet sah, fühlte seinen Mut wieder etwas wachsen. Er nahm daher eine Anzahl seiner Reiter und streitbarsten Männer zu sich, ließ das Thor öffnen und zog den Türken zum Trotz hinaus. Alsbald entspann sich ein lebhaftes Scharmützel. Es war eine rechte Lust anzusehen, wie die Christenschwerter unter den Ungläubigen aufräumten, daß deren Köpfe gleich Krauthäuptern von ihren Rümpfen fielen; aber auch die Türken wehrten sich verzweifelt, und am Ende fand es sich doch, daß die Christen zu einem solchen Ausfalle zu schwach waren. Sie zogen sich daher in guter Ordnung zurück und ließen der Türken Leichen auf der Walstatt liegen.

Inzwischen hatten sich der König von Elsaß und die beiden Heldenbrüder von Lusinia jenseits der Hauptstadt mit ihrer großen Heeresmacht in völlige Schlachtordnung gestellt und gingen nun, nachdem die Trompeter fröhlich zum Angriffe geblasen, wie die Löwen auf die Türken los, fällten eine große Menge derselben und zertrennten ihre Reihen. Auf solche Weise fingen die Ungläubigen an sehr schwach, die Christen aber immer mutiger zu werden. Der Sultan, der die Niederlage seines Volkes anschaute, gebärdete sich wie unsinnig und raſete selbst mit seinem krummen Säbel unter die Christen, deren er auch in seiner Wut sehr viele erlegte.

Reinhard aber, der muntere Held, als er den Sultan erblickte, griff zum Schwert und rannte auf ihn mit gesporntem Rosse los. Es geriet ihm auch glücklich, daß er dem türkischen Kaiser den Kopf in der Mitte voneinander spaltete und so den wütenden Heidenhund in den Staub streckte. Da die Türken gewahr wurden, daß ihr Oberhaupt gefällt sei, ergriffen sie die Flucht in unordentlicher Hast. Aber nach errungenem, glorreichen Siege erfuhr der König von Elsaß, sein Bruder sei bei dem Ausfall so schwer verwundet worden, daß er bald nachher seines Lebens verlustigt gegangen wäre. Auf diese schmerzliche Botschaft hin begab sich der König mit den beiden Helden Reinhard und Antonius in die Stadt Prag hinein und besuchte die verwaiste Königstochter, seine Nichte Eglantina, der er freundlichen Trost einsprach und zugleich mit ihr um den Verlust desjenigen klagte, der sein Bruder und ihr und des ganzen Landes Vater geworden war.

Nach der feierlichen Beerdigung des Königs von Böhmen ließ sein Bruder alle Großen des Landes vor sich rufen und stellte in einer beweglichen Rede vor, was dem seines Herrschers beraubten Vaterlande not thäte. Der Reichsadel und die Ritterschaften entgegneten hierauf

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

höflich, daß sie keinen besseren Rat wüßten, als seiner Majestät die Sorge für des Landes Wohlfahrt zu überlassen. „Gut," versetzte darauf der König von Elsaß, „weil ihr denn dies Vertrauen zu uns gefaßt habt, so finden und wissen wir keinen Tauglichern, das Scepter dieses Reiches zu tragen und zugleich als Versorger der königlichen Erbin einzustehen, als den großmütigen und um das Reich durch erfochtene Siegesehre unsterblich verdienten jungen Helden, Grafen Reinhard von Lusinia."

Jauchzen und Frohlocken ertönten aus der Mitte der Landesstände auf diese willkommene Erklärung des Königs, und die ganze Stadt erscholl von einem Freudenrufe, daß sie einen so schönen und edelmütigen König haben sollten. Herzog Antonio dankte hierauf zuerst für die Ehre, die seinem Bruder Reinhard widerfuhr. Dieser aber versprach feierlich, daß er jederzeit als ein sorgender Vater des Reiches sich erweisen wolle. Und so wurde nach Gottes wunderbarer Schickung Reinhard mit einem Königreich und einer schönen Königstochter als Gemahlin begabt.

Herzog Antonius von Luxemburg begab sich nach beendigten Hochzeitsfeierlichkeiten, als auch der König von Elsaß Urlaub nahm und sein Kriegsvolk meistenteils verabschiedete, zurück in seine neue Heimat, nach Luxemburg, wo er bei seiner geliebten Gemahlin verblieb.

Nun wollen wir uns zu Raimund und Melusina zurückwenden und von dem Schicksale ihrer übrigen Kinder Meldung thun. Jene beiden gingen ihren Söhnen mit den schönsten Tugenden als leuchtende Vorbilder voran, und der Vater eroberte fast das ganze französische Land nach der einen Seite bis gegen die Bretagne hin. Sein Sohn Geoffroy, der den großen Zahn mit auf die Welt gebracht hatte, erwies sich ebenfalls sehr tapfer. Denn als ein schreckliches Gerücht erscholl, daß in dem Lande Garande sich ein entsetzlicher Riese aufhalte, der Land und Gegend bis an die Stadt Rochelle, die von Melusina erbaut war, verwüste, da ließ sich der frische mutige Ritter Geoffroy ohne Säumnis sein wackeres Roß satteln und ritt in die Landschaft Garande, dem ungeheuern Riesen den Hals zu zerbrechen.

Inzwischen war auch Geoffroys jüngerer Bruder Freimund herangewachsen, ein Jüngling von stillem Gemüte und ein Liebhaber des geistlichen Standes. Dieser besuchte öfters das Kloster zu Malliere und empfand endlich ein lebhaftes Verlangen, sein Leben als Mönch im gedachten Gotteshause zu beschließen. Er entdeckte diese Neigung

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

seinen Eltern, und obgleich diese über solchen Entschluß sehr betrübt waren, ließen sie ihm doch zuletzt seinen Willen; und so erfolgte bald sein Eintritt in den Orden, worüber die Mönche sich sehr erfreuten, wiewohl ihnen diese Aufnahme des Grafen später zu großem Herzeleid ausschlug.

Mittlerweile erhielten Raimund und Melusina, als sie gerade zu Favent Hof hielten, durch einen Eilboten die frohe Nachricht von dem wunderbaren Glücke ihrer beiden Söhne, Antonius und Reinhard. Sie dankten Gott von ganzem Herzen dafür und waren es nun auch zufrieden, bei drei gekrönten Königen und einem Herzog einen Mönch in ihrem Geschlechte zu haben.

Gleichwie aber das Leid der Freude gemeiniglich auf dem Fuße zu folgen pflegt, so geschah es auch hier. Es fügte sich nämlich in der gedachten Zeit, daß der alte Graf vom Forst, Raimunds Vater, mit dem Tode abgegangen war, weshalb der älteste Bruder Raimunds nach Lusinia kam, um die Trauerpost zu überbringen. Weil es aber eben ein Sonnabend war, so vermißte der Graf vom Forst seine Schwägerin Melusina und bat seinen Bruder mit freundlichen Worten: „Lasset mir nach Belieben auch Eure Gemahlin erscheinen, lieber Bruder, damit ich ihr die gebührende Ehre erzeigen kann!“ Nun erwiderte zwar Raimund mit aller Höflichkeit, daß dies erst morgenden Tages geschehen könne; der Graf wollte sich so schlechtweg hiermit nicht begnügen, sondern sagte ernstlich: „Lieber Bruder, mich dünkt, Ihr seid verzaubert! Wie könnet Ihr so geduldig sein und gar nicht nach dem Thun und Lassen Eurer Gemahlin fragen! Schon ist bei dem ganzen Volke ein Verdacht entstanden, daß Eure Frau ein offenbares Gespenst sei!“

Zorn und Ingrimm erfüllte die Seele Raimunds bei diesem Schimpf, den er erfuhr; voller Rachwut ergriff er ein Schwert und drang damit in das Geheimzimmer seiner Gemahlin. Hier stieß er jedoch auf eine wohlverwahrte, mit Eisen beschlagene Thür, die sich gleichsam seinem Grimme zu widersetzen und ihn zum Bewußtsein zurückzurufen schien. Aber der rasende Verdacht kehrte immer wieder. Er bohrte daher mit seinem Schwert ein Loch durch die Thür und blickte mit finsterem Auge hinein, um sein eigenes Unglück zu schauen.

Zu seinem ungeheuren Erstaunen sah er seine Gemahlin in ganz verwandelter Gestalt in einem Wasserbecken sitzen. Das Gesicht und die obere Hälfte des Leibes war wunderbar schön, aber von der Hüfte ab abwärts ging sie in einen langen, schlangenartigen Schweif aus; der glänzte wie Lasurblau mit Silber vermengt. Raimund stand vor der Thüre, ihm brach der kalte Schweiß aus, die Bangigkeit wollte ihm

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

das Herz sprengen, er konnte nichts sagen und nichts denken. Da fiel ihm endlich das teure Versprechen ein, das er seiner Gemahlin gethan und jetzt im Zorn so kaltsinnig gebrochen hatte. Er verklebte daher das Loch, das er mit seinem Schwert gebohrt, mit Wachs und schmeichelte sich mit der Hoffnung, Melusina werde seinen Treubruch nicht wahrgenommen haben. Dann verließ er in tiefer Schwermut ganz stillschweigend das Vorgemach und verfügte sich wieder zu seinem Bruder. Zu diesem sprach er mit finsterer Strenge: „Versuchet niemals wieder die Ehre meiner Gemahlin zu beflecken! Ihre Frömmigkeit leidet keine solche Beschimpfung, wie Ihr Euch deren schon zu viel gegen sie erlaubt habt. Darum eilt aus meinem Angesicht und reizet nicht ferner meinen Zorn, so lieb Euch Euer Leben ist!“

Der Graf, der den Raimund in seinem Gemüt so berückt sah, schwang sich in höchster Bestürzung eilends wieder zu Pferd und ritt heimwärts. Indessen nahm bei Raimund die Betrübnis darüber, daß er seinem Gelübde entgegengehandelt hatte, immer mehr überhand, und er brach in seiner Einsamkeit in bittere Klagen aus: „Unglückseliger Raimund,“ sprach er zu sich selber, „nur darum bist du zu solchem Glück erhoben worden, damit du jetzt desto tiefer fallest! Melusina, einziger Trost meines Lebens! soll ich ohne dich einsam leben, so will ich mich lieber in die Einöde verbergen!“ Und so währten seine Klagen den ganzen Tag und die schlaflose Nacht hindurch, bis endlich der Sonntag wieder anbrach.

Da öffnete sich die Kammerthür und Melusina trat mit dem gewohnten freundlichen Gruße vor ihn in aller ihrer menschlichen Schwachheit. „Mein Raimund,“ sprach sie, „was ruht für eine Wolke auf Eurer Stirne? Entdecket mir Euer Anliegen, damit ich Euch helfen kann!“ Wer war fröhlicher als Raimund, da er solches hörte! Er glaubte, Melusina habe keine Ahnung davon, daß er sie in ihrem unnatürlichen Zustande gesehen habe. Er erwiderte daher: „Nur Eure Abwesenheit hat eine so große Sehnsucht nach Euch erregt, so daß ich mich noch matt und schlaflos befinde.“ Melusina aber wußte alles, was geschehen war.

Während dieses in Lusinia vorging, war Geoffroy vor dem festen Schlosse angelangt, in dem sich der Riese Gedeon aufhalten sollte. Herrlich gewappnet ritt Geoffroy in mutigem Verlangen bis vor die Brücke des Schlosses und rief mit heller Stimme: „Wo bist du, schändlicher Bösewicht, welcher mein Land also verwüstet? Heute noch,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

du Bluthund, soll sich deine ganze Macht zur Erde strecken!“ Kaum hatte er diese Aufforderung beendigt, als der grausame Riese zu oberst im Schlosse das Fenster öffnete und mit spöttischer Miene herabrief: „Woher so allein, du Kleiner? Suchest du deinen Tod und bist du deines Lebens müde? Warte nur eine Minute, so bin ich bereit, deine Vermessenheit zu strafen!“

Hierauf nun zog der Riese schnell seinen Harnisch an und stellte sich mit seinem stählernen Schild, drei eisernen Stangen und drei Hämmern, die er an die Brust steckte, in seiner ganzen Länge von fünfzehn Schuh vor das Schloß heraus. Dennoch vermochte dies alles nicht dem unverzagten Geoffroy nur das geringste Entsetzen einzuflößen; vielmehr rannte er mit einem Satze auf den Riesen zu und stieß ihn mit dem Speer auf die Brust so heftig, daß er alsbald auf den Boden stürzte und die Erde von dem Falle erzitterte.

Als der Riese auf diese Weise den Ernst sah, wurde er vor Scham und Zorn ganz wütend, daß ihn der kleine Ritter auf einen einzigen Stoß darnieder werfen sollte. Behend richtete er sich wieder auf, ergriff eine von seinen stählernen Stangen und holte aus zu einem Streiche auf Geoffroy, der bereits zum zweitenmal gegen ihn anrannte. Der Streich traf Geoffroys Pferd und schlug diesem mitten im Laufe die beiden Vorderbeine ab, davon das Roß zur Erde fiel und liegen blieb. Geoffroy aber sprang behend vom Roß, riß seinen stählernen Kolben vom Sattelknopf herab und prellte mit diesem dem Riesen unversehens auf einen Schlag die eiserne Stange aus der Hand. Solchem Anfall zu begegnen, ergriff der Riese einen von den Hämmern, welche er an der Brust stecken hatte und warf ihn nach dem Ritter; der traf und schleuderte diesem gleichfalls den Kolben aus der Hand. Der Riese Gedeon, als er solches sah, bückte sich vor großer Freude, den Kolben selbst aufzuheben. Geoffroy aber, während jener sich bückte, ergriff sein Schwert und hieb ihm sogleich einen Arm von der Schulter hinweg. Gedeon, darüber sehr im Schrecken, griff mit der anderen Hand nach der einen Stange. Der hurtige Geoffroy aber entwich ihm, so daß jener vom starken Schwung auf die Kniee daniederfiel und seine Götter um Hilfe zu rufen anfing. Der Ritter fürchtete sich jedoch davor nicht, nahm die Gelegenheit wahr, führte einen tüchtigen Hieb auf des Riesen Helm und spaltete Helm und Kopf zugleich. So wurde der Riese überwunden und das Land von seinem Verderber errettet.

Nun stieß Geoffroy zum ermunternden Zusammenruf in des Riesen eigenes Horn, worauf alles umliegende Volk herbeieilte und in ein unendliches Freudengeschrei über den Sieg des tapferen Helden aus-

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

brach. Dieser selbst aber verfügte sich in das gewonnene Schloß und fertigte alsobald einen Eilboten ab, welcher seinen Eltern nach Favent die gute Botschaft von der Besiegung des Riesen überbringen mußte. Welche Freude diese Nachricht in dem Vater- und Mutterherzen erregte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Der Bote mußte sogleich wieder ein Schreiben Raimunds an seinen Sohn Geoffroy mitnehmen, in welchem er ihm zu seinen Siegen Glück wünschte und zugleich berichtete, daß sein Bruder Freimund in dem Kloster Mallières Mönch geworden sei. Aber diesen Brief hätte der gute Raimund besser unterlassen, denn er schmiedete mit demselben sein eigenes Unglück, wie wir hören werden.

Mittlerweile, während Geoffroy zu Garande alle mögliche Ehre angethan wurde, fügte es sich, daß ein eilender Bote dahergeritten kam, welcher Briefe an Geoffroy mit der Nachricht brachte, daß auch im fernen Lande Norwegen in der Landschaft Norheim sich ein ungeheurer Riese aufhalte, der großen Schaden in der Gegend anrichte, weswegen er, der berühmte Riesentöter, von dem Landesherrn ersucht würde, ihm wider jenes Ungeheuer Schutz und Hilfe zu leisten. Dieser Brief war für den heldenmütigen Geoffroy lustig zu lesen; er förderte den Boten mit dem mündlichen Bescheide ab, daß er sich bald bei ihnen einfinden und mit Gottes Hilfe auch gegen den dortigen Riesen den Sieg davontragen werde.

Als er nun in voller Zurüstung begriffen war und eben zu Schiffe sich den wilden Meereswellen vertrauen wollte, siehe, da kam der Bote seiner Eltern mit Raimunds Briefe, in welchem ihm seines Bruders Freimund Eintritt in das Mönchsleben gemeldet ward. Darüber ergrimmte Geoffroy dermaßen, daß der Zorn ihn schneebleich machte. „Ich will", schrie er voll Wut, „diese verführerischen Mönche zu Mallières züchtigen und ihr ganzes Kloster mit Feuer und Schwert vertilgen!"

Hierauf ließ sich Geoffroy in aller Eile die Pferde richten und ritt mit wenigen seiner Diener unverzüglich dem Kloster Mallières zu. Es war eines Dienstags, als er daselbst anlangte; der Abt ging ihm mit großer Ehrenbezeugung entgegen, um den Ankommenden zu bewillkommnen. Allein Geoffroy redete ihn voll Zornes also an: „Ihr Verführer eines jungen Ritterblutes, wie durftet Ihr meinen Bruder Freimund dazu verlocken, daß er den blanken Degen gegen die härene Kutte vertauschte? Wisset Ihr auch, daß Ihr für solches Verbrechen samt euern Mönchen den Feuertod verdient habt?"

Der Abt zitterte vor Schrecken und hub zu beteuern an, daß nur die eigene Begierde des Herzens Freimund bewogen habe, den

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Orden anzunehmen, und daß Freimund dieses selbst bezeugen kann! Aber diese Rede machte Geoffroy nur noch grimmiger; er stieg eilends vom Pferde, ließ zur Stunde einen großen Haufen von Holz und Stroh zusammenbringen und zündete diesen mit eigener Hand an, daß der Wind die Flammen nach dem Schlosse zutrieb. Der Abt mit den Mönchen war in die Kirche geflohen, und alle mußten hier unter Flammen, Dampf und Rauch jämmerlich ihr Leben enden.

Allein die Reue über die böse That blieb nicht aus. Als der Mörder den Aschenhaufen ansah, da erwachte, wiewohl zu spät, sein Gewissen. Er ritt in der größten Bestürzung wieder nach Garande zurück, schickte sich unverweilt zur Reise an und segelte schnell Norwegen zu, um seine Missethat desto eher zu vergessen.

Als inzwischen Geoffroys Vater zu Favent beim Morgenbrot saß, siehe da kam ein Bote von Mallières an und überbrachte den Bericht des Jammers, der dort durch Geoffroy geschehen war. Da verschloß sich Raimund in seine Kammer und beweinte in der Einsamkeit sein Herzeleid. Zugleich fiel ihm das Unrecht wieder ein, das er in der Übereilung des Zorns an seinem Bruder begangen, denn er erkannte jetzt, daß er doch an Melusina ein Meerwunder und halbes Gespenst habe.

In solchem Unmut traf ihn seine Gemahlin Melusina, die eben die Thür des Kammergemaches aufschloß und in Begleitung etlicher Ritter und Frauen eintrat, um ihren betrübten Herrn in seinem Kummer zu trösten. Aber Raimund sah sie mit grimmigen Gebärden an und brach in die unglückseligen Worte aus: „Hebe dich von mir, du böse Schlange und schändlicher Wurm, denn du allein trägst die Schuld daran, daß mein Sohn Freimund durch die mörderische Hand seines Bruders sterben mußte!“ Und nun warf er sich unter einem Strom von Thränen auf sein Lager hin, und würdigte seine getreue Melusina nicht mehr des Anschauens. Diese sprach in tiefster Betrübnis: „Ach, unbesonnener Raimund, zu all unserem Unglück wirst du auch an mir Unschuldigen noch eidbrüchig! Unseliger, warum hast du mich so vor allen Umstehenden beschimpft? War es dir nicht genug, mich heimlich belauscht zu haben, ohne daß ich ein Zeichen der Mißgunst vermerken ließ, wenn nur dein falscher Mund hätte schweigen wollen? Nun hast du uns beide mutwillig um unsere Wohlfahrt gebracht; denn ich wäre nicht von dir gewichen, bis mein natürlicher Tod mich von dieser Welt abgefordert hätte. So aber bringst du mir Leib und Seele bis an den jüngsten Tag in Pein und Trübsal. Falscher Raimund! die Stunde meines Abscheidens ist nun gekommen, und bald werde ich dahin müssen, wo mein Kummerlied erst recht anhebt.“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Diese Rede fuhr dem Raimund wie ein Dolch durch das Herz. In bitterlichen Thränen fiel er seiner treuen Melusina um den Hals und küßte sie mit klagenden Gebärden, so daß allen Anwesenden die heißen Thränen hervorquollen. Es war ein Jammer anzusehen. „Verzeihe mir, geliebtes Weib, und bleib bei mir!“ hub endlich der seufzende Raimund an. „Ich kann nicht,“ sprach Melusina, „denn das Verhängnis hat es also beschlossen.“

Als diese Worte gesprochen waren, verwandelte sie im Augenblicke ihre Gestalt, nahm zur Hälfte die einer Sirene oder eines Fisches an, sprang mit einem Satze auf das Fenster und fuhr zu aller Entsetzen zu demselben hinaus. Dabei geschah ein Rauschen in der Luft, das sich dreimal um das Schloß hören ließ, jedesmal mit einem vernehmlichen Klagegeschrei, und so verlor sie sich aus dem Gesicht und ward hierauf nicht wieder gesehen.

Raimund stand mit weit offenen Augen staunend da, dann fing er an, sich sein Haar auszuraufen und rief ihr mit wehmütiger Stimme viel tausend Abschiedsgrüße nach. Seitdem sah man ihn nicht mehr fröhlich, so lange er lebte.

Nun vernehmen wir wieder; wie es Geoffroy in dem Lande Norheim ergangen ist. Dieser war glücklich angelangt, und sogleich schallte in dem ganzen Lande das Freudengeschrei, der junge tapfere Ritter sei angekommen, der im Lande Garande den ungeheuern Riesen erlegt hätte. Die Herren des Landes kamen, ihm Glück zu wünschen, und der König ließ ihm alle mögliche Ehre erweisen. Danach wurde ihm ein erfahrener Wegweiser zugeordnet, dem diese Gegend, wo der Riese seine Wohnung hatte, bekannt war, und dieser führte Geoffroy zu einem Berge, Avelon genannt, wo das Ungeheuer am meisten sich aufzuhalten pflegte. Als sie den Berg hinanritten, wurden sie bereits von dem Riesen Grymold wahrgenommen, welcher aber aus Verachtung ganz regungslos sitzen blieb. Endlich, als sie ganz in der Nähe waren, hieß Geoffroy den vor Furcht zitternden Wegweiser mit seinem Pferd stille halten und dem Kampfspiele ruhig zusehen; er selbst ritt noch ein Kleines weiter aufwärts, bis er den Riesen auf einer schönen Bergwiese erreichte. Dieser wunderte sich über des Ritters Kühnheit und schrie ihn an: „Wer und von wannen bist du, Vermessener, daß du allein gegen mich zu reiten dich erkühnst?“ — „Ich komme,“ erwiderte Geoffroy, „mit dir zu streiten, du Ungeheuer!“ — „So bist du deines Lebens müde?“ sprach der Riese. „Komm,“ sagte darauf Geoffroy, „und mache

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

nicht viel Worte! Ertöte mich, wenn du kannst.“ Damit zückte er seinen Schild, ritt auf den Riesen mit seinem Speer los und traf diesen so empfindlich auf den stählernen Brustharnisch, daß er zur Erde fiel und die Beine in die Höhe kehrte; doch raffte er sich geschwind wieder auf. Der Ritter, welcher merkte, daß der erboste Riese jetzt einen Streich auf sein Pferd zu führen beabsichtigte, sprang behende vom Pferde. Da rief der Riese: „Du hast mir einen empfindlichen Stoß beigebracht, vermessener Ritter; dafür soll dir bald dein Lohn werden.“ Zugleich führte er mit seiner eisernen Stange einen furchtbaren Streich auf Geoffroys rechte Hand. Aber dieser entwich dem Hieb, so daß die Stange gegen einen Steinblock schlug und man den Streich einen Schuh tief darin sehen konnte. Unterdessen ergriff Geoffroy ein Schwert und schlug dem Riesen auf den Harnisch, daß die Splitter davonsprangen. Der Riese führte nun ganz grimmig mehrere schnelle Streiche hintereinander, denen Geoffroy immer auswich, so daß der Arm des Riesen ganz müde ward. Jetzt versetzte der Ritter dem Riesen einen Schwerthieb auf den Helm, daß ihm Hören und Sehen verging und er seine Stange fallen ließ, aber noch war seine Faust so kräftig, daß ein Schlag damit auf Geoffroys Helm diesen wie einen Trunkenen taumeln machte. Doch faßte der Ritter wieder neuen Mut und traf mit einem Streiche glücklich des Riesen Achsel tief durch den Panzer, so daß das Blut in Strömen von ihm floß. Jetzt warf sich der Riese rasend auf Geoffroy und begann mit demselben zu ringen. Sie faßten sich auch so gut, daß jedem der Atem ausgehen wollte. Aber der große Blutverlust machte den Riesen kraftlos, so daß er abstehen mußte. Dadurch kam Geoffroy abermals zum Schwert, versetzte ihm einen neuen Streich und zwang das Ungetüm, nach seiner Felsenhöhle zu eilen und sich dort zu verbergen.

Der muntere Ritter schwang sich indessen fröhlich auf sein Pferd, ritt zu dem Wegweiser zurück, der noch zagend auf seiner Stelle stand, und erzählte ihm, er habe den Riesen so hart geschlagen, daß dieser in seine Felsenhöhle geflüchtet sei. Der Wegweiser, der Mitleid mit dem jungen Helden empfand, fing an ihn zu warnen, denn in dem Berge gebe es Gespenster und seltsame Abenteuer; er rate ihm deshalb, den Riesen nicht anders zu bestehen, als wenn derselbe außerhalb des Berges zu treffen wäre. Geoffroy versprach jedenfalls den Riesen zu erlegen, und nun ritten sie, weil die Nacht herbeirückte, nach einem sicheren Orte, wo sich der Ritter ausruhen und mit einer tüchtigen Mahlzeit stärken konnte.

Als der frühe Morgen anbrach, machte sich der Held Geoffroy

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

auf den Weg und ritt wieder dem Berge zu. Dort angekommen, sprang er vom Pferde, ergriff seinen Speer und schritt in die Felsenhöhle hinein. Endlich sah er einen Lichtschimmer, dem er nachging, und der ihn in eine helle Kammer führte, die nur eine Thür hatte, aber mit Gold, Silber und Edelgesteinen sehr herrlich angefüllt war. Er sah sich verwundert in dem Gemach um: in der Mitte stand ein erhabenes Grabmal, auf dem war ein bewaffnetes, gekröntes Königsbild, aus milchblauem, durchsichtigem Chalcedon, liegend abgebildet, zu dessen Füßen war ein Frauenbild zu sehen, das eine Tafel von etlichen Blättern in den Händen hielt, auf der war folgende Schrift zu lesen: „Dies ist der König Helmas, mein liebster Gemahl, der hier begraben liegt, ein mächtiger König von Nordland. Weil er treubrüchig geworden, verlor er mich. Meine drei schönen Töchter nahm ich mir und erzog sie bis ins fünfzehnte Jahr, er wußte nicht wo. Dann entdeckte ich ihnen des Vaters Treubruch, darüber eiferten sie, und insonderheit wurde die die jüngste, Melusina, so zornig, daß sie beschloß, solches Verbrechen an ihrem Vater statt meiner zu rächen. So sperrte sie ihn in diesen Felsen ein, bis ans Ende seines Lebens. Ich selbst begrub ihn unter diesem Stein; und daß sein Grab vor Räubern und Schatzgräbern sicher wäre, habe ich den Riesen hierhergelegt, Grab und Felsenhöhle zu hüten. Meine drei Töchter haben drei besondere Merkzeichen: die jüngste, Melusina, die sehr klug und scharfen Verstandes ist, das, daß sie alle Sonnabend vom Gürtel an zur Sirene wird. Wer sie freit, soll ihr geloben, sie an selbigem Tage weder zu besuchen, noch zu sehen, noch nach ihr zu fragen, auch keinem Menschen solch Geheimnis entdecken. Melora, meiner zweiten wunderschönen Tochter, legte ich auf, daß sie als Geist eines herrlichen Bergschlosses in Armenien hüten, daneben unabläſſig einen Sperber auf dem Haupte haben soll. Wer sich ihr nahen will, der muß von adeligem Ritterblute sein, ohne Entsetzen drei Tage und drei Nächte des Sperbers schlaflos hüten, keine Furcht und Scheu tragen, dann soll ihm vergönnt sein, von dem jüngfräulichem Geist eine Gnade, welche er will, außer ihrer Person und Hand zu erbitten. Wer sich aber vom Schlafe überwinden läßt, der soll sein lebenlang, ja bis zum jüngsten Tage des Geistes Gefangener sein. Meiner dritten Tochter Plantina gab ich auf dem hohen Berge Roniche in Arragonien ihres Vaters unendliche Schätze zu hüten, bis sich einer unseres Geschlechtes findet, der Burg und Schatz mit wehrhafter Hand erobert und König zu Jerusalem werden wird. Solches habe ich, ihre Mutter Persina, ihnen auferlegt. Damit begnüge sich, wem diese Tafel zu Gesichte kommt.“

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Geoffroy, der den Inhalt der Blätter bedächtig gelesen, geriet in großes Staunen. Er merkte jetzt, daß seine Mutter die Nymphe Melusina war, und König Helmas sein Großvater, Persina seine Ahnfrau gewesen. Aber völlig wollte er es erst glauben, wenn er glücklich den Riesen erlegt hätte. Mit neuem Eifer verließ er das Gemach und geriet auf einen weiten Platz, auf dem sich ein turmartiger Felsenbau befand. Aus diesem kam der Riese plötzlich hervorgetreten. Aber statt daß Geoffroy vor ihm hätte fliehen sollen, erschrak der Riese, als er den Ritter erblickte, und verkroch sich vor ihm in den Felsenturm. Geoffroy, dadurch ganz kühn gemacht, sprang ihm schnell nach. Nun aber hatte der Riese einen großen Stahlhammer, mit dem gab er dem Ritter einen Streich aufs Haupt; aber der Held hielt ihn aus und blieb unbeschädigt. Da packte Geoffroy voll Ingrimm sein wackeres Schwert und stach den Riesen durch und durch, so daß er tot auf die Erde fiel.

Da dankte Geoffroy dem Höchsten für den verliehenen Sieg, dann suchte und fand er den Ausgang aus der Höhle und eilte zu dem Boten zurück, der mit den Rossen am Fuße des Berges harrte. Beide ritten nun selbander in die Hauptstadt, wo dem tapferen Riesentöter vom König alle ersinnliche Ehre angethan wurde. Aber Geoffroy verweilte sich nicht lange mehr in Norheim, sondern machte sich wieder reisefertig auf den Weg und ruhete nicht, bis er zu Schiffe saß und seinem Vaterlande zusegelte.

Als die Kunde von seiner Rückkehr zu seinem Vater Raimund kam, ritt dieser seinem Sohne entgegen, und es war ein rechter Freudenempfang von beiden. Endlich nahm der Vater Raimund seinen Sohn bei der Hand, führte ihn beiseite und entdeckte ihm sein ganzes Herzeleid, den Verlust seiner Mutter und alles, was sich bisher zugetragen.

Geoffroy erschrak darüber heftig; er merkte wohl, daß auch sein böses Beginnen hierzu nicht wenig geholfen hatte. Wie er aber von seinem Vater erfuhr, daß dessen Bruder ihn gereizt, seine Melusina an einem Sonnabend zu besuchen und am Ende gar ihren Zustand ihr vorzuwerfen — da schwur er dem Grafen von dem Forste den Tod.

Er setzte sich zu Pferde und ritt in Begleitung seines jungen Bruders Raimund Tag und Nacht auf den Forst zu, bis er vor das Schloß gelangte. Dies fand er offen, stieg alsbald von dem Pferde ab und kam unversehens in den Saal, wo sein Oheim sich aufhielt. Geschwind griff er nach der Wehre und fuhr ihn mit ungestümer Rede also an: „Ha, Verräter, du bist derjenige, durch welchen wir alle unsere

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Mutter verloren haben. Bösewicht, du mußt des Todes sterben!“ — Der Graf vom Forst, von dieser Überraschung bestürzt, wollte sein Heil in der Flucht suchen und sprang zum Fenster hinaus, um das gegenüberstehende Dach zu erreichen, verfehlte es aber mit seinem Sprunge und fiel zu Tode. Nun ließ ihn Geoffroy begraben und befahl den Dienern, daß sie nunmehr seinem Bruder Raimund ohne alle Widerrede huldigen sollten; dies thaten sie halb aus Furcht, halb aus gutem Willen.

Der schwermütige Vater Raimund war inzwischen auch nach Lusinia zurückgekehrt, aber voll Unmut und Betrübnis, denn die Tödung seines leiblichen Bruders durch seinen Sohn war ihm berichtet worden. In tiefster Reue beschloß er, nach Rom zu ziehen, dort ernstlich Buße zu thun und nimmermehr nach Hause zu kommen, sondern sein Leben in einem Kloster zu beschließen. Während er sich mit so traurigen Gedanken abquälte, siehe, da kam sein Sohn Geoffroy im Schlosse an, ging zu seinem betrübten Vater hinauf, fiel vor ihm alsobald auf die Kniee und bat um Gnade wegen aller seiner Missethaten.

„Meine Verzeihung sei dir gewährt, mein Sohn,“ sprach Raimund ernst; „allein wir können die Toten mit allen unseren Klagen nicht erwecken. Übrigens thue ich dir hiermit kund, daß ich mir zur Buße eine Reise nach Rom vorgesetzt habe. Demnach befehle ich dir, das Land löblich zu regieren und deinen jüngsten Bruder Dietrich getreulich statt meiner zu erziehen; auch wenn er erwachsen ist, ihm die Herrschaft Portenach, Favent und Rochelle zum Besitze einzuräumen.

Geoffroy versprach ihm reumütig unverbrüchlichen Gehorsam, und Raimund trat nach einem thränenreichen Abschied von seinen beiden Söhnen die Reise an. Als er endlich zu Rom anlangte, legte er vor dem Papste wehmütig seine Beichte ab, empfing Absolution und nahm die ihm auferlegte Buße mit demütigem Gehorsam an. Dann machte er sich wieder reisefertig und pilgerte nach Montserrat in Arragonien, zu unserer lieben Frauen Kloster. Wie er an dem erwünschten Orte angekommen war, ließ er sich Einsiedlerskleider machen und begab sich in das Gotteshaus, dem Herrn dort zu dienen, so lange er lebte.

Etliche Jahre nachher beschloß Geoffroy bei sich, seinen Vater auch noch einmal zu sehen und in Monserrat aufzusuchen. Er übergab seinem Bruder Dietrich die Regierung für einige Zeit, zog auf die Reise und traf seinen Vater als einen Einsiedler beim Kloster zu unserer lieben Frauen. Des Halsens und Küssens war kein Ende. Aber vergebens bemühte sich Geoffroy, den alten Raimund zu bewegen, daß er mit ihm zurückkehren und sein Leben zu Lusinia in Ruhe

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

beschließen möchte. Er machte sich daher nach fünftägigem Aufenhalt bei ihm wieder auf den Heimweg, und beim Abschied vergossen Vater und Sohn bittere Thränen.

Der alte Raimund hinterließ sein Geschlecht in hohen Ehren blühend. —

Sein Sohn Reinhard regierte in Böhmen und that den Ungläubigen großen Widerstand; Antonius führte das fürstliche Regiment als Herzog von Luxemburg; der jüngere Raimund war Graf vom Forst; Uriens regierte in Cypern, that auch den Heiden große Drangsale an und stand den Rittern auf der Insel Rhodus getreulich in ihren Nöten bei. Gyot aber war König von Armenien und verfuhr auch streng gegen die Heiden. Gedes war Graf von der Mark, Horribil in frühester Kindheit gestorben, Freimund mit dem Kloster verbrannt, das übrigens von Geoffroy aufs prächtigste wieder aufgebaut wurde. Dieser, der tapfere Riesenwürger, war Herr in Mallieres und Lusinia; und Dietrich, auch ein berühmter Held und Ritter, hielt zu Portenach Hof. —

Das alles lassen wir aber jetzt beiseite und melden von einer sonderbaren Begebenheit in Armenien, wo Gyot als König regiert hatte. In diesem Königreich nämlich war ein Schloß, in welchem ein Gespenst hauste, genau nach der Beschreibung, die Geoffroy auf dem Denkmal im Riesenberge zu Norheim von dem Geist auf dem Berge Avelon gelesen hatte. Ebenda befand sich auch ein Sperber von sonderbarer Art. Wer bei diesem Gespenst Gnade finden und seines Lebens sicher sein wollte, der mußte sein Geschlecht von lusinischem Stamme erweisen, dann drei Tage und drei Nächte ohne Schlaf bei dem Sperber wachen und ihn hüten können; anders vermochte er ohne Lebensgefahr nicht sich diesem Schlosse zu nahen. Hatte er aber dies ohne Anstoß verrichtet, so durfte er eine Gabe fordern, nur die Person und Hand der Jungfrau Melora nicht. So nämlich hieß das Gespenst, wie wir oben auf der Grabtafel schon vernommrn haben.

Nun war nach Gyots Zeit ein König in Armenien, der wollte sich unterstehen, bei dem Sperber zu wachen, aber begehrte sich die verzauberte Jungfrau selbst als Gnade auszubitten und sie unter dieser Bedingung zu erlösen. Doch hielt er es in seinen Gedanken für ein Gaukelspiel und eine Posse. Aber endlich machte er sich wie zum Spaße dahin auf, die Sache in Augenschein zu nehmen. Als er nun unfern von dem Orte auf eine Wiese gerade unterhalb des Schlosses

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

gelangte, ließ er ein Gezelt daselbst aufschlagen, verfügte sich aber in voller Rüstung den Berg hinan bis an das Thor des Schlosses, darin sich der Geist und der Sperber befanden. Er hatte deswegen auch einen Köder in der Hand, um den Sperber damit zu ätzen. Indem er nun solches Vorhabens war, begegnete ihm auf dem Wege vor dem Schloß ein alter Mann, ganz bleich und mager von Gestalt, weiß gekleidet. Der fragte ihn, was er hier suche. „Ich will den Bedingungen, die für das Schloß festgesetzt sind, ein Genüge leisten und dem Sperber wachen", sagte der muntere König. „Wohlan," versetzte der Alte, „so kommt denn mit mir, ich will Euch hierzu anweisen und an den Ort führen, wo Ihr leisten könnt, was Ihr schuldig seid."

Hierauf führte der Alte ihn in einen herrlichen Palast und Saal, welcher des Königs Bedünken nach zu oberst in dem Schlosse zu sein schien. Alles sah so majestätisch und prächtig darinnen aus, daß sich jener nicht genug verwundern konnte. In diesem schönen Gemache nun zeigte sich auch der Sperber auf einer Stange sitzend, der gar schön und wohlgestaltet anzuschauen war. „Hier ist der Ort," hub der Alte an, „wo Ihr drei Tage und drei Nächte wachen müsset, und wenn dies vorüber ist, habt Ihr die Freiheit, um alles zu bitten, was Ihr wollt, nur nicht um die Hand und Person der Jungfrau. Wenn Ihr aber Eure Wache schläfrig und also zum Unglücke verrichtet, so sollt Ihr wissen, daß Ihr bis an den jüngsten Tag in diesem Schlosse bleiben müsset." — „Wohl," sagte der allzufreche König, „ich werde meine Schuldigkeit aufs beste thun, hernach aber auch die gebührende Gabe zu fordern wissen." Damit zielte er aber in seinen Gedanken einzig und allein auf die Jungfrau. Er hätte aber viel klüger gethan, wenn er dem Alten gefolgt wäre.

Nun vollzog er einen Tag und eine Nacht seine Wache mit Freuden und ätzte den Sperber auf das beste, so daß es schien, als ob einer mit dem andern gar zufrieden wäre. An köstlichem Essen und Trinken zu bestimmten Zeiten war kein Mangel, und das stand dem König in einem Augenblicke vor Gesicht, so daß er sich auf das beste pflegen konnte, als ob er an seiner königlichen Tafel selbst säße. Des anderen Tages am Morgen ätzte er wieder den Sperber und verrichtete seine Wache vortrefflich. Indem erblickte er eine äußerst schöne Kammer, deren Thür offen stand. In diese trat er ein und betrachtete mit Verwunderung, wie kunstvoll sie mit Abbildungen von Vögeln aller Art bemalt war; die Felder waren mit Gold aufs feinste ausgefüllt; dazwischen aber waren allerlei Rittergebilde mit Schild und Helmen gewappnet in Lebensgröße mit beigeschriebenen Namen zu sehen. Diese

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

alle hatten bei dem Sperber gewacht und in dem Schlosse geschlafen, waren aber nachlässig gewesen, und es war nun unter den Bildern ihre ewige Sklaverei bis an den jüngsten Tag, mit Beifügung des Jahres und Tages, wo es ihnen mißlungen, zugleich angedeutet. Nicht minder standen an drei besonderen Enden noch drei andere Ritter abgebildet, ebenfalls gewaffnet, welche ihre Wache sehr wohl verrichtet, wie nebst Jahr und Tag die Inschrift meldete; unter ihnen stand eingeätzt der Name, wie auch das Land, aus dem sie stammten.

Aber der König wollte sich auch in diesem Gemache nicht lange verweilen, sondern kehrte zum Sperber zurück, um nicht Unlust für sein getreues Wachen zu verdienen. So erreichte er mit seinem Fleiße auch den dritten Morgen. Siehe, da kam die gespenstische Jungfrau, im grünen Kleide, aufs prächtigste angethan, mit ganz freundlichen Mienen auf ihn daher in das Gemach gegangen, grüßte und empfing den König, und redete ihn mit höflichen Worten also an: „Ihr habt Euer Vorhaben gar klug und glücklich geendet, und der Sache ein Genüge gethan; so fordert denn nun auch Eure Gabe, damit solche Euch gereicht werde."

Der König, sich ein wenig brüstend, dankte für das gute Anerbieten und fing ganz hochmütig an: „Ich will keine andere Gabe als Euch selbst und Eure Hand davontragen." Die Jungfrau, als sie dies hörte, erwies sich etwas zornig, erwiderte ihm jedoch also: „Ihr müsset eine andere Gabe fordern, Freund, denn ich selbst kann Euch nicht werden." Der König aber wollte von solcher Forderung nicht abstehen, sondern beharrte auf seiner Rede, worüber die Jungfrau noch zorniger, ihm folgende Antwort gab: „Ihr strebet nach Unglück, und ich warne Euch vor solchem, und ich rate Euch, alsbald von Eurem Verlangen abzustehen, wenn Ihr anders wollet, daß Euer Königreich nicht aus Euren Händen gerissen werde."

„Sei es thöricht oder klug gehandelt," hub der vermessene König wieder an, „so werde ich doch nicht ablassen, Eure Hand zur Belohnung zu fordern und mich mit keiner anderen Gabe befriedigen lassen, so wahr ich König von Armenien heiße." Die Jungfrau, darüber noch mehr entrüstet, antwortete dem Ritter: „Du handelst so thöricht, als dein Großvater Raimund, welcher in beharrlicher Thorheit den weisen Rat verwarf und sein Gelübde brach, worüber er alles verlor, was er gehabt hatte. Auch du hast nun all deine vermeintlichen Glücksgüter, nach welchen du getrachtet hast, verloren. Von nun an ist nichts als Unglück und Trübsal dein Teil, wie es deinem Großvater ergangen ist, als er seine Gemahlin Melusina, welche meine Schwester war, verlor;"

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

dann erzählte sie ihm die ganze Geschichte von Helmas und Persina, und daß sein Vater Gyot ihrer Schwester Sohn gewesen.

„Du siehst also," schloß sie, „wie thöricht deine Forderung und dein verstocktes Beharren ist, daß du dadurch dein Reich verloren, welches nicht nur von dir genommen werden, sondern auf ein ganz anderes Geschlecht übergehen wird. Alles Glück und Ehre hast du mit deiner Thorheit verscherzt. So weiche denn, du armseliger Gyot, Gyots Sohn, denn du hast übel gehandelt, und sofort wird dein Unglück beginnen.

Der junge Gyot aber, von Verlangen geblendet, gedachte die Sache zu erzwingen, vergaß, was ihm der Alte vor dem Thore gesagt hatte, und mit Bitten und Flehen ihre Gunst zu gewinnen, eilte er ihr entgegen. Aber er fand sich betrogen! Das schöne Bild verrann, und er hatte nichts als einen Schatten gehalten; mit diesem Schatten aber schwand auch sein Glück und sein Heil. Doch war der junge König nicht lange allein, denn ein anderer abscheulicher Geist zeigte sich, den er nicht sehen, wohl aber hören und fühlen konnte. Dieser schlug ihn zur Erde und spielte ihm so übel mit, daß er Arme und Beine von sich streckend auf dem Boden lag. Wie er erbärmlich zu schreien anfing, so wurde er nur noch ärger von dem Geiste geschlagen. „Wehe mir," rief er, „wenn diese Geisterplage nicht von mir abläßt, so bin ich des Todes und muß mein junges Leben lassen. Ich Armseliger, daß ich ohne Gegenwehr Streiche erdulden muß! Erscheinst du mir nicht mit Hilfe, o gütiger Gott, so muß ich in Schmach und Schande verderben!"

Er hatte diesen Seufzer noch nicht ganz ausgestoßen, als er in einem Augenblicke von dem Gespenst aus dem Schlosse geworfen ward, so daß er halbtot auf der Erde lag und mehr einem kriechenden Wurme als einem Könige gleichsah. Doch zwang er sich empor und schwankte mit schwachen Kräften den Schloßberg hinab, seinem Gezelte wieder zu, welches auf dem Wiesengrunde stand. Dort konnte er vor Mattigkeit und Zittern kaum mit den Seinen reden, und auch diese waren über den Zustand ihres Herrn ganz bestürzt. Endlich unterstanden sich einige zu fragen, ob der König bei dem Sperber gewacht und die Gaben gewonnen habe. „Elender Gewinn!" versetzte er ihnen ganz wehmütig. „Mich hat ein unglückliches Gestirn hierhergeleitet! Geschwind sattelt mir die Pferde und schicket euch zum Aufbruche an, daß ich nicht auf dem Wege sterbe."

Alsobald wurde alles zugerüstet, der todschwache König selbst zu Pferde gebracht und mit ihm an das Gestade des Meeres geeilt; hier

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

nahmen sie ihm den Harnisch ab, brachten ihn zu Schiffe und segelten der Heimat zu. Unterwegs gingen ihm erst die Augen seines Verstandes auf, und er sah ein, wie guten Rat und treue Warnung er in den Wind geschlagen und in welches Elend er sich gebracht habe. Auf der Reise verfolgte ihn ein Sturm mit ungeheuren Meereswellen, was ihm so sehr zusetzte, daß er abermals in Todesgefahr stand, und Wasser und Erde durch des Himmels Verhängnis seine Feinde zu sein schienen. Endlich, nach vielen Trübsalen, kam er nach Hause und regierte mit schwachen Kräften. Diese nahmen von Tag zu Tag mehr ab. Und so ging es, wie der jungfräuliche Geist angekündigt hatte, mit ihm auf die Neige. Bald starb er an gänzlicher Auszehrung, und nach ihm wurde ein anderer König, aus ganz anderem Geschlecht erwählt und auf den Thron gesetzt. Dieser aber hatte gar schlechtes Glück in seinem Regiment, so daß das Königreich gleichsam mit seinen Herrschern erkrankte und fast augenscheinlich in ein elendes Verschwinden geriet. Und so währte es von diesem Gyot an gerechnet bis ins neunte Glied und auf den neunten Kronenträger.

Die dritte Tochter des König Helmas, Plantina, war von ihrer Mutter Persina als Hüterin des väterlichen Schatzes auf einen Berg in Arragonien abgeordnet. Sie war von Gestalt eine wunderschöne Jungfrau. Dieser Schatz nun sollte von niemand erhoben werden können, als wer aus dem Geschlecht des Königs Helmas stammte. An jenem Berge aber hielten sich viel grausame Drachen mit anderen wilden Tieren in unglaublicher Menge auf, so daß man ohne große Arbeit und augenscheinliche Lebensgefahr sich diesem Berge nicht wohl nahen durfte, denn viel tapfere Ritter hatten da schon ihr Leben gelassen, so daß keiner von denen, die dahin gelangt waren, zurückgekehrt war.

Nun fügte es sich einst, daß ein frischmutiger, junger Ritter, aus England gebürtig, dahinkam, mit dem kühnen Unterwinden, zuvörderst den verborgenen Schatz daselbst und dann auch das heilige Land zu erobern. Wie er nun in Arragonien anlangte, war sein erster Schritt der, daß er nach dem verzauberten Berge, wo sich der Schatz befinden sollte, genau Nachfrage hielt. Da wurde ihm denn alles bedeutet und urkundlich gezeigt. Die Herkunft des frischen Ritters war keine gemeine, er stammte vielmehr von einer zwar hohen Geschlechtslinie, denn er war einer von den Rittern der Tafelrunde des Königs Artus und ein naher Freund des Helden Tristan.

Dieser Ritter wurde endlich durch seine Begierde bis an den Fuß

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

des gedachten Berges getrieben, und traf hier sogleich ein ungestaltes und abscheuliches Tier, vor welchem der ganzen Natur hätte grauen sollen. Sein Bauch war wie ein Weinfaß gestaltet; es hatte nur ein einziges Ohr und nur ein einziges Auge, welches ihm auf der Stirne stand; die Nase selbst war drei Schuh breit und ebenso lang, aber es war kein Nasenloch darin, sondern sein Athem ging zu dem Ohr aus und ein. So abscheulich nun dieses Ungeheuer aussah, so wild und grausam war auch seine Natur, so daß es dem Ritter genug zu schaffen machte!

Die rechte Höhle, in welcher der Schatz verborgen war, befand sich in der Mitte des Berges, wo schon mancher tapfere Held sein Leben hatte lassen müssen. Rings um die Höhle waren kleinere Löcher, in welchen allerlei abscheuliche Lindwürmer und wilde Tiere hausten, und an allen diesen vorbei mußte derjenige, der zu der Höhle mitten auf dem Berge gelangen wollte. Der Berg selbst war drei arragonische Meilen lang, und es führte nur ein einziger schmaler Weg hinauf; wer dahin wollte, mußte schnell reiten oder gehen, ohne sich viel zu säumen oder lang umzusehen, denn man hatte weder Weile noch Raum, lange auszuruhen, da der Weg so weit war, und die vielen Schlangen und das Ungeziefer jeden Schritt umlagerten.

Dessenungeachtet war der kühne Ritter, nur von einem einzigen Wegweiser begleitet, immer getrost dem Berge zugeritten, indem der Führer voranging und der Ritter zu Pferde folgte, endlich kehrte auch der Wegweiser um, nachdem er mit großer Gefahr seine Schuldigkeit gethan hatte; aber der Ritter hieß ihn stille halten, stieg vom Pferde ab und gab ihm dasselbe an die Hand. „Bleibe über ein kleines hier," sagte er, „und weiche nicht von der Stelle, bis ich komme!" Aber der gute Führer würde leider eine lange Zeit habe warten müssen, wenn er sich nicht endlich aus dem Staube gemacht hätte.

Indessen betrat der Ritter den schmalen Steig, welcher so mühselig zu gehen war, daß er von seinesgleichen noch niemals gegangen war. Er war wohlgewaffnet und trug sein Schwert in der Hand. Da begegnete ihm bald ein großer Drache, der mit offenem Rachen auf ihn zuschoß. Als der Ritter dies Untier in Wut auf sich zueilen sah, zog er alsbald sein Schwert und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab; als er ihn aber, wie derselbe tot auf der Erde lag, abmaß, so erwies sich der Kopf nicht weniger als zwanzig Schuh lang. Hierauf ging der Ritter auf dem schmalen Wege guten Mutes vorwärts. Da begegnete ihm ein ungeheurer Bär, welcher auch ganz grimmig auf ihn zulief und ihm so nahe kam, daß er ihm sogar seinen Schild aus der

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Hand zu zerren suchte und den Harnisch an mehreren Orten beschädigte. Als der gute Ritter auch dieser Bestie grimmigen Zorn sah, nahm er sich einen sicheren, unverzagten Hieb vor und traf den Bären glücklich mit dem Schwerte auf die Schnauze, so daß derselbe augenblicklich zur Erde fiel. Hierüber wurde der Bär noch grimmiger, schlug auf den Ritter und ging ihm immer näher auf den Leib. Der Ritter aber wich mit einem Sprunge auf die Seite und hieb zugleich dem Tier eine Tatze ab. Nun wich das Ungetüm etwas rückwärts, setzte sich auf die Hinterfüße und that vorwärts auf den Ritter einen vorteilhaften Schlag, welcher so stark war, daß er seinem Harnisch Löcher schlug. Und durch die heftige Bewegung gerieten der Bär wie der Ritter zu Falle, so daß beide miteinander sich nicht mehr halten konnten, sondern den Berg herabrollten.

Der tapfere Ritter verlor hierüber sein Schwert, griff jedoch nach seinem Dolche, den er neben der Brust an seiner Seite stecken hatte, zückte diesen und gab dem Bären hinterwärts so seinen Teil, daß er ein schreckliches Gebrüll ausstieß und damit bezeugte, daß er jetzt endlich wohl getroffen sei. Der Ritter kam nun den Berg abermals hinan, suchte sein Schwert, fand auch solches und erlegte noch viel scheußliches Gewürm und andere Tiere mehr, die ihm alle den Weg streitig machten, und womit er sich ziemlich abmattete. Zuletzt gelangte er doch an die eiserne Thüre, vor der schon überwölbt von der Höhle ein entsetzliches Ungeheuer lag, das die Kluft hütete, in welcher der große Schatz und die gespenstische Jungfrau seit langen Jahren verborgen waren Der mutige Jüngling trat beherzt in die Höhlung, um das gräßliche. Tier dort aufzusuchen. Er traf dasselbe nur allzufrühe an; denn so bald er das Ungeheuer erblickte, richtete es sich mit solchem Ungestüm gegen ihn auf, daß wer es sonst gesehen hätte, vor Schrecken umgesunken sein würde. Und so lief es im höchsten Grimme mit offenem Rachen auf ihn zu. Obwohl nun der Ritter ganz flink der Bestie den Fang zu geben versuchte, indem er sein Schwert behend auszog und mit demselben auf solche stieß und zuschlug und ihr gar damit in den Rachen hinabrannte, so wollte es doch auf keine Weise bei dem durch Zauberkünste festgemachten Untier verfangen. Der Ritter aber wurde immer müder und entkräfteter, weil Stahl und Eisen nicht tüchtig genug waren, es zu verwunden. Endlich, als das Schwert mitten inne in der halben Tiefe des Rachens stecken hatte, ergriff das Tier dasselbe mit seinen Zähnen, biß es in zwei Stücke, ließ voll Grimm ein schreckliches Gebrüll hören und verschlang plötzlich den armen Ritter, welcher so große Thaten verrichtet und es weiter gebracht

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

hatte, als irgend einer vor ihm. Und jedermann bedauerte und beklagte ihn hernachmals.

Der Wegweiser hatte sich zwei Tage und zwei Nächte lang müde gewartet und war des Harrens samt dem Pferde ganz überdrüssig geworden; er setzte sich endlich auf das Roß und kehrte ohne seinen Herrn nach England zurück, um daselbst zu erzählen, daß sein Herr nicht aus dem Berge zurückgekehrt und ohne allen Zweifel verloren sei, ohne daß er den Hergang der Sache selbst recht gewußt hatte.

Es fügte sich aber, daß er von ungefähr zu einem weltweisen Manne, der Melisii Jünger hieß, geriet. Dieser hatte lange bei dem Berg in Arragonien gesessen und kannte alle Lage und Örtlichkeit daselbst. Weil dieser unter anderem Wissen auch in der schwarzen Kunst wohl erfahren war und sie vollkommen erlernt hatte, entdeckte er dem Wegweisen in Kraft seiner Wissenschaft alles klar: daß nämlich sein Herr, der Ritter von England, mit welchem er nach Arragonien gereist, mit verschiedenen wilden Tieren gestritten und sie überwältigt, zuletzt aber von einem ganz ungeheuren und wunderbaren Tier auf jenem Berg verschlungen worden sei. Der Führer glaubte dem Weisen, als einem geborenen Spanier, der über zwanzig Jahre seiner Wissenschaft obgelegen, und machte die ganze Sache kund, wo er immer hinkam, so daß das Gerücht davon in ganz England erscholl.

Ein anderer kühner Ritter, aus Ungarn gebürtig, nahm sich nun ebenfalls vor, den Kampf zu vollziehen und den Schatz zu erobern. Allein ehe er noch zwanzig Schritte den Berg hinangestiegen, siehe, da war der eingebildete Sieger schon besiegt und von einem abscheulichen Lindwurm umgebracht, wo nicht gar auch verschlungen worden. Er hatte es also mit seinem Siege lange nicht so weit gebracht, als der englische Ritter; diesem freilich war vor und nach keiner gleichgekommen, und er würde unfehlbar den verborgenen Schatz erreicht haben, wenn er nur dem Geschlechte des norheimischen Königs Helmas angehört hätte.

Als sich nun einstens auch Geoffroy, der allertapferste Held und Riesenstreiter zu Lusinia, in seines Schlosses Lustgarten bei einem Bankett in guter Gesellschaft fröhlich erzeigte, da geschah es, daß ein Bote herangeeilt kam, welcher gewiß sonderliche Neuigkeiten oder wichtige Sachen zu überbringen haben mußte. Als dieser dem Schlosse näher kam, ließ Geoffroy ihm alsobald entgegen gehen und ihn befragen, was für einen wichtigen Auftrag er auszurichten hätte, daß ihn der Weg

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

an diesen abgelegenen Ort führe. „Ich soll," sprach der Bote, „einen Ritter und beherzten Mann aufsuchen, welcher das Land Arragonien von einem unruhigen Berggeiste, um welchen herum sich auch noch giftige Würmer und grausame Bestien aufhalten, worüber schon viele tapfere Ritter ihr Leben eingebüßt haben, zu erlösen imstande ist!" Das berichtete der Diener dem Grafen, wie es der Bote ihm gemeldet. Darauf ließ Geoffroy diesen auf der Stelle rufen und vernahm dieselbe Kunde genauer aus seinem Munde. Namentlich fügte er die Nachricht von dem Unglücke bei, welches die beiden Ritter aus England und Ungarn betroffen hatte, und daß den Schatz niemand heben könne, der nicht aus dem Geschlechte des Königs Helmas entsprungen sei.

Auf diesen Bericht, der dem Geoffroy genug war, hieß er alsobald alle Fröhlichkeit einstellen, befahl dem Boten Speise und Trank zu reichen, ließ viel Volk seines Landes die Pferde rüsten und sich fertig halten und schickte ein Schreiben an seinen Bruder Dietrich ab mit dem Berichte, daß er unverzüglich zu ihm kommen und auf kurze Zeit die Regierung des Landes anstatt seiner übernehmen möchte, bis er von einer notwendigen Reise glücklich zurückgekehrt sein würde.

Dietrich fand sich auf diesen Ruf in aller Schnelligkeit ein, und es wurde ihm von Geoffroy das Regiment übertragen. Zu dem Boten aber sagte der Graf: „Verziehet Ihr, Laufer, und scheidet nicht von hier, bis ich selbst aufbreche, denn ich bin gesonnen, Euer Land mit Gottes Hilfe von jenem Übel zu erlösen!" Darüber freute sich der Bote heimlich in seinem Herzen.

Aber wie eitel und nichtig sind doch aller Menschen Anschläge gegen den verborgenen Ratschluß Gottes. Dies mußte Geoffroy an seinem eigenen Beispiel inne werden. Denn als alles zum Aufbruch fertig und bereit war, siehe, da kam ein anderer Bote, welcher sein Anbringen und seine Abfertigung noch vor dem aus Arragonien beschleunigt wissen wollte. Dieser Bote war der Tod. Denn Geoffroy erkrankte jählings, und weil er schon ziemlich bei Jahren war, auch sich durch viele ritterliche Thaten sehr abgemattet hatte, so nahm seine Krankheit immer mehr und mehr zu, daß er in kurzem starb und die arragonische Bergreise mit einer anderen, mit der Reise zum Grab, vertauschte. Er wurde wegen seiner löblichen Thaten von jedermann höchlich beklagt, und alle Welt meinte, er sei noch zu frühe gestorben, weil er besonders in der Grafschaft Poitiers mehrere Kirchen und Kapellen zu bauen angefangen hatte und dieselben noch nicht in vollkommenem Stande waren. Auch hatte er vorher viel anderes Rühmliche gethan und gestiftet. Das alles blieb jetzt abgestellt und unausgebaut.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Nach Geoffroys seligem Ende war sein Bruder Dietrich der einzige Erbe aller seiner Güter; dieser regierte sehr löblich und klug, teilte das Erbe, das ihm zugefallen, in vier Teile und gab sie nachmals seinen Kindern zur Morgengabe; denn er hatte vier Söhne, die alle gar tapfere und berühmte Helden wurden.

Diese Geschichte hat einer aus dem Lusinischen Geschlecht, Wilhelm von Portenach mit Namen, vor vielen hundert Jahren zuerst in welscher Sprache geschrieben; und damals war dies edle Geschlecht in vielen Stämmen über viele Lande ausgebreitet und mit Königen und Fürsten und uralten Geschlechtern befreundet und verwandt.

Die Schildbürger.

(Mit Bild.)

In dem großmächtigen Königreich Utopien hinter Kalekutta liegt ein Bauernstädtchen, Schilda genannt, von welchem mit allem Rechte das alte Sprichwort gerühmt werden konnte:

Wie die Eltern geartet sind,
So sind gemeiniglich die Kind.

Denn auch die Schildbürger waren in ihrer Eltern Fußstapfen getreten und so überaus hochweise und verständige Leute, daß sich der Ruhm von ihrer seltenen Weisheit über alle Länder verbreitete.

So kam es oft, daß aus ferne gelegenen Orten von Kaiser und Königen Botschaften an die Schildbürger abgefertigt wurden, um sich in zweifelhaften Sachen Rats zu erholen, der immer überflüssig bei ihnen zu finden war, da sie voll von Weisheit steckten. Endlich kam es sogar soweit, daß Fürsten und Herren, die ihrer keineswegs entbehren konnten, es viel zu umständlich fanden, Botschaften zu ihnen zu schicken, sondern jeder begehrte einen der Schildbürger in Person bei sich am Hofe zu haben, damit er sich täglich seines Rats bei allen Gelegenheiten bedienen könnte.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Daher wurde täglich aus der Zahl der Schildbürger jetzt einer, bald wieder einer beschickt, und in entlegene Länder abgefordert. In kurzem kam es dahin, daß fast keiner mehr in der Heimat blieb, worüber die Weiber, die nun genötigt waren, der Männer Stelle zu vertreten und alles zu versehen, das Vieh, den Feldbau und was sonst einem Manne zugehört, sehr in Mißmut gerieten, und ihre Männer nach Hause forderten. Diese nahmen daher von ihren Herren gnädigen Urlaub und kamen in der Heimat an. Hier trafen sie eine solche Verwirrung in allen Sachen, daß sie, so weise sie waren, sich nicht genug verwundern konnten, wie in der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit so vieles sich hatte verkehren können.

Auf dieses traten die Schildbürger zusammen, einen Rat zu fassen, was zu thun wäre, daß sie von ausländischen Herren nicht mehr wie bisher geplagt und abgefordert würden. Da hätte einer sollen die weisen und hochverständigen Ratschläge hören, die sogar vernünftig vorgebracht wurden. Zuletzt trat ein alter Schildbürger auf und äußerte sein Bedenken dieses Inhalts: „Da doch ihrer aller hohe Weisheit und großer Verstand die einzige Ursache sei, warum sie von Hause abgefordert würden, so dünke ihm das beste zu sein, wenn sie sich durch Thorheit und Aberwitz vor künftiger Zudringlichkeit beschirmten. Wie man sie früher ihrer Klugheit wegen in fremde Lande berufen hätte, so würde man sie jetzt ihrer Dummheit halber zu Hause lassen. Deswegen sei er der Meinung, daß sie alle einhellig, niemand ausgeschlossen, Weiber und Kinder, Junge und Alte, die abenteuerlichsten und seltsamsten Sachen anfangen sollten, die nur zu ersinnen wären; ja was jedem Närrisches in den Sinn käme, das sollte er thun.“ Mit diesem Vorschlag war jedermann freudig einverstanden, und so ging die Gemeinde auseinander.

Zu einem recht glückhaften Anfange kam man überein, zuerst ein neues Rathaus auf gemeinschaftliche Kosten zu erbauen. Deswegen zogen sie samt und sonders einmütig miteinander ins Holz, das jenseits des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, nach dem Rate ihres Baumeisters das Bauholz zu fällen. Als es von den Ästen gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben als eine Armbrust, auf der sie es heimschießen könnten; durch solches Mittel meinten sie, würden sie unsäglicher Mühe und Arbeit überhoben sein. So aber mußten sie die Arbeit selbst verrichten und schleppten die Bauhölzer nicht ohne viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab. Den letzten und stärksten Stamm fesselten sie gleich den andern auch

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

an, brachten ihn mit Heben, Schieben und Stoßen den Berg hinauf, und auf der anderen Seite zur Hälfte hinab. Sei es nun aber, daß sie es übersehen hatten, oder daß Stricke und Seile zu schwach waren, kurz, das Holz entschlüpfte ihren Händen und fing an, von selbst schnell und schneller den Berg hinabzurollen, bis es zu den anderen Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb. Solchem Vorgange sahen die Schildbürger bis zum Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle", sprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht haben; und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selbst besser hätten den Berg hinuntergehen können!" — „Nun, dafür ist Rat zu schaffen," sagte ein anderer! — „Wer sie hinabgethan hat, der soll sie auch wieder hinaufthun! Darum wer mit mir dran ist, spute sich! Wenn wir erst die Hölzer hinaufgeschoben haben, so können wir sie alle miteinander hinunterrollen lassen, dann haben wir mit Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl; sie schämten sich einer vor dem anderen, daß er nicht selbst so witzig gewesen sei, und wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten. Nur den einen Stamm, der von selbst die Höhe des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf um seiner Klugheit willen. Nachdem alle Hölzer wieder oben waren, stießen sie dieselben allmählich, eins nach dem andern den Berg hinab, standen droben und ließen sich den Anblick wohlgefallen. Ja, sie waren ganz stolz auf die erste Probe ihrer Narrheit, zogen fröhlich heim und saßen im Wirtshaus, wo sie auf Unkosten der Gemeinde zechten und schmausten.

Das Bauholz war gefügt und gezimmert, Stein, Sand und Kalk herbeigeschafft, und so fingen die Schildbürger ihren Bau mit solchem Eifer an, daß sie in wenigen Tagen die drei Hauptmauern von Grund aus aufgeführt hatten; denn weil sie was besonderes haben wollten, so sollte das Haus dreieckig werden. An einer Seite ließen sie ein großes Thor in der Mauer offen, um, wie sie vermeinten, das Heu, das der Gemeinde gehörte und dessen Erlös sie miteinander vertrinken durften, hineinzubringen. Dieses Thor kam denn auch — woran sie nicht gedacht — ihrem Herrn Schultheiß wohl zu statten, sonst hätte dieser samt den Gerichtsherrn, wenn sie in den Rat gehen wollten, über das Dach hineinsteigen müssen, was zwar ihrer Narrheit

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

ganz angemessen, aber doch all zu unbequem und dazu halsbrechend gewesen wäre.

Hierauf machten sie sich an das Dach. Dieses wurde nach den drei Ecken des Baues dreifach abgeteilt, der Dachstuhl auf die Mauer gesetzt und das ganze Werk nach ihrer Meinung untadelig ausgeführt. Danach wollten sie in ihr Rathaus gehen, um dasselbe zu aller Narren Ehre einzuweihen. Kaum aber waren sie in Ehrbarkeit hineingetreten, siehe, da war es ganz finster, so finster, daß keiner den andern sehen konnte. Darüber erschraken sie nicht wenig und konnten sich nicht genugsam verwundern, was doch die Ursache sein möchte; ob vielleicht irgendwo ein Fehler beim Bauen gemacht worden, wodurch das Licht aufgehalten würde. So gingen sie denn zu ihrem Heuthor wieder hinaus um zu sehen, wo sich der Mangel befinde. Da standen alle drei Mauern ganz vollkommen da, das Dach saß ordentlich darauf, auch an Licht mangelte es draußen nicht. Sobald sie aber wieder hereinkamen zu forschen, ob der Fehler drinnen liege, da war es wieder finster wie zuvor. Die wahre Ursache aber war, daß sie die Fenster an ihrem Rathause vergessen hatten. Die konnten sie nicht finden noch verraten, so sehr sie sich auch ihre närrischen Köpfe darüber zerbrachen.

Als der festgesetzte Ratstag gekommen, stellten sich die Schildbürger zahlreich ein und verfügten sich auf ihre Plätze. Einer von ihnen hatte einen brennenden Holzspan mitgebracht und ihn, nachdem sie sich niedergesetzt, auf seinen Hut gesteckt, damit sie in dem finsteren Rathaus einander sehen könnten. Hier ließen sich nun über den vorgefallenen Handel gar widersprechende Meinungen vernehmen. Die Mehrheit schien sich dahin zu neigen, daß man den ganzen Bau wieder bis auf den Boden abbrechen und aufs neue aufführen solle. Da trat einer hervor, der, wie er früher unter allen der allerweiseste gewesen, so jetzt sich als den allerthörichsten zeigen wollte, und sprach: „Wer weiß, ob das Licht oder der Tag sich nicht in einem Sack tragen läßt, gleichwie das Wasser in einem Eimer getragen wird. Keiner von uns hat es jemals versucht, darum wenn es euch gefällt, so wollen wir daran gehen, gerät es, so haben wir es um so besser und werden als Erfinder dieser Kunst großes Lob erwerben! Geht es aber nicht, so ist es doch zu unserem Vorhaben, der Narrheit halber, ganz willkommen!“

Dieser Rat behagte den Schildbürgern dergestalt, daß sie beschlossen, denselben in aller Eile zu befolgen. Deswegen kamen sie nach Mittag, wo die Sonne am heißesten scheint, alle vor das neue Rathaus, ein jedermit einem Geschirr, in das er den Tag zu fassen gedachte, um ihn hineinzutragen. Sobald nun die Glocke eins geschlagen,

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

da konnte man Wunder sehen, wie sie zu arbeiten anfingen. Viele hatten lange Säcke, darein ließen sie die Sonne scheinen bis auf den Boden, dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszuschütten. Andere thaten dasselbe mit verdeckten Gefäßen, als Hafen, Kesseln, Zubern und was dergleichen ist. Einer lud den Tag mit einer Strohgabel in einen Korb, der andere mit einer Schaufel, etliche gruben ihn aus der Erde hervor. Eines Schildbürgers soll besonders gedacht werden, welcher den Tag in einer Mausefalle zu fangen gedachte, und ihn so mit List bezwungen in das Haus tragen wollte. Jeder verhielt sich, wie es sein Narrenkopf ihm eingab. Und solches trieben sie den langen lieben Tag, so lange als die Sonne schien mit solchem Eifer, daß sie vor Hitze fast erlagen.

Als sie so mitten in ihrer Arbeit waren, kam von ungefähr ein fremder Wandersmann durch die Stadt gezogen. Der stand lange still und sah ihnen mit offenem Munde zu, ja bald wäre er auch zu einem Schildbürger geworden, so sehr zerbrach er sich den Kopf darüber, was denn das bedeuten sollte. Endlich fragte er den nächsten nach der Ursache, warum er denn so eifrig in der Sonne arbeite; da antwortete dieser ohne Bedenken, daß sie versuchten, ob sie das Tageslicht in ihr neugebautes Rathaus tragen könnten Der fremde Geselle war ein rechter Spaßvogel und meinte, daß er ihnen wohl helfen möchte, wenn sie ihm eine kleine Wegzehrung geben würden. Darüber waren die Schildbürger sehr froh und verhießen ihm eine namhafte Belohnung, wenn er ihnen seinen Rat mitteilen wollte.

Da heißt sie der Geselle die Dachziegeln hinwegzunehmen, welches auch alsogleich geschah. „Nun habt ihr," sprach er, „den Tag in eurem Rathause; ihr mögt ihn darin lassen so lang es euch gefällig ist." Damit sammelte er seine Wegzehrung ein und machte sich schnell davon. Aber die Schildbürger verstanden nicht, daß der Gesell mit seinen Worten gemeint hatte, sie sollten das Dach nicht wieder darauf decken, sonst würde es wieder so finster werden wie zuvor, sondern sie ließen die Sache gut sein, saßen in dem Hause zusammen und hielten Rat, wobei sie das Glück hatten, daß es den ganzen Sommer über nie regnete.

Als nun aber der leidige Winter mit seinen kalten Schneestürmen hereinbrach, da hatten die Schildbürger nichts Eiligeres zu thun, als gemeinschaftlich das Dach wieder zu decken. Aber siehe da, wie sie nun ins Rathaus gehen wollten, da war es wieder leider ebenso dunkel darin, als zuvor es gewesen war, und so mußten sie sich von neuem

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

mit ihren Lichtspänen auf den Hüten zusammensetzen und geschwind einen Rat darüber halten. Endlich kam die Umfrage auch an einen, der von ungefähr eines kleinen Risses in der Mauer gewahr geworden. Dieser stand auf und sprach: „Sind wir nicht alle doppeltgebohrte Narren! Keiner von uns ist so gescheit gewesen und hat gesehen, daß wir in das Haus keine Fenster gemacht haben, durch die das Licht hereinfallen konnte. Das ist doch gar zu grobe Thorheit!“ Über diese Rede erschraken und verstummten die anderen alle. Ohne die weitere Umfrage abzuwarten, fingen sie darauf miteinander an, allerorten die Mauern des Rathauses durchzubrechen, und da war kein Schildbürger, der nicht sein eigenes Fenster hätte haben wollen. Also wurde das Rathaus vollführt.

Einst geschah es, daß der Kaiser des großen Reiches Utopia wegen Reichsgeschäften in diejenige Gegend seines Landes kam, in welcher der Flecken Schilda lag. Da ihm vieles von den abenteuerlichen Schildbürgern erzählt wurde, so besuchte er den Ort und fand dort so viel spaßige Unterhaltung, daß er aus Dankbarkeit ein wackeres Mahl zurichten ließ, das nach seiner Abreise von den Schildbürgern verzehrt wurde. Als sie nun satt und trunken waren, kam sie das Verlangen an, auf eine grüne Aue hinauszuspazieren und dort sich zu erlustigen; da vergaßen sie einige guten Flaschen Weines nicht und fuhren fort, im Grase gelagert, bis in den Abend hinein zu zechen. Nun hatten sie aber alle Beinkleider von einerlei Farbe an und im Zechen die Beine durcheinandergeschränkt. Wie es nun Zeit war heimzugehen, siehe, da entstand eine große Not: Keiner konnte mehr seine Füße oder Beine erkennen, weil sie alle gleich gefärbt waren, saßen da, guckte einer den andern an, und fürchtete jeder, ein anderer möchte ihm seine Füße nehmen, oder er einem anderen seine Beine. Während sie einander so angafften, ritt von ungefähr ein Fremder vorüber, den riefen sie, klagten ihm den Jammer und fragten ihn, ob er nicht ein Mittel wüßte, einem jeden wieder zu seinen eigenen Beinen zu verhelfen. Der Fremde sprach, das könnte wohl sein, stieg ab und nachdem er sich vom nächsten Baum einen guten Prügel gehauen, fuhr er unter die Bauern und fing an, den nächsten auf die Beine zu schlagen, und welchen es traf, der sprang schnell auf, und mit den Streichen hatte ein jeder auch seine Füße wieder. Des waren sie alle froh, schenkten dem Reiter ein gutes Trinkgeld und nahmen sich vor, in Zukunft vorsichtiger mit ihren Füßen zu sein.

---

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Ein andermal gingen die Schildbürger, die gar ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht waren, hinaus, eine Mauer zu besehen, die noch von einem alten Bau übriggeblieben war, ob sie nicht die Steine mit Vorteil anwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes, langes Gras gewachsen, das jammerte die Bauern, wenn es verloren sein sollte, deswegen hielten sie Rat, wie man es etwa benützen könnte. Die einen waren der Meinung, man sollte es abmähen, aber niemand wollte sich auf die hohe Mauer wagen; andere meinten, wenn Schützen unter ihnen wären, so dürfte es das beste sein, wenn man es mit einem Pfeile herabschösse. Endlich riet der Schultheiß, man sollte das Vieh auf die Mauer schaffen und das Gras abweiden lassen. Diesem Rate neigte sich die ganze Gemeinde zu und zur Danksagung wurde erkannt, daß des Schultheißen Kuh die erste zu dem guten Futter sein sollte. Darein willigte der Schultheiß mit Freuden. So schlangen sie denn der Kuh ein starkes Seil um den Hals, warfen dasselbe über die Mauer und fingen auf der anderen Seite an zu ziehen. Als nun aber der Strick zuging, wurde, wie vorauszusehen war, die Kuh erwürgt und reckte die Zunge aus dem Schlunde. Als der Schultheiß dies gewahr wurde, rief er ganz erfreut: „Ziehet, ziehet nur noch ein wenig, sie hat das Gras schon gerochen!“ Aber sein Zuruf war vergebens; die Schildbürger konnten die Kuh nicht hinaufbringen und ließen sie daher wieder herab. Und jetzt wurden sie erst inne, daß die Kuh schon lange tot war.

Die Schildbürgerinnen gebärdeten sich füglich ebenso närrisch als die Schildbürger. Eine Witwe, die nur eine einzige Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ei legte, hatte einst so viele Eier gesammelt, daß sie hoffen durfte, drei Groschen dafür zu lösen. Sie nahm deswegen ihr Körbchen, zog mit den Eiern zu Markte und machte sich unterwegs folgende Rechnung: „Siehe,“ sagte sie zu sich, „du lösest auf dem Markte drei Groschen. Was willst du damit thun? Du willst damit zwei Bruthennen kaufen, die zwei samt denen, die du hast, legen dir in so und so viel Tagen so und so viel Eier. Wenn du diese verkaufest, kannst du noch drei Hennen kaufen, dann hast du sechs Hennen. Diese legen dir in einem Monat so und so viel Eier, die verkaufst du und legst das Geld zusammen. Die alten Hennen, welche nicht mehr legen, verkaufst du auch; die Jungen fahren fort, dir Eier zu legen, und brüten dir Junge aus, diese kannst du zum Teil aufziehen, zum Teil Geld daraus lösen. Darnach kaufst du dir etliche

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

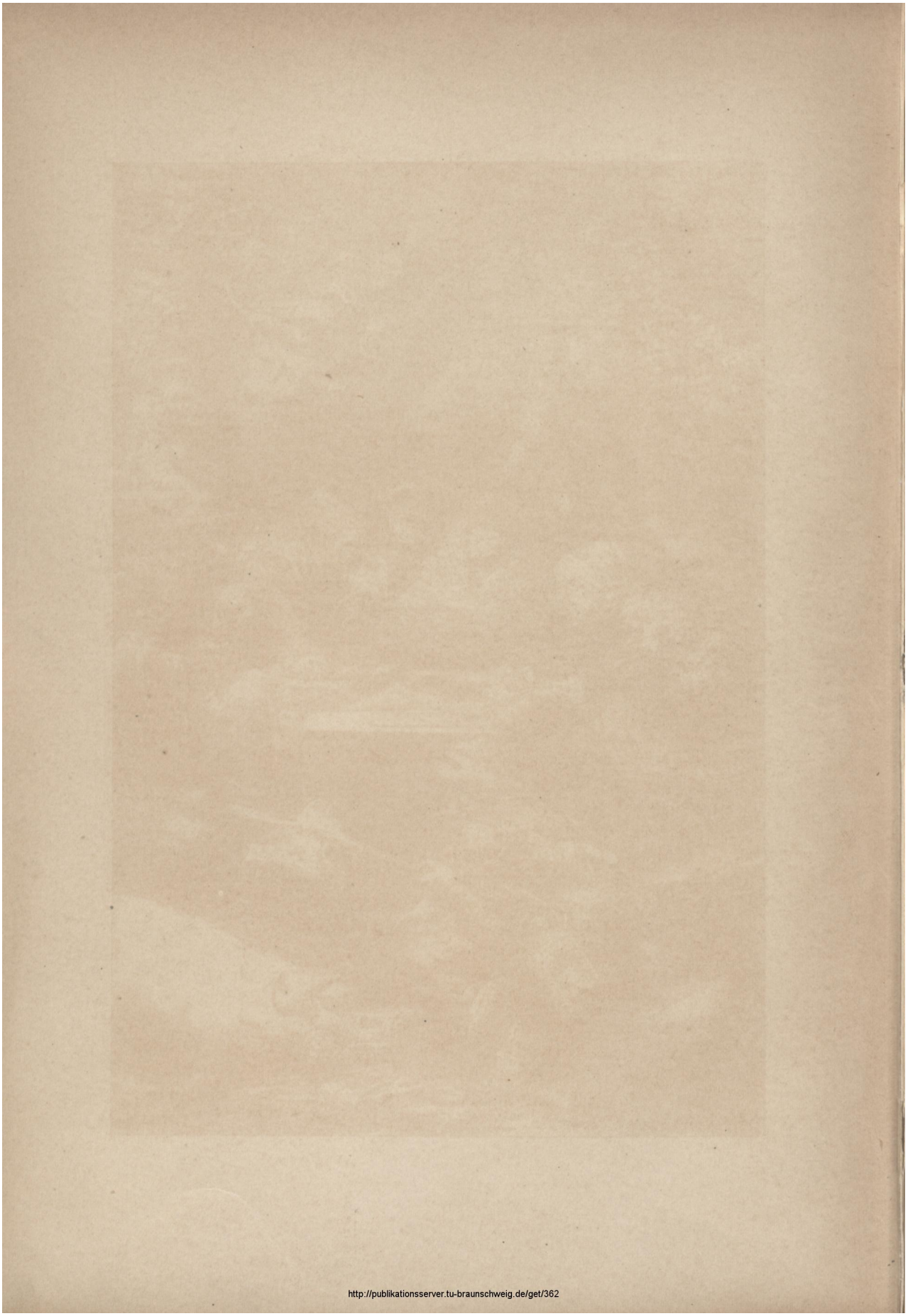
Gänse. Die tragen dir auch Nutzen mit Eiern, mit Jungen, mit Federn. So kommst du bald so weit, daß du eine Ziege kaufen kannst; die giebt dir Milch und junge Zicklein. Auf diese Weise hast du junge und alte Hühner, junge und alte Gänse, Eier, Federn, Milch und Zicklein, Wolle. Vielleicht läßt sich gar die Ziege auch scheren, du kannst es wenigstens versuchen; darauf kaufst du ein junges Mutterschwein, da hast du Nutzen über Nutzen von jungen Spanfergeln, von Speck, Würsten und anderem. Daraus lösest du so viel, daß du eine Kuh kaufen kannst, die giebt dir Milch, Kälblein und Dünger. Was willst du aber mit dem Dünger anfangen? Wahrhaftig, du mußt auch einen Acker kaufen, der giebt dir Korn genug. Danach schaffst du dir Rosse an, dingst dir Knechte, die versehen dir das Vieh und bauen dir den Acker. Alsdann vergrößerst du dein Haus, daß du Hausgesinde beherbergen und dein Geld aufheben kannst. Danach kaufst du noch mehr Güter, denn es kann dir nicht fehlen; du hast ja den Nutzen von Hühnern, von Gänsen, von Eiern, von Ziegenmilch, von Federn, von Wolle, von Zicklein, von Lämmern, von Spanferkeln, von Kühen — denen kannst du noch dazu die Hörner absägen und sie an den Messerschmied verkaufen, — du hast ferner den Nutzen von Kälbern, von Äckern, von Wiesen, von Haus und anderem. Darnach willst du dir einen Mann nehmen, mit dem kannst du in Freuden leben und eine reiche stolze Frau sein! O wie wohl willst du es dir alsdann sein lassen. Juchhe, Juchheisa, Hopsasa!" So jubelte die junge Witwe, that einen Freudensprung und stieß dabei mit ihrem Arme an den Eierkorb, daß dieser zu Boden fiel und die Eier alle zerbrachen. Da waren alle ihre Wünsche mitzerbrochen, nur der Junggesell nicht, den sie sich zum Manne erkoren hatte. Der konnte ja noch immer kommen. So stand sie nun auf dem Wege zum Markte und wartete auf ihn.

Die Schildbürger hatten eine Mühle gebaut, zu der sie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Mühlstein ausgehauen. Als sie diesen nun den Berg hinunterstoßen wollten, gab der Schultheiß den Rat, einer von ihnen sollte sich in das Loch des Mühlsteines stecken und mit hinablaufen, damit sie wüßten, wo der Stein hingelaufen sei. Das war gut, und alsobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch stoßen und mit dem Stein hinunterrollen mußte. Nun war zu unterst an dem Berg ein Fischweiher, in diesen fiel der Stein samt dem Schildbürger, und beide sanken zu Grunde, so daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Lith. Anst. v. M. Steger, Stuttgart.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

beide hingekommen seien. Da fiel ihr Verdacht auf den armen Gesellen, der mit hinuntergerollt war, als wäre derselbe mit dem Mühlstein davongegangen. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten und Dörfern bekannt machen: „Wo einer kommen würde mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man gefänglich einziehen und als einen Dieb bestrafen.“ Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zu viel Wasser getrunken, weshalb er sich nicht verteidigen und rechtfertigen konnte.

Auf eine Zeit verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. In dieser gefährlichen Zeit hatte sich ein unschuldiger, armer Krebs verirrt, und als er vermeinte, in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglück gen Schilda ins Dorf. Als ihn hier einige Bürger gesehen hatten, daß er so viele Füße habe, auch vorwärts und rückwärts gehen könne, gerieten sie in großen Schrecken, denn sie hatten noch nie zuvor einen Krebs gesehen. Sie schlugen deswegen Sturm, kamen alle über das ungeheure Tier zusammen und zerquälten sich mit Nachsinnen, bis zuletzt der gelehrte Schultheiß sagte, es müsse wohl ein Schneider sein, weil er zwei Scheren bei sich habe. Um dieses herauszubringen, legten die Schildbürger den Krebs auf ein Stück niederländisches Tuch, und wo der Krebs hin und her kroch, da schnitt ihm einer mit der Schere hinternach, denn sie dachten, daß der Krebs als ein rechtschaffener Meisterschneider das Muster eines neuen Kleides entwerfe, welches sie dann sofort nachahmen wollten. So zerschnitten sie am Ende das Tuch ganz, daß es zu nichts mehr nütze war, und merkten endlich den Betrug. Darüber erbost, griff einer nach dem Krebse und wollte ihn vom Tische herunterwerfen, aber der Krebs erwischte ihn mit der Schere dermaßen, daß er um Hilfe zu rufen und zu schreien anfing. Als die andern Schildbürger dies sahen, setzten sie sich eilig zu Gerichte und ließen folgendes Urteil über den Krebs ergehen: „Sintemal niemand wisse, was er für ein Geschöpf sei, es sich jedoch herausstelle, daß dasselbe sie betrogen und sich für einen Schneider ausgegeben, ja einen mörderischen Anschlag auf einen der ihrigen gewagt habe, so erkennen sie, daß es als ein Betrüger und Mörder solle im Wasser ersäuft werden.“

Demzufolge ward einem Schildbürger der gefährliche Auftrag gegeben, den Krebs zu fassen und auf ein Brett zu legen; dieser trug ihn dem Wasser zu, und die ganze Gemeinde von Schilda ging mit, da ward er im Beisein aller ins Wasser geworfen. Als der Krebs

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

sich wieder in seinem Elemente fühlte, da zappelte er vor Freuden und kroch rückwärts in das tiefe Wasser. Die Schildbürger aber sahen dies nicht ohne großes Mitleid an. Einige fingen an zu weinen und sprachen: „Schaut doch, wie thut der Tod so wehe!“

Das Geschrei von einem Kriege war nicht ohne Grund gewesen; denn bald kam den Schildbürgern der Befehl zu, eine Anzahl Knechte zur Besatzung in die Stadt zu schicken, dem sie auch nachkamen. Einer dieser abgeordneten Schildbürger begegnete, als er in die Stadt einzog, dem Kuhhirten mit seiner Herde, und eine der Kühe berührte den Kriegsmann aus Schilda ein wenig mit ihrem Horn. Erzürnt und mutig zog der Schildbürger den Dolch aus seinem Gürtel, trat auf die Kuh zu und sprach: „Bist du eine redliche und ehrliche Kuh, so stoße noch einmal!“ Womit er diesen Feind glücklich aus dem Felde schlug. Einige Zeit darauf thaten die Städter einen Ausfall, um den Bauern Hühner und Gänse abzunehmen. Nun hatte jener Schildbürger kurz zuvor ein handbreites Panzerstück gefunden, und weil er sich gerade eine neue Kleidung machen ließ, so befahl er dem Schneider, dieses Blech unter das Futter zu vernähen und gerade vor das Herz zu setzen, damit er desto sicherer wäre. Der Schneider versprach lächelnd, er wolle den rechten Fleck mit dem Panzerstück schon treffen. Wie die Kleidung nun fertig war, marschierte der Schildbürger getrost unter den anderen hinaus, gute Beute zu erjagen; aber ehe er sich versah, waren die Städter über ihn hergefallen und jagten ihn. In der Angst wollte er über einen Zaun klettern, blieb aber mit den Hosen hängen. Da stach einer der Städter nach ihm mit der Hellebarde, so daß er vollends über den Zaun hinüberflog. So lag er drüben lange in Todesangst und seiner Meinung nach schwer verwundet. Als aber die Feinde vorübergezogen waren, und er nichts von einer Wunde spürte, verwunderte er sich sehr und beschaute sich seine Hosen, ob nicht wenigstens diese durch und durch gestoßen seien. Da fand sichs, daß der Schneider den rechten Fleck für das Panzerstück ausersehen und es hinten in die Hosen vernäht hatte. „Ei nun danke ich Gott,“ sprach der Kriegsknecht, „und dem klugen Mann, der mir dieses Kleid gemacht hat. Wie gut hat er gewußt, wo einem braven Schildbürger das Herz sitzen muß!“

Der Krieg war glücklich vorüber, aber die Stunde der Schildbürger hatte trotzdem geschlagen. In ihrem Dorfe gab es nämlich keine

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

Katzen, die man nicht einmal dem Namen nach kannte, wohl aber unglaublich viel Mäuse, die ganz zahm am hellen Tage auf den Straßen umherliefen. Da begab es sich, daß wieder ein fremder Wandersmann durch ihren Flecken zog, der trug eine Katze auf dem Arm, und als er die vielen Mäuse erblickte, ließ er die Katze laufen, worauf diese in wenigen Minuten eine große Menge derselben erlegte. Da die Schildbürger dies sahen, fragten sie den Wandersmann begierig, ob ihm das Tier feil wäre; und obgleich jener hundert Gulden für die Katze forderte, wurde ihm dieser Preis von den Bauern gerne bewilligt. Der Fremde trug nun den Schildbürgern die Katze in ihre Burg, in der sie ihr Getreide liegen hatten, und wo die meisten Mäuse sich aufhielten; alsdann zog er eilends mit dem Gelde davon, denn er fürchtete sich, der Kauf möchte die Bauern gereuen.

Nun hatten diese vergessen zu fragen, was das Tier esse; weshalb einer dem Wandersmann schnell nachlaufen mußte. Als nun der mit dem Gelde sah, daß ihm jemand nachkomme, eilte er nur destomehr. Der Bauer aber rief ihm von ferne zu: „Was isset es! Was isset es?“ Jener antwortete: „Wie mans beut! Wie mans beut!“ Der Bauer aber verstand: „Vieh und Leut! Vieh und Leut!“ Er kehrte in großem Unmut heim und zeigte das seinen gnädigen Ratsherren an. Diese erschraken sehr darüber und sprachen: „Wenn es keine Mäuse mehr hat, so wird es unser Vieh fressen und endlich uns selber!“ Sie hielten deswegen Rat über die Katze und wollten sie töten. Weil aber niemand den Mut dazu hatte, so beschloßen sie einmütig, die Burg, in welcher sich die Katze befand, mit Feuer zu vertilgen. Und somit zündeten sie ihr eigenes Schloß an.

Als aber die Katze das Feuer roch, sprang sie zu einem Fenster hinaus und floh in ein anderes Haus. Niemand war in größerer Angst als die Schildbürger, da sie der Katze nicht ledig werden konnten. Sie hielten aufs neue Rat, kauften das Haus, in dem die Katze jetzt war, und zündeten es auch an. Aber die Katze entsprang auf ein Dach; da saß sie eine Weile und putzte sich mit der Tatze den Kopf; die Schildbürger aber meinten, das Tier hebe die Hand auf und schwöre, daß es solches nicht ungerächt lassen wolle. Da nahm einer einen langen Spieß, um damit nach der Katze zu stechen. Sie aber ergriff den Spieß und fing an, an demselben herabzulaufen. Darüber entsetzten sich die Bürger, liefen davon und ließen das Feuer brennen. Dieses verzehrte das ganze Dorf bis auf ein einziges Haus; die Katze aber kam gleichwohl davon. — — —

Die Schildbürger hatten sich mit Weib und Kind in einen Wald

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

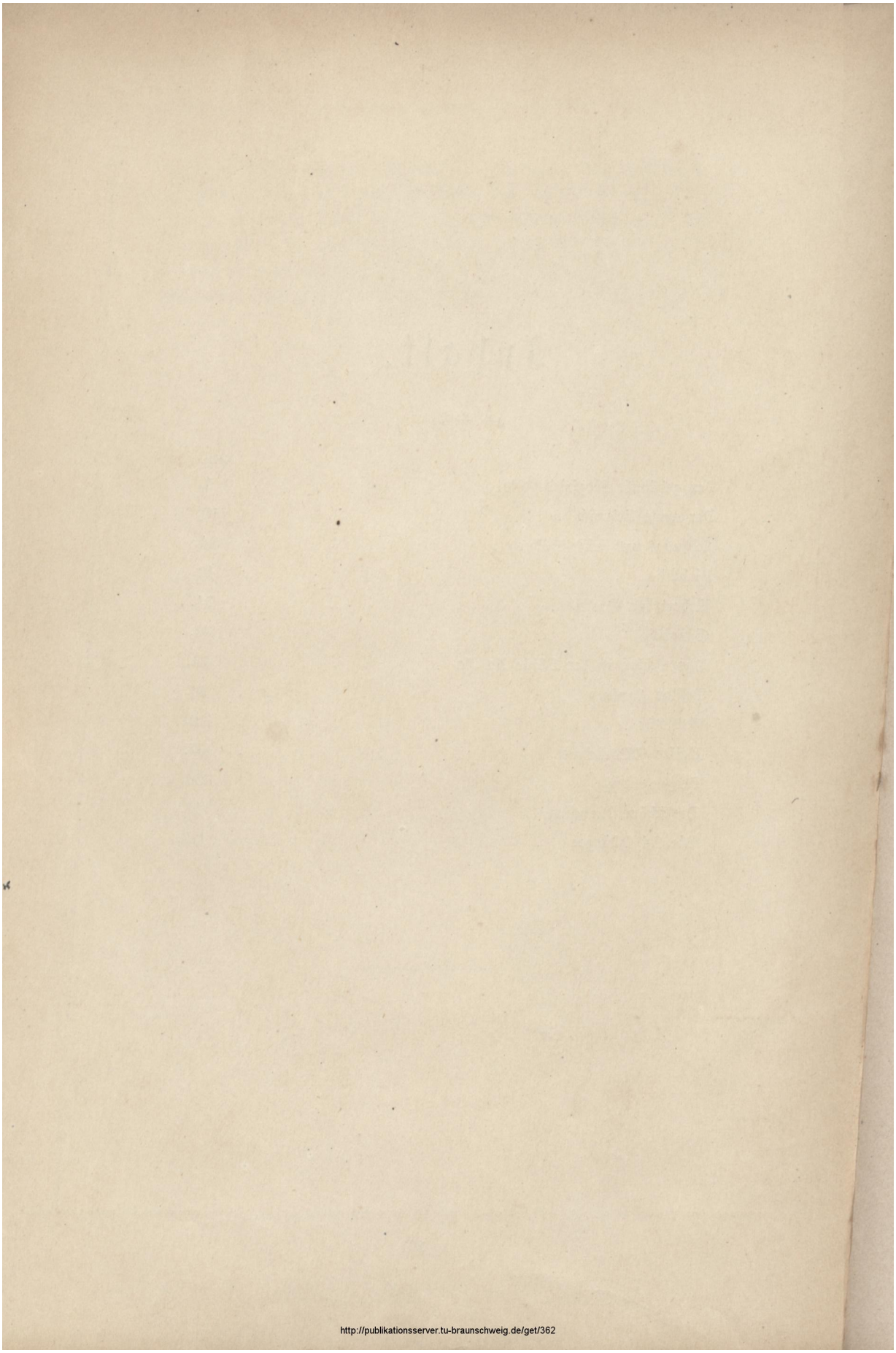
geflüchtet und waren in großer Not: Hab und Gut waren dahin, dazu fürchteten sie den Eid und die Rache des schrecklichen Maustöters. Sie fanden deswegen nichts Besseres, als andere Wohnungen zu suchen. So verließen sie alle ihr Vaterland, zogen voneinander, der eine da, der andere dort hinaus, und ließen sich an vielen Orten nieder. Und seit dieser Zeit giebt es närrische Schildbürger in der ganzen Welt.

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

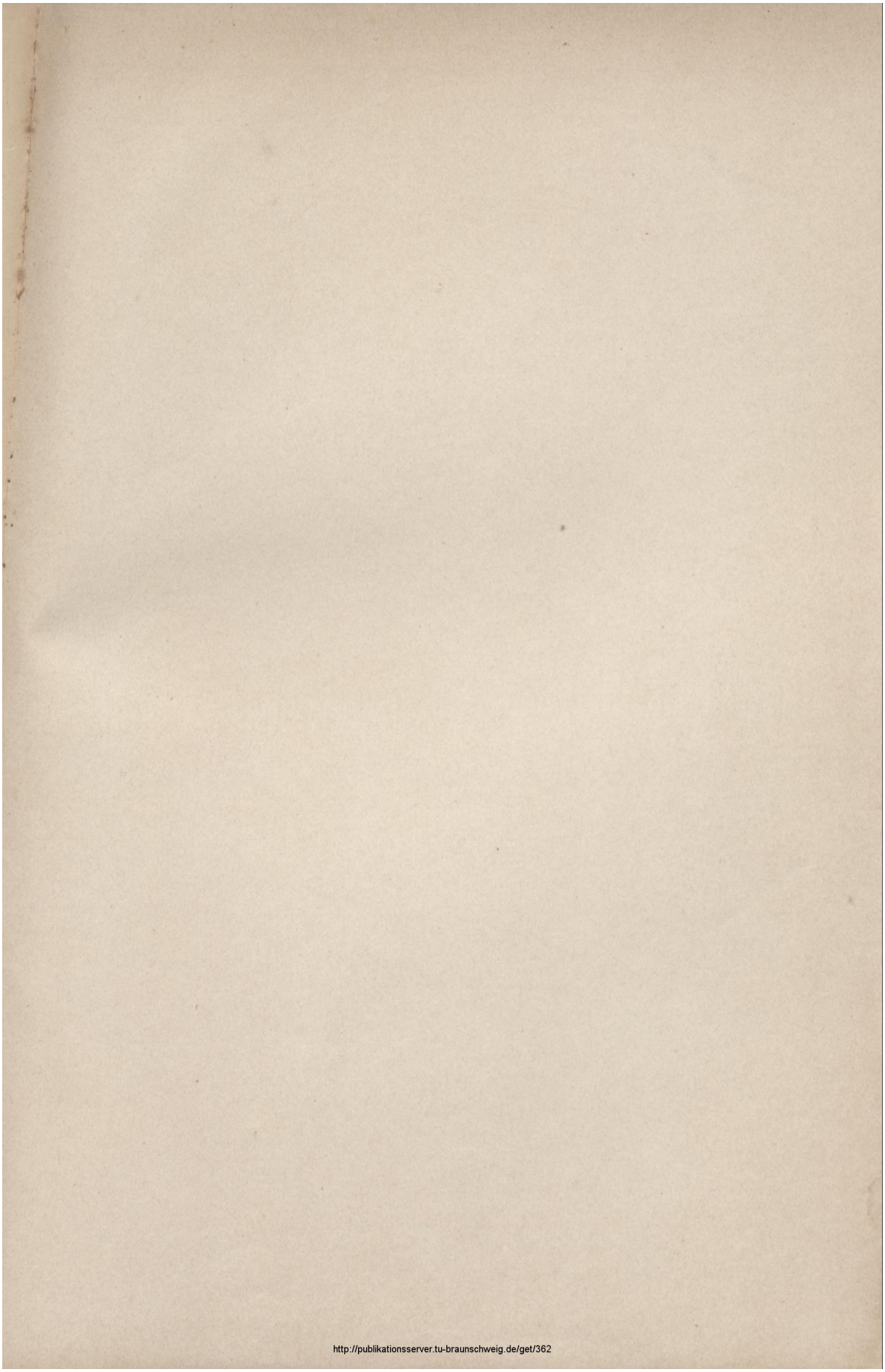
Inhalt.

	Seite.
Der gehörnte Siegfried	1.
Der arme Heinrich	19.
Fortunat und seine Söhne	24.
Hirlanda	46.
Robert der Teufel	54.
Genovefa	62.
Das Schloß in der Höhle Xa Xa	76.
Doktor Faustus	90.
Griseldis	110.
Kaiser Oktavianus	117.
Herzog Ernst	136.
Die schöne Melusina	148.
Die Schildbürger	179.

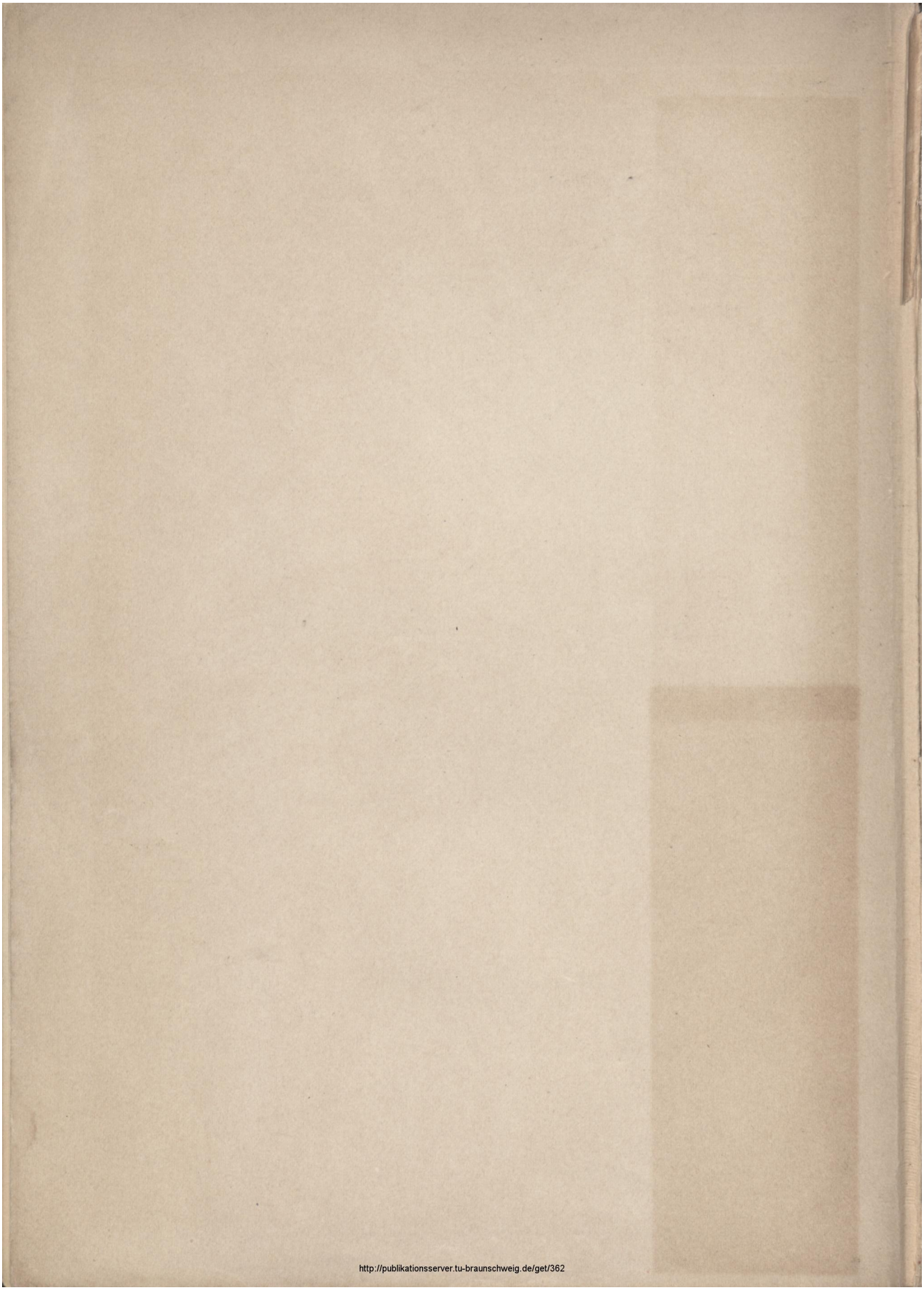
31494
http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

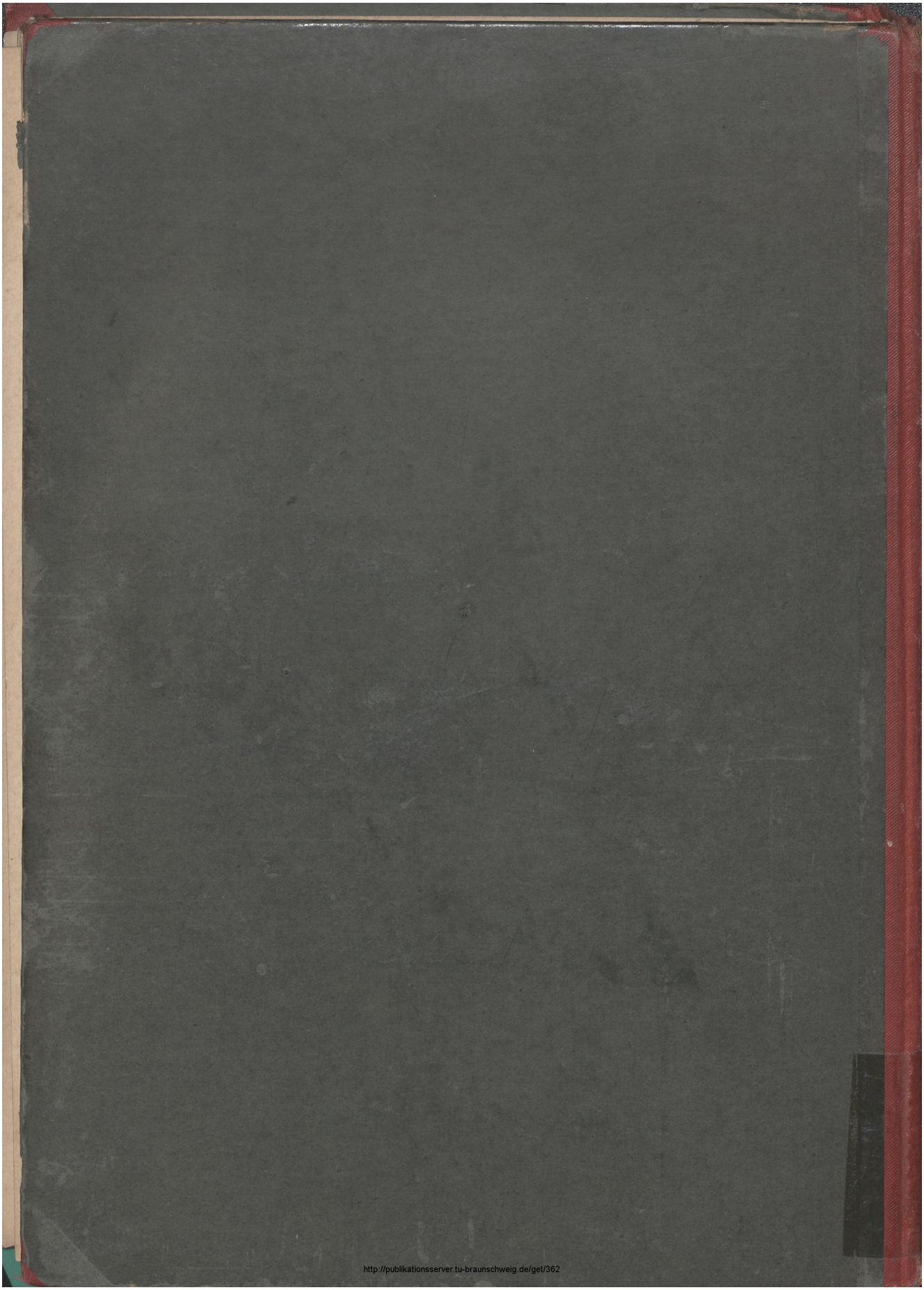


http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362


http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362

zsdb Entsäuerung
30. Sep. 2010

http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362



http://publikationsserver.tu-braunschweig.de/get/362